LEO FROBENIUS

ERLEBTE ERDTEILE

III. BAND

VOM SCHREIBTISCH ZUM ÆQUATOR

PLANMÄSSIGE DURCHWANDERUNG AFRIKAS

S
17
7027

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

5,40
2.75

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

LEO FROBENIUS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VERÖFFENTLICHUNGEN

DES

FORSCHUNGSINSTITUTES

FÜR

KULTURMORPHOLOGIE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ERLEBTE ERDTEILE

ERGEBNISSE
EINES DEUTSCHEN FORSCHERLEBENS

VON

LEO FROBENIUS

Bd. I. AUSFAHRT: Von der Völkerkunde zum Kulturproblem.

Bd. II. ERSCHLOSSENE RÄUME: Das Problem Ozeanien.

Bd. III. VOM SCHREIBTISCH ZUM ÄQUATOR: Planmäßige Durchwanderung Afrikas.

Bd. IV. VOM VÖLKERSTUDIUM ZUR PHILOSOPHIE: Der neue Blick.

Bd. V. DURCH DAS TOR DER ERKENNTNIS: Afrika im Lichte der Kulturmorphologie; Teil 1.

Bd. VI. DURCH DAS TOR DER ERKENNTNIS: Afrika im Lichte der Kulturmorphologie; Teil 2.

Bd. VII. VON DEN FORMEN ZU DEN LETZTEN DINGEN: Metaphysischer Rundblick.

Es besteht die Absicht, die Reihe fortzuführen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VOM SCHREIBTISCH ZUM ÄQUATOR

PLANMÄSSIGE DURCHWANDERUNG AFRIKAS

VON

LEO FROBENIUS

(ERLEBTE ERDTEILE; Bd. III)

1925
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG • FRANKFURT AM MAIN

Deutsche Kolonial-Bibliothek

S17/7027

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1925 by Frankfurter Societäts-Druckerei
G. m. b. H. • Frankfurt a. M.

1939/339

48/570 kA

INHALT

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN 13

WANDERJAHRE 15

1. VOM ERDENKEN ZUM ERLEBEN (1924). Afrika als Kulturraum — Plan zur kulturgeschichtlichen Erschließung — Allgemeines über die Durchführung — Vor dem Erlebnis — Die Umbildung — Neue Schau . . . 17—41

2. DAS GUT UND BÖSE DER NATURVÖLKER, bemessen nach dem Seligkeitsglauben (1898). Moralbegriffe und Moralverständnis — Seligkeitsglauben; entscheidend: Lebensstellung, Sitte, Todesart, Begräbnis, Totenopfer und Totenfest, Lebenswandel; mehrere Glauben nebeneinander — Von Gut und Böse — Anwendung des Seligkeitsglaubens . . . 43—89

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. GEDANKEN ÜBER DIE ENTWICKLUNG DER PRIMITIVEN WELTANSCHAUUNG (1899). Zur Selbständigkeit unserer Wissenschaft — Das Motiv — Rhythmus und Ursprung des Motives — Die zwei Welten — Material und Ziel der Weltanschauungslehre — Die Formen — Die Genesis — Entwicklungsreihen — Das Fehlen der Bindeglieder — Inkongruenzen — Die Gedanken — Die Entfremdung — Die Einschaltung und andere Wandlungsprozesse — Herrschende und dienende Motive — Uebergangsgebiete — Drei Weltanschauungsepochen — Der Zerfall einer Weltanschauung — Fragmente einer Weltanschauung — Kreise der hohen und niederen Weltanschauung — Charakter der Weltanschauung — Weltanschauung, Religion, Wissenschaft — Das Glauben . . 91—126

4. KONGOREISE (erste Reise). (1905.) Steppen- und Waldvölker — Studien und Beobachtungen über die Arbeit der Eingeborenen des Kongogebietes — Tätigkeit des werdenden Ethnologen; besonders das ethnologische Sammeln 127—169

5. DIE LANDSCHAFTEN DES SÜDLICHEN KONGOBECKENS (1907). Die Gliederung —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Im Sohlenlande — Im Terrassenlande — Im Schwammlande . . . . . 171—192

6. KOLONIALWIRTSCHAFTLICHES (1907). 1. Einleitung. Was ist der Kongostaat? — 2. Erforschungsgeschichte des Kassaibeckens. Gründungsgeschichte der „Compagnie du Kasai" — 3. Die Verwaltung des Kongostaates und der Kassai-Kompanie — 4. Die Kassai-Kompanie und ihre Beamten — 5. Die Faktoreien hinsichtlich ihrer Einrichtung und Verwaltung — 6. Handel und Produktion — 7. Die Eingeborenenpolitik . . . . . 193—253

7. NIGERREISE (zweite Reise). (1908.) 1. Auf der Ausgangsstation am Niger; Arbeit und Arbeitsstudium; Arbeit der Sudaner — 2. Epenforschung in Mopti am Rande Farakas 255—283

8. KULTURGEOGRAPHISCHE BETRACHTUNG NORDWEST-AFRIKAS (1909). Die drei Zonen — Werturteile über Kulturen — Verschiedenartigkeit in Regionen und Provinzen — Tiefe der Kulturen — Kulturzufluß und Isolierung — Die atlantische Kultur . 285—313

9. ATLASLÄNDER (dritte Reise). (1910.) Oasenarchitektur und Kastenwesen — Fürsten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Berge — Alt-Rom bis heute und zum Niger . . . . . 315—334

10. BETRACHTUNGSWEISEN REISENDER KULTURFORSCHER (1910). Die Möglichkeiten ethnographischer Schau; monographische und polygraphische Betrachtungsweise — Die Stärken und Schwächen beider Methoden — Eigenes Streben . . . . . 335—347

11. NACH DER ATLANTISFAHRT (vierte Reise). (1912.) Grundgedanken der Forschung; die Anschauung von 1891 — Erste Erfahrungen im praktischen Negerstudium — Kulturabschätzung: Menschenfresserei und Kultur — Dokumente der Kultur; Gräberforschung — Die großen Tumuli — Das Urkundenmaterial der Kulturgeschichte Afrikas . . . 349—409

12. BRIEF AUS DEM OSTSUDAN (fünfte Reise). (1912.) Von Westafrika nach Kleinafrika — Das Land und die Kultur Kasch (Kusch) . . . . . 411—415

13. DER AFRIKANISCHE GOTT (1913). Kulturkritik; unsere Torheit und Unwissenheit — Fetischismus! — Die äthiopische

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Religiosität — Die atlantische Götterlehre — Europas Pflicht . . . . . 417—446

14. BRIEF AUS DER SAHARA (sechste Reise). (1914.) Felsbilder der Steinzeit — Ermüdung — Rückkehr zur Heimarbeit 447—451

15. DIE UMKEHR (siebente Reise). (1915.) Bewegung und Ruhe der Lebenspole — Die Umkehr — Das Erlebnis — Die neue Lebensaufgabe — Der Sinn der Katastrophe — Der natürliche Wille zum Stilbewußtsein 453—465

ANHANG

Publikationen der Reiseperioden . 467—472

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ABBILDUNGEN

Abb. 1. Kartenskizze zur ersten Reise nach 128
„ 2. „ „ zweiten „ „ 256
„ 3. „ „ dritten „ „ 320
„ 4. „ „ vierten „ „ 352
„ 5. „ „ fünften „ „ 416
„ 6. „ „ sechsten „ „ 448
„ 7. „ „ siebenten „ „ 460

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wanderjahre.

Im vorliegenden Bändchen sind Stücke zusammengelegt, die als Gesamtheit den Weg von der theoretischen, noch lebensschwachen Kulturkreislehre durch die Jahre des Erlebens hindurch zur lebendigen Kulturmorphologie bezeichnen. Mit der letzten Niederschrift (15. Die Umkehr!) ist die Wandlung bis zu der Wesensform vollzogen, mit der ich mich heute noch identisch fühle.

Das nächste Bändchen wird einen umgearbeiteten und erweiterten Neudruck des Paideuma enthalten.

Januar 1925.

L. Frobenius.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. Vom Erdenken zum Erleben.

(1924.)

Afrika als Kulturraum. — Plan zur kulturgeschichtlichen Erschließung. — Allgemeines über die Durchführung. — Vor dem Erlebnis. — Die Umbildung. — Neue Schau.

Die Eroberung Afrikas durch den Willen Europas zur Ausdehnung erfolgte erst im vorigen Jahrhundert und fällt im wesentlichen zusammen mit dem endgültigen Siege des Materialismus. Hierdurch ist der Sinn der Forschungsgeschichte sowohl als der des Befundes an afrikanischem Kulturgut vorgezeichnet.

Afrika ist der wenigst gegliederte Erdteil. Seine Küsten sind leicht erreichbar. Sein Innenbau neigt zur Bildung hochgelegener Steppen. Er ist damit von allen Seiten zwar leicht am Rande zu erfassen, bietet aber wenig Nahrung für Abenteuer heischenden Eroberergeist und setzt jeder übereilten Zudringlichkeit von Natur schon einen so zähen Widerstand entgegen, daß alle Kolonisationsversuche des Mittelalters und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der älteren Neuzeit wie Nadelstiche in eine Kautschukkugel wirkten. Man konnte ihn an der Außenseite betasten, aber ihn zu durchdringen, erforderte jene willensstarke Macht- und Aneignungstendenz, die Europa erst im vorigen Jahrhundert entfaltete. — Bis dahin blieb Afrika und das Afrikanertum sich selbst überlassen und war somit länger als sonst ein ähnlich großer Raum der Erdoberfläche in der Lage, kulturelles Sein, kulturellen Sinn und Kulturformen unberührt eigenartig zu erhalten. — Und die Folge dieser Abgeschlossenheit mußte sein: erstens eine größere Nackenstärke gegenüber dem Anmaßlichen, Sichaufdrängenden und zweitens eine größere Kluft zwischen den beiden Sinnesarten und den geistigen Spannungen im Wesen der Eroberer einerseits und der Bedrängten andererseits. Im Zeitalter Homers standen die Europäer den „unsträflichen Aethiopen" noch verständnisvoll nahe; in der Periode des europäischen Materialismus trennte sie ein zunächst und nicht nur dem Anschein nach unüberbrückbarer Abgrund.

Denn die Europäer als Gesamtheit hatten bei der Aufteilung Afrikas durchaus nur merkan-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tile und politische Machtgedanken, und ein Sinn für das Kulturbild Afrikas fehlte ihnen so vollkommen wie nur möglich. Da es anscheinend ungeheure Menschenmassen in diesem Erdteile gab und der europäische Erobererwille aus einer Periode herausgewachsen war, in der die Negersklaverei zu den rentablen Geschäftsunternehmungen gehörte, — da fernerhin die Notwendigkeit der Mitarbeit jener am Kolonialwerk noch nicht als conditio sine qua non erkannt war, — und da endlich der Satz, daß im Quellgebiet aller materiellen Erfolge die Förderung geistig sinnvoller und „zweckloser" Forschung lebt, erst jetzt und nach der großen Katastrophe allgemeines Interesse gewinnt, so war das Interesse am Neger und seiner Kultur ein so geringes wie nur möglich.

Also wurde gesucht nach Strömen, die geeignet waren zur Schiffahrt, nach Kautschuk, Metallen, Elfenbein usw.

Man entdeckte, abenteuerte und eroberte. Man kartographierte und meteorologisierte. Die Naturwissenschaften sammelten und die ethnographischen Museen schwollen an wie trächtige Flußpferde. Aber was man an Seltsamkeiten auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ethnographischem Gebiet eingeheimst hatte, wußte man nicht, weiß man zunächst heute noch nicht.

Dieses Einsammeln war ein großes Glück. Denn viele Dokumente sind damit gerettet. Aber jeder Appell verhallte, der auf tieferfurchende Forschung drang, verhallte bei den „oberen" Instanzen und den für geistiges Leben Verantwortlichen. Das war nicht nur bei anderen Völkern so, sondern auch in Deutschland. Der große Geist der Periode eines Heinrich Barth, eines Gustav Nachtigal, eines Georg Schweinfurth erstarb mehr und mehr. Von den Hunderten von Forschern der Eroberungsperiode haben nur wenige Brauchbares, viele überhaupt nichts über die Beobachtungen berichtet, die sie als erste in neuerschlossenen Ländern machten.

Derart konnte es nicht ausbleiben, daß sehr bald unter sehr vielen Völkern, die die Literatur Europas kaum dem Namen nach kannte, schon Kaufleute und Beamte saßen, handelten und regierten. Von sehr vielen Völkern hörte die Wissenschaft nur gelegentlich und zufällig etwas. Immer größer wurde die Gefahr, daß ganze Völker und Kulturgruppen Afrikas unter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Glut europäischen Machtwillens hinschmelzen würden, ohne daß auch nur unscheinbare Nachricht über sie und die Möglichkeit, sie ihrer Art nach zu retten, gewonnen worden wäre.

Im Jahre 1894 hatte Leo Frobenius den Grundstein zum Afrika-Archiv gelegt; wenige Jahre später lagen die ersten Verbreitungskarten der jungen Methode vor. Niemand wußte besser als er, welche ungeheuren Lücken unsere ethnographischen Kenntnisse hatten, wie groß die Gefahr des Zuspätkommens war und daß eines geschehen mußte: das Moment des Zufälligen im Aufkeimen einer mehr oder weniger intensiven und sporadischen Kenntnis aufzuheben. Denn wohl gab es von vielen Stämmen Sammlungen, aber nur an sehr wenigen Orten arbeiteten Vereinzelte am Werk der eigentlichen Erkenntnis. Grade Leo Frobenius mußte als Förderer der kartographischen Kulturlehre die Notwendigkeit flächenmäßiger (statt punktmäßiger) Aufhellung erkennen. Daß es sich bei Beginn der Unternehmung solcher Flächenbetrachtung um gute Vorbereitung und neue

Methode unter fachmännischer Leitung handelte, war selbstverständlich, und somit bemühte er sich zehn Jahre lang, selbst einmal hinausgesandt zu werden, um Erfahrung für Leitung und Anordnung größeren Stiles zu gewinnen. Zehn Jahre lang bemühte er sich vergebens (vergl. „Im Schatten des Kongostaates" S. 9/10). Dann entschloß er sich, dem Afrika-Archiv gleichfalls aus eigenen Mitteln ein Forschungsunternehmen anzugliedern, dem er den Namen „Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition" (D. I. A. F. E.) gab. Mit Ausnahme des verehrungswürdigen Freiherrn von Richthofen hat meines Wissens kein Mann der Wissenschaft eine wirkliche Erkenntnis der Schwierigkeiten und Opfer gewonnen, die erst die Gründung und später die Durchführung dieses Forschungsunternehmens für ihren Urheber bedeuteten.

Im Jahre 1904 waren die Pläne und Vorbereitungen der auf ca. 12 Jahre berechneten Hauptunternehmung abgeschlossen. Die leitenden Gesichtspunkte waren folgende:

1. Es handelte sich darum, festzustellen, welche geographischen Räume am meisten der Klarstellung bedurften.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

2. Es war wichtig, für die Flächenbehandlung eine entsprechende Anzahl von Mitarbeitern zu gewinnen.

3. Es war notwendig, die zunächst im Verhältnis zum Umfang des Unternehmens recht spärlichen Mittel durch Zuflüsse zu vermehren.

Die Frage nach der Bevorzugung bestimmter Gebiete löste sich eigentlich von selbst. Die seit 1895 entwickelte und immer weiter geführte Kartographie ergab das Bild mehrerer Kulturkreise, Kulturverschiebungen, die aber sämtlich von Osten nach Norden ausgehend konzentrisch auf Westafrika zielten. Der von Westen Kommende betrat also schon von vornherein alte Kulturregion und mußte im Vormarsch nach Norden, Nordosten und Osten auf die Spitzen der jüngeren Kulturen stoßen.

Nun konnte nach altem Muster eine einzige Expedition aber doch immerhin nur eine Linie oder überhaupt Linien ziehen und nicht mehr als Kulturprofile gewinnen. Und doch war Flächenforschung notwendig. Demnach war eine Ergänzung durch Gewinnung von Mitarbeitern von Anfang an geboten. Diese wurde in der Weise erreicht, daß ein knapper, ganz einfacher

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und unscheinbar wirkender Fragebogen gedruckt und über große Gebiete ausgesandt wurde. Auf keinen Fall durfte er wie die Berliner Elaborate durch Umfang und Intensität erschrecken. Er durfte nur leicht beantwortbare Fragen enthalten, diese mußten aber so ausgewählt sein, daß sie in der Antwort die Leitfossile der Kulturgrundlagen bestimmbar machten. Für Ausfüllung der Fragebogen mußten zwar nicht öffentlich, aber doch auf Seitenkanälen den Mitarbeitern Vergütungen zugeführt werden.

Die Unternehmung der Fragebogen glückte vollkommen.*)

Das fortlaufende immerwährende Aussenden und Rückkehren dieser kleinen Schriften hatte zweierlei Erfolg. Zum ersten wurde von vornherein eine eingehendere Kenntnis der Kulturregionen, dann aber auch eine festere Umrandung derjenigen Gebiete, in denen die verschiedenen Kulturkreise sich schnitten oder begrenzten, erreicht. Die Expeditionen richteten

*) Das Afrika-Archiv birgt heute in achtzehn Foliobänden 351 beantwortete Fragebogen und 454 Stichwortvokabularien von gegen 400 Autoren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihre Märsche später sehr häufig nach derart gewonnenen Zielpunkten.

Zur Vermehrung der Mittel mußten fernerhin, besonders in der ersten Zeit, Gebiete aufgesucht werden, die reiche ethnographische Sammlungen in Aussicht stellten und damit eine Beihilfe aus Museumsfonds ermöglichten. Dieser Grundsatz, an dem, der Notwendigkeit entsprechend, oft festgehalten werden mußte, bedeutete allerdings eine Herabminderung der Fülle wirklich wissenschaftlicher Ergebnisse.

Endlich mußte die Expedition mit weißen und schwarzen Hilfskräften ausgestattet werden, die sowohl beim Beobachten und Ausforschen als beim Fixieren und Darstellen genügende Kenntnisse und Fertigkeit besaßen. So ist die D. I. A. F. E. nie ohne einen Zeichner oder Maler noch ohne ein ausgezeichnet durchgebildetes Dolmetschervölkchen tätig gewesen.

Das sind die Grundzüge des Planes, nach dem die „Feldarbeit", der Heimarbeit folgend, von 1904 bis 1914 durchgeführt wurde.

Im ganzen wurden nach diesem Plane sechs Afrikareisen ausgeführt, denen sich als siebente

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Kriegsfahrt nach dem italienischen Abessinien anschloß. Die sinngemäße Reihenfolge war für Westafrika 1. ein Studium der rasend schnell dem Untergange zustürmenden Kulturen des Kongo-Kassai, 2. das derer des Westsudan, 3. des atlantischen Zentralgebietes und der zentral-sudanischen Schichtbildungen, 4. für Nordafrika eine Probefahrt in den Atlas und dann ein Studium der Sahara-Atlaskulturen, 5. für Ostafrika eine Erkundung der Kulturen des Nil und des Ostsudan. — Zwei ergänzende Reisen wurden durch den Krieg unmöglich gemacht.

Leo Frobenius — das sollte nicht vergessen werden — war doch wohl der erste Afrikaforscher, der mit dem schwerwiegenden Aufgabenbündel der Kulturkunde und Völkerforschung den Erdteil aufsuchte. Alle seine Vorgänger waren Botaniker und Zoologen, Geologen und Meteorologen, Mediziner und im besten Falle Historiker (soweit es überhaupt Wissenschafter waren), nie aber Ethnologen. Sie konnten aus Naivem heraus die besten Beobachtungen und Beschreibungen von Völkern und Kulturen geben, ohne weiter beachten zu müssen, daß eine Uebersicht der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kulturen als organischer Wesen mit heimgebracht werden sollte. Diesem Bändchen ist unter Nr. 10 ein Abschnitt über die monographische Methode jener Männer und die polygraphische der Kulturforschung eingefügt. Diese polygraphische Beobachtungsweise war daheim gut vorbereitet, in Afrika wollte sie erst geübt und ausgebaut sein.

Diese Methode gipfelt im Grunde genommen darin, daß der wandernde Forscher immer das Volk und die Kultur, die ihn umgeben, zu durchdringen und zu verstehen sucht. Und dies immer mit Rücksicht auf die Völker und Kulturen, in deren Mitte jedes Einzelvolk eingebettet ist. Diese Nachbarschaft darf nie aus dem Auge verloren werden. Die Unterschiedlichkeit, das Abweichende, das Fehlende und das Mehr im Kulturbesitz sind das Entscheidende. Deshalb hat der Kulturforscher in den Geist der schwarzen Mitarbeiter ein allgemeines Interesse anstelle des persönlichen und zentralisierten zu pflanzen. Er hat dafür zu sorgen, daß Botschafter der Nachbarvölker sein Lagerleben teilen. Diese Fremdlinge und die Dolmetscher müssen erfüllt werden von ethnologischem Geiste, d. h. sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

müssen das Verschiedenartige als das Eigenartige aufsuchen lernen. Von jedem Volk, werde es selbst nach eingehendstem Studium verlassen, müssen einige Vertreter zur ferneren Reisebegleitung bewogen und diese unterwegs immer wieder dem auftauchenden Neuen gegenübergestellt werden, damit sie so vom Eigenen wiederum aus neuem Gesichtspunkt heraus berichten können. Am Ende der Kongoreise hatte die D. I. A. F. E. derart Vertreter von 20, an dem der Nigerreise von 46, an dem der Joruba-Benuewanderung von nicht weniger als 61 Völkern bei sich. Dieser Hofstaat ist lebendige Kulturkunde, ihn zu einem sprechenden Lexikon zu gestalten, Aufgabe des leitenden Forschers.

Solche Organisation hat immer unbedingt auszugehen von einem Geiste großzügiger Teilnahme. Das Menschliche muß überall im Vordergrunde stehen und soweit durchleuchtet werden, daß es durchsichtig wird und so das Innenleben der Kultur sichtbar macht. Teilnahme am Ergehen der eigenen Leute wie der Fremdlinge, Freigebigkeit und Großzügigkeit, daneben aber strenge Gerechtigkeit und im Bedarfsfall rück-

sichtslose Strenge müssen vollkommen natürlich sein. Der Leiter soll deshalb auch über gute medizinische Kenntnisse verfügen, mehr noch aber über einen zwingenden Frohsinn, der im Chor der Umgebung als Lebensbejahung und Freude am Miterleben widerklingt. Der Leiter muß der wahre Herr und seine Mannschaft Träger freundschaftlicher Ergebenheit sein.

Und das muß sich auch in der Sprache ausdrücken.

Der Leiter der D. I. A. F. E. hat es anfangs genau so wie jeder andere versucht, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen und anzuwenden, um so mit den Leuten in ihrem Idiom zu verkehren, erst bei den Bajakka, dann bei den Baluba. Und er hat damit vollkommen Schiffbruch gelitten, wenigstens was die Feinheit und Fülle der erzielten Resultate anbelangt. In bezug auf die Märchenforschung habe ich hierüber im Paideuma (das in diesem Werke Bändchen IV erweitert abgedruckt werden soll) S. 20 ff. berichtet. So wie der äquatoriale Afrikaner veranlagt ist, betrachtet er zunächst den

Europäer genau wie seinen Fürsten im Innern als ein höheres Wesen. Und das hält er nach Möglichkeit fest, weil es seiner der Autorität bedürftigen Seele — darin gleichen die Neger genau den Deutschen — angenehm ist. Der eigentliche Fürst wahrt nun seine Souveränität, indem er nie direkt mit dem Volke, sondern immer durch einen Sprecher verkehrt. Das Volk selbst findet das notwendig und spottet über den hohen Herrn, wenn er in einer Anwandlung demokratischen Wohlwollens sich herabläßt, mit dem Volk von Mund zu Mund zu verkehren. Sehr oft wurde im Verlaufe der Reisen der D. I. A. F. E. beobachtet, daß genau ebenso diejenigen Europäer, die gleiches taten, leicht geringschätzig beurteilt wurden. Solches verschärft sich nun zusehends, wenn der wandernde Forscher mit der direkten Umgebung in deren Sprache redet. Denn so viele Sprachen, wie sie in der Umgebung des einen ethnologischen Hofstaat bildenden Kulturforschers leben müssen, kann auch das größte Sprachgenie nicht in der Eile erlernen und dann stellt sich nach der Erfahrung der D. I. A. F. E. der Zustand ein, daß alle nicht direkt verstandenen Fremdlinge

den Europäer und seine verstehende nächste Umgebung als Klique und sich als minder beachtenswerte Außenmasse erachten. Damit ist dann eine Spaltung erreicht und das allgemeine Interesse an der ethnologischen Aufgabe bei allen von vornherein in der Entwicklung behindert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Aber die Angelegenheit hat noch eine zweite und zwar viel wichtigere Seite, die scharf beleuchtet wird in dem Augenblick, wenn die Religions- und Märchenforschung einsetzt. Daß die direkte wörtliche Uebersetzung fremdsprachiger Texte eine Utopie ist und durch Uebertragung ersetzt werden muß, ist heute schon Allerweltsweisheit, die auch jeder sich zu eigen machen wird, der irgend eine sublineare Uebersetzung amerikanischer oder afrikanischer Texte auf ihren Sinn und ihre sinngemäße Klarheit hin untersucht. Das sogenannte Uebersetzen fremdsprachiger Texte besteht nun aber nicht aus einer, sondern aus zwei Tätigkeiten: einmal nämlich den Inhalt im tieferen Sinne zu erfassen und zweitens ihn in der eigenen Sprache auszudrücken. Wie verschieden die Grundelemente der beiden Tätigkeiten sind, kann man

daran erkennen, daß die afrikanischen Neger, sobald sie eine europäische Sprache lernen, diese in einen Dialekt, in ein Pitchen verwandeln. Pitchen heißt aber in Wahrheit eine europäische Sprache afrikanisch anwenden. In ihr ist nur die erste der beiden Arbeiten vollzogen, die des Verstehens, und es fehlt die zweite, die des Formens. Seiner ganzen Anlage nach gibt aber jede Pitchenübertragung den Sinn des negerischen Originales auch negerisch wieder, viel negerischer, als der Europäer es aufzufassen vermag. Ein gut erzogener Dolmetsch verrichtet also im Grunde genommen die erste der beiden Tätigkeiten schneller und besser als der Europäer, und dieser braucht sich, sobald er das einmal erfaßt hat, nur auf die zweite Aufgabe des Formens, Wortfindens und Stilerhaltens zu beschränken. Der Leiter der D. I. A. F. E. hat sich oft, und später meist, die Texte auf englisch wie auch auf französisch vortragen lassen und gefunden, daß das Verstehen und die unbewußte Sinnesfassung ihm dadurch noch bedeutend erleichtert wurde. Wer die von der D. I. A. F. E. eingesammelten an Zahl die 1000 weit übertreffenden Volksdich-

tungen*) mit einander vergleicht, wird finden, daß die Stilarten der Dichtungen bei den verschiedenen Völkern stark, ja außerordentlich stark von einander abweichen. Wenn das in der Wiedergabe so erfreulich deutlich hervortritt, so ist dies der Anwendung der geschulten Dolmetscher zu verdanken, aus deren englischer und französischer Wiedergabe die Stilvariation deutlich erkennbar wurde.

Sorgfältige Erziehung der nächsten Umgebung spielt natürlich auch hier die größte Rolle.

Damit ist wohl aber von der Ausführung des Planes der D. I. A. F. E. im allgemeinen genug gesagt. Wenn dazu noch bemerkt wird, daß jeder Zeitraum zwischen je zwei Reisen in Europa mit Arbeiten im Afrika-Archiv, mit Eingliederung des Heimgebrachten, mit dem Studium der großen kulturellen Wesenheiten und sorgfältiger Vorbereitung für die folgende Fahrt ausgefüllt wurde, so ist damit angedeutet, daß die Maße der Anschauung im ganzen mehr

*) Veröffentlicht als „Atlantisausgabe" bei Eugen Diederichs in Jena. Bis jetzt erschienen von fünfzehn zu erwartenden Bänden neun.

und mehr wachsen, die Dimensionen sich weiten, das spezifische Gewicht sich erhöhen müßte. Tatsachen als Totes wurden mehr und mehr Ausdruck lebendiger Wirklichkeit.

Hierzu scheint noch einiges bemerkenswert.

Wenn ein derartiges Wanderleben von 1904 bis 1915 vom 31. bis zum 42. Lebensjahre eines schaffenden Menschen währte, mußte dies einen starken Einfluß ausüben und ihn ebenso wie sein Werk entscheidend umbilden. Leo Frobenius und seine Arbeit bis 1904 waren nicht mehr die gleichen und derselbe Mann und seine Weltanschauung von 1915 stellten etwas wesentlich Verschiedenes dar.

Um hierfür auch die Tatsachen sprechen zu lassen, wird die Reihe der nachfolgend abgedruckten Belegstücke mit zwei typischen Arbeiten aus der Zeit vor den Wanderjahren begonnen. Das Stück Nr. 2 behandelt die Grundlagen einer Moralkritik und ist die typische Arbeit älterer Methode. Sie betrachtet die Formen ohne Frage nach ihrer Zusammengehörigkeit. Dagegen zeigt Nr. 3 das Streben nach einer Durchdringung seelischer Aeuße-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rungen innerhalb der Weltanschauung der „Primitiven". Beide Arbeiten erwuchsen aus der Vorbereitung des Werkes über „die Weltanschauung der Naturvölker" und sind, da sie nach der Entstehung und Veröffentlichung der Kulturkreislehre abgefaßt wurden, für ihren Autor sehr bezeichnend. In beiden Arbeiten ist von der Kulturkreislehre bezw. von einer Differenzierung nach Kulturkreisen nicht die Rede. Sie gehören zu jener Gruppe von Studien, die dem Wesen der Dinge nachspüren, ohne dem Werden die gebührende Beachtung zu schenken. Dieses ist aber wichtig zur Beurteilung der Entwicklung des Autors und seiner Arbeit vor und nach der Periode seiner Forschungsreisen.

Wie schon in dem vorhergehenden Bändchen I S. 54 u. 62 dargelegt wurde, pendelte der junge Leo Frobenius stets zwischen den Studien auf dem Gebiete der geistigen und dem der materiellen Kultur hin und her. Studien und Schriften wechselten dementsprechend. Der Gewinn einer neuen, aber doch mehr technischen Anschauungsweise und Methode erstreckt sich eigentlich nur auf die materielle Kultur und auf isolierende Tatsachen. Tatsachen der geistigen Kultur

werden eingefügt und angeklebt, sind aber mit dem Gedanken von der Organität der Kultur durchaus noch nicht verwachsen.

Daher ist das Schaffen dieses schwer um Erkenntnis ringenden jungen Menschen in der Periode vor den Reisen als keine abgerundete Erscheinung wenig befriedigend und nirgends abgeschlossen. Er ist anscheinend zu bedeutungsvollen Intuitionen gekommen, und daß er das Gerippe einer geistigen Auffassung der Kultur in starker Annäherung an die Metaphysik — denn der Grundsatz „Kulturen sind Organismen" ist schon ein metaphysischer — gewonnen hat, wird man wahrscheinlich als Jugendidealität gern anerkennen. Aber alles zusammen bildet noch keine Einheit. Die Spontaneität und das Sporadische sind überall bemerkbar. Jedoch der innere Drang findet noch keine Möglichkeit zum Ausdruck, zum Stil!

Als Afrikaforscher hat es sich Leo Frobenius nicht leicht gemacht, und das Behagen, dem viele neuere Reisende sich stets hingeben zu dürfen glauben, hat er nur sehr selten kennen gelernt. Bezeichnend für seine Auffassung der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aufgabe ist es, daß er alle seine Tagebücher stets auf der Reise schon ins Reine geschrieben hat. Das bedeutet eine Gesamtleistung von 195 Quartbänden Reinschrift als äußeres Ergebnis, als innere Leistung aber den Ausdruck eines vielleicht nicht ganz gewöhnlichen Pflichtgefühls, da die Tatsächlichkeit solchen Umfanges die erste dieser Art sein dürfte. Ich erwähne dies als Beleg für die Intensität der Arbeit, die richtig einzuschätzen für die Entwicklung der Kulturlehre nicht unwesentlich ist.

Zum anderen widmete der Forscher sich durchaus nicht einseitig nur seinen Studien und Beobachtungen, sondern lebte in einem so innigen Verkehr mit den Leuten seiner nächsten Umgebung, sowie den Bewohnern der durchzogenen Länder, daß er hierdurch vom Versinken in einseitige Spintisiererei abgehalten wurde. Ich erachte es für notwendig, auch hierfür einen Beleg zu erbringen, der mir heute noch wie eine gnädige Anerkennung schwacher menschlicher Bemühungen erscheint. Bekanntlich hat jede größere und weitergehende Forschungsreise in Afrika mit einem starken Abfall von Menschen durch Sterblichkeit zu rechnen. Auf den recht ausge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dehnten Reisen der D. I. A. F. E. sind im Laufe der vielen Jahre mehrere Tausende von Menschen im Dienste der Unternehmung gestanden. Die Gesundheitsverhältnisse waren zuweilen sehr schlecht, mehrere Epidemien mußten überwunden werden. Die Behandlung der Kranken lag stets und allein in den Händen des Chefs selber. Die D. I. A. F. E. hat aber wohl Hunderte von Kranken, nie aber einen einzigen Todesfall zu verzeichnen gehabt. — Diese schlichte Tatsache mag für sich sprechen.

Ich weise auf diese beiden Erscheinungen hier hin, weil sie belegen, daß der Forschungsreisende das Studium der Kultur mit dem Erleben des Menschlichen innig verbunden hat, und daß er hierdurch zu einer Umstellung des Standpunktes und des Ausmaßes inneren Ergreifens gelangt ist, der für die Durchbildung und Entwicklung der Kulturlehre von entscheidender Bedeutung geworden ist. Denn als der junge Leo Frobenius seine Kulturkreislehre verfaßte, lebte er als sehr einsamer Mensch, war sehr schüchtern, wurde überall von menschlichen Eigentümlichkeiten zurückgeschreckt, sah demnach immer mehr alles Wesentliche als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ausdruck der Kultur und ging in seiner Hauptschrift in der Lostrennung von Kultur und Mensch so weit, daß er beide isolierte. Mit solcher Anschauung kam er nach Afrika. Hier aber, wo er fürsorgender Herr und Führer zu sein hatte, erschloß sich ihm das Menschliche mehr und mehr, wurde ein Organ in ihm entwickelt, das ihn den Zusammenhang von Kultur und menschlicher Seele immer klarer erfühlen ließ.

Damit aber verschwand das Isolierende der früheren Betrachtungsweise mehr und mehr. Die nachfolgend abgedruckten Stücke Nr. 4 bis Nr. 13 mögen diesen Werdegang aus dem herb Exakten und Lebensfremden zum Miterleben vor Augen führen.

Der einsiedlerische Theoretiker versank in dieser Zeit. Für eine Reihe von Jahren einer grüblerischen Einsamkeit entrissen, in der materielle und geistige Kultur getrennte Arbeitsgebiete geworden waren, steigt ein neuer Drang aus neuem Lebensgehalt in ihm auf. Und dieser Drang bedeutete die Fähigkeit zum Erfassen der Dinge als Einheit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Damit ist ein Prozeß im Innenleben des jungen Leo Frobenius geschildert, der nach seinem Abschluß deutlich wahrnehmbar werden mußte: ihm selbst durch Eintritt in das Bewußtsein, nach außen hin durch ein neuartiges Wirken. Der Abschluß dieses Prozesses ist nun aber von so charakteristischen Umständen begleitet gewesen, daß er direkt als Schulbeispiel für psychologische Studien dieser Art gelten kann und somit einem weitergehenden Interesse dienen könnte.

Aus den Tagebüchern und Briefen des Forschers läßt sich für die Periode zwischen der fünften und sechsten Reise eine auffallende Unrast nachweisen, die sich auf eine Unzufriedenheit mit der Arbeit der Vorreiseperiode bezieht. Die alten Sachen sollen berichtigt und „ganz anders erfaßt" werden. Aber noch fehlt Wesentliches, das nur in Afrika beschafft werden kann. Kaum ist er aber mit dieser letzten Reisearbeit (der Offenbarung der Sahara) im klaren, da setzen die Reiseermüdung und ein unbändiges Bedürfnis zur Schreibtischarbeit ein. (Siehe Nr. 14.)

Der Abschluß ist innerlich vorbereitet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Kriegsfahrt nach Afrika folgt.

Und damit eine die Seele vom Grunde her aufrührende Erschütterung. Aus der Aufzeichnung Nr. 15 ist sie klar erkennbar.

In diesem inneren Erlebnis, das wenig mehr als eine kurze Stunde ausfüllte, ist die ganze Fülle der an inneren Erlebnissen so überreichen Reiseperiode zusammengeflossen zur Erkenntnis eines neuen Lebensgefühls, das nicht mehr das des ewig gespaltenen jungen Forschers, sondern bis heute das meine ist.

Was nun folgte, das Paideuma (Bändchen IV) und alles weitere, ist auch für mich nur aus solchem Werdegange heraus verständlich. Die Umkehr der Schau, die ich damals im Roten Meer erlebte, fand ihren ersten zusammenfassenden Niederschlag in der Tiefenschau (der „Kulturphysiognomik"), die in diesem Werke Bändchen VII erweiterte Wiedergabe erleben soll.

Unbewußtes Drängen der Jugendzeit hatte im Bewußtsein des reifen Mannes Gestalt gewonnen — nach langen, langen Jahren ehrlicher Arbeit.

2. Das Gut und Böse der Naturvölker*)

bemessen nach dem Seligkeitsglauben.

(1898.)

Moralbegriffe und Moralverständnis. — Der Seligkeitsglaube; entscheidend: Lebensstellung, Sitte, Todesart, Begräbnis, Totenopfer und Totenfest, Lebenswandel; Mehrere Glauben nebeneinander. — Von Gut und Böse. — Anwendung des Seligkeitsglaubens.

MORALBEGRIFFE UND MORALVERSTÄNDNIS

Wir wollen die Kolonien nicht nur ihrer Naturreichtümer wegen, wir wollen auch Arbeitskräfte aus den sie bewohnenden Menschenmassen gewinnen, wollen, — und es ist nicht zu vergessen! — müssen auch diese Menschen erziehen zu kräftigen Mitarbeitern am Kultur-

*) Aus der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft", Bd. XIV, 1899.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werke, das wohl unserem Wohlergehen zunächst gewidmet ist, das aber nach den Anschauungen unseres veredelten Zeitalters nicht durchgeführt werden kann ohne Erfüllung der Verpflichtungen gegen an Kulturhöhe niedriger stehende Völker. Dem guten Willen entspringt es auf der einen Seite, wenn wir Missionare hinaussenden, die den Naturvölkern unsere Religion bringen sollen, und dem Zwange folgen wir, wenn wir von den Bewohnern unserer Kolonien eine nach unseren Rechts- und Moralanschauungen abgestimmte Lebensweise verlangen. Und das rasende Tempo unserer Kulturausdehnung verlangt es, daß diese niedrigen Menschengeister rasch emporschneilen aus dem Bereiche einer primitiven Anschauungsweise zu unserem gesitteten Zustande. Es ist eine Riesenforderung, die wir an sie stellen. Vielfach und allerorts drängt sich die Frage auf: Werden sie das können? Aber mit gleichem Rechte können wir auch fragen: Ja, können wir denn dies Erziehungswerk leisten, und wie stellen wir es am besten an?

Täuschen wir uns nicht über die Schwierigkeiten hinweg, die diesem Werke entgegenstehen und unter denen die Schwierigkeit eines

gegenseitigen Verständnisses nicht die geringste ist. Es handelt sich nicht nur um ein sprachliches einfaches Uebersetzen, wie so häufig angenommen wird, denn gerade die einfachsten Begriffe sind nicht identisch und übersetzbar. Man hat also in der Verdolmetschung die einfachen Bezeichnungen — und ich denke dabei noch gar nicht an so komplizierte Begriffe wie etwa „Gott" — in der Weise durchzuführen, daß man definiert, klarlegt, eingehend demonstriert. Aber das kann der Europäer erst, wenn er sich über die Begriffsart der vor ihm stehenden Eingeborenen im reinen ist, wenn er also den Unterschied zwischen den verwandten Begriffen unserer und jener Auffassung kennt. Und hier liegt der Haken. Wie sollen wir hinter ihre Begriffe und Anschauungen kommen? Ach, wir wissen so wenig davon, und es ist so arg schwer, das Klarersehen! Man hat es versucht, linguistisch zu analysieren, und wehe! was für schlimme Sachen sind da herangezüchtet! Immer und immer wieder gehen wir von unserer Anschauung aus und haben ihre Begriffe mit unseren Begriffselementen zu erläutern versucht.

Das praktische Interesse mag zuvörderst erörtert werden, wir wollen aber das wissenschaftliche deshalb nicht vergessen, das heute reger denn je der Frage gewidmet ist, wie die embryonalen Anfänge unserer hochentwickelten Kultur und somit auch die wichtigen Moralbegriffe aussehen.

Im Laufe jener Jahre, in denen ich die „Weltanschauung der Naturvölker" (Weimar 1898) studiert habe, ist mir die Differenz zwischen den hohen und den niederen Anschauungen und Begriffen wohl deutlicher geworden als vielen anderen, und nur mit Hilfe meiner mythologischen Uebersetzungsweise ist mir überhaupt einige Klarheit geworden. Und während ich das Wesen der verschiedenen Gottesarten untersuchte, ward mir auch mancherlei über das Wesen der verschiedenen Moralanschauungen verständlich, das ich später weiter verfolgte und heute darlegen möchte. Es ist der einfache Begriff von Gut und Böse, dessen Formen ich an der Hand mythologischer Vorstellungen erörtern möchte. Wenn ich mich dabei darauf beschränke, aus den Seligkeitsvorstellungen die Schlüsse zu ziehen, so mag man das mit Recht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als einigermaßen einseitig bezeichnen; ich hoffe damit aber wenigstens einiges wichtige Material zur Entwicklungsgeschichte der Moral beizutragen, wobei von folgenden Gesichtspunkten ausgegangen wird.

Die primitive Anschauung projiziert alle Verhältnisse dieses Lebens ins Jenseits, wobei genau die gleichen Gesetze für die Art des Seelenzustandes wie für die des Erdenlebens gelten. Demnach müssen die Moralbegriffe nicht nur die gleichen sein, sondern es ist auch anzunehmen, daß dort, wo die Gebundenheit durch die Materie aufhört und somit die Körperlosen schärfer an Einsicht und Erkenntnis sind, die Strafe für alle Vergehungen alsbald eintrete. Es sind nämlich zwei Quellen zu berücksichtigen, aus denen für den Menschen, die Menschheit oder den sozialen Organismus stets die Bestrebung fließt und genährt wird, im Jenseits eine verschärfte Macht und Urteilskraft aufzusuchen. Einerseits ist es das ängstliche Bedürfnis, in den unbekannten Zuständen und Kräften der körperlosen Welt auch eine regelnde und gesetzmäßig funktionierende zu finden — also Angst vor Ungewißheit und dem Unwissen und

Gespensterfurcht —, dann ist es die Macht des Ganga, Priesters oder wie man diese Leute, die den Verkehr zwischen Gott, den Verstorbenen und den Menschen regeln und aufrecht erhalten, nennen will, die sich auf die Angst der Gemeinde vor den richtenden Mächten des Jenseits stützt, weshalb von den Religionslehrern und Ganga diese Furcht durch weiteren Ausbau des Verpflichtungssystems stets in Flor erhalten wird.

Da nun zum Ausbau der richtenden Mächte und entscheidenden Gesetze des Jenseits das Material aus dem Anschauungsschatz des Diesseits gewählt wird, so treten in den Seligkeitsbestimmungen der Naturvölker die gleichen Begriffe und Verhältnisse hervor, die das bürgerliche Leben kennzeichnen. Demnach also vermag man aus den Seligkeitsbestimmungen auf den Moralbegriff zu schließen.

Ehe ich dem Stoff selber näher trete, möchte ich nun zeigen, wie schwierig es für den Forscher ist, sich der eigenen Anschauung zu entblößen. Wir finden nämlich in der Literatur — zumal des sehr ungenauen und subjektiven Mittelalters — eine Unmasse von Angaben über

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die „Teufel“ der Naturvölker, in deren „Hölle“ die Seelen der „Bösen“ kommen. Ich will mich nicht mit der Wiedergabe dieser Mitteilungen aufhalten, da sie von vornherein als mißverstandene Auffassung zurückgewiesen werden müssen, deren Kontrolle erst möglich ist, wenn die klaren Züge der wirklichen Seligkeitsvorstellung erkannt sind. Wohl aber möchte ich jenen bedachten Männern das Wort geben, die nach einem europäischen Moralbegriffe bei den Naturvölkern gesucht und ihn n i c h t gefunden haben. Was diese sagen, ist von vornherein ein wichtiger Beitrag zu der uns beschäftigenden Frage.

Von den Hottentotten sagte der alte Peter Kolb: „So sehr ich mich bemüht habe, unter diesen Völkern einen zu finden, der glaubte, die frommen Leute kämen nach ihrem Tode in ein glückliches Land und die Bösen an einen Ort der Strafe und Qual, so habe ich doch keinen gefunden.“ — Den Begriff eines vorgeschriebenen Gesetzes für das Guttun vermißt New bei den Wanika. Die Tahitier glauben nach Cook nicht, daß die auf der Erde begangenen Untaten nach dem Tode auf die Dauer bestraft

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werden, da die Gottheit die Seelen der Guten wie der Bösen unterschiedslos verschlingt. Kubary konnte eine Ahnung von der Wiedervergeltung nach dem Tode weder bei den Palauinsulanern noch sonst bei einem Südseevolk finden, und nach Thomson fehlt die Strafe nach dem Tode den Neuseeländern. Ellis stellt fest, daß den Polynesiern zufolge nur der das Mißbehagen der Götter erweckte, der die Zeremonien oder Spenden irgendwie vernachlässigte, daß der Zustand im Jenseits vollkommen von dem im Diesseits abhänge, daß er aber niemals eine Spur von dem Glauben eines unterschiedlichen Glückes der Liebenswürdigen, Freigebigen, Friedfertigen und der Grausamen, Geizigen, Streitsüchtigen vorgefunden habe*).

*) Peter Kolb: „Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung und der Hottentotten" 1745 S. 106. Charles New: „Life, Wanderings and Labours in Eastern Africa" 1873 S. 104. James Cook: „Troisième Voyage. Voyage à l'Ocean Pacifique" 1785 Bd. II S. 303. Kubary in Bastians: „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde" Bd. I S. 7. Arthur Thomson: „New Zealand; The Story of New Zealand: Past and Present; Savage and Civilized" 1859 Bd. I S. 113. William Ellis: „Polynesian Researches During a Residence of nearly six years in the South sea Islands" 1830 Bd. I S. 517/8.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beachten wir vor allem, was Steinen von der Moralanschauung der Stämme des inneren Brasilien sagt: „Es gibt ein Schlechtsein oder Gutsein nur in dem groben Sinne, daß man anderen Unangenehmes oder Angenehmes zufügt, aber die göttliche Erkenntnis und das ideale, weder durch Aussicht auf Lohn noch durch Furcht vor Strafe geleitete Wollen fehlt ganz und gar.“*)

Dieser Befund scharfsinniger und objektiv urteilender Menschen lehrt uns, was wir schon nach einem flüchtigen Blick durch eine Entwicklungsgeschichte der Ethik annehmen müssen: Wenn schon unser Begriff von Gut und Böse in einem beständigen Umbilden begriffen ist, dann wird das Jenseits oder Diesseits von Gut und Böse uns Formen des Moralbegriffes zeigen, die mit den unseren nur insofern etwas gemeinsam haben, als sie den Boden darstellen, in dem die Moralanschauung, deren Blüte unser Gut und Böse ist, einst Wurzel schlug.

Betrachten wir nunmehr die Formen des primitiven Seligkeitsglaubens.

---

*) Carl von den Steinen: „Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens“ S. 351.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DER SELIGKEITSGLAUBE.

1. Gruppe.

(Lebensstellung entscheidend.)

In Aschanti sollen der König, die Cabocirs und die oberen Klassen nach dem Tode bei der oberen Gottheit wohnen in ewig erneutem Genuß des Prunkes und der Ueppigkeit, die sie auf Erden hatten. Mit diesem Gedanken töten sie eine gewisse Anzahl von beiderlei Geschlecht bei der Leichenfeier, die den Verstorbenen begleiten sollen, seinen Rang zu verkündigen und Diener seines Vergnügens zu werden. Die Geister der unteren Klassen sollen dagegen in den Tempeln wohnen in einem Zustande träger Erschlaffung. — Im Kutomen, dem Aufenthaltsort der Toten in Dahome, bleibt der König ein König, der Sklave ein Sklave. Während die Seele der Gemeinen am Stanleypol verkommt, wird der König im Jenseits wie im Diesseits leben, und an der Loangoküste werden nur die Seelen derer vom Königsgeschlecht wiedergeboren, während die der Gemeinen mit dem Körper in die Erde kommen*).

*) Edward Bovdich: „Mission der Englisch-afrikanischen Kompagnie von Kap Coast Castle nach Aschanti“ 1820 S. 358 (vergl. auch Herm.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In Melanesien geht die Seele eines hervorragenden Mannes in einen Zustand über, in dem sich die Macht, die der Häuptling im Leben besaß, noch vermehrt und erweitert. Die Seelen der gemeinen Fidschier gehen meist zugrunde, da sie von der Gottheit gefressen werden. Die Seelen der Häuptlinge wohnen dagegen in Mbulu, wohin auch die Seelen der Gerätschaften flüchten. Von dort können dann die Ahnen abgeschiedener Vornehmer zur Erde zurückkehren, um die Nachkommen zu Heldentaten zu ermutigen. Nach tonganischem Glauben kommen die Seelen der Vornehmen nach Bolotu, die Seelen des niederen Standes dagegen werden entweder am

---

Soyaux: „Aus Westafrika“ 1874 Bd. II S. 125). Richard Burton: „A Mission to Gelele King of Dahome“ 1864 Bd. II S. 157. A. Bastian: „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde“ Bd. II S. XLIX. J. A. Skerchley: „Dahomey as it is. Being a narrative of 8 Months Residence in that Country“ S. 461. Liebrechts im: „B. d. I. Soc. B. de Géogr.“ 1889 S. 534. A. Bastian: „Ein Besuch in San Salvador“ S. 258/9. Dapper: „Umständliche und eigentliche Beschreibung von Afrika“ 1670 Bd. I S. 531. A. Bastian: „Die Deutsche Expedition an der Loangoküste“ Bd. I S. 196. „Allgemeine Historien der Reisen zu Wasser und zu Lande“ 1848 Bd. III S. 682.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Grabe von einem Vogel verschlungen, oder auch sie bleiben auf Erden als Seelen von Schlangen und Ameisen, oder sie vergehen endlich, ohne Bewußtsein zu bewahren. Auf Samoa werden die Seelen der Vornehmen und der Völker in zwei verschiedenen Bassins untergebracht. Aehnliche Anschauung herrschte auf Tahiti, wo man die Vornehmen auch als „Gerät" nach Fatama, dem Palaste der Götter, brachte. Auf Neuseeland nahm man an, daß ein Sklave im Diesseits auch ein Sklave im Jenseits bleiben müsse. Nur an die Geister der Häuptlinge richteten die Priester auf den Marianen Gebete.*)

Schön ist der Glaube, den uns Gottfried aus

*) Codrington: „The Melanesians; Studies in their Anthropology and Folk-Lore" 1891 S. 254. A. Bastian: „Inselgruppen in Ozeanien" S. 30, 35, 64. J Cook: „Troisième Voyage" a. a. O. Bd. III S. 85. Turner: „Nineteen Years in Polynesia; Missionary Life, Travels und Researches" 1861 S. 276. Hawkesworth: „Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer von Comm. Byron, Capt. Wallis, Charteret und Capt. Cook" 1773—1774 Bd. II S. 237. Forster: „Observations faites pendant le second voyage de M. Cook" 1778 S. 454. Tyerman und Bennet: „Journal of Voyages and Travels" 1831 Bd. I S. 531. Thomson: „New Zealand" a. a. O. Bd. I S. 112. Rienzi: „Weltgemälde-Galerie; Ozeanien" Bd. II. S. 11.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Virginia kennen lehrt: Die Vornehmen und Priester kommen nach dem Tode „uber die Berge an ein ort bey dem Undergang der Sonnen / da werden ihnen ihre Haeupter mit öl / Peronen und Feddern gezieret / sie haben auch allda Kräntze / Beyhel / Ertz und Taback / und da bringen sie mit allen ihren Vorfahren in alle Ewigkeit ihr Leben mit nichts anders zu / als mit tantzen / singen / springen und Jubiliren. Was aber das gemeine Volck anlangt / halten sie davor / es vergehe und werde durch den Todt gar zu nichts.“*)

So einfach diese Form des Seligkeitsglaubens drein schaut, so kann sie sich doch nur in einem entwickelteren Staatsorganismus herausgebildet haben, in welchem der Unterschied der Stände eine erbliche Gestalt angenommen hat. Immerhin schließt sich die Art der Vorstellung direkt an das primitive Anschauungswesen insofern an, als wir hier die direkte Uebertragung der Verhältnisse des Diesseits in das Jenseits gewahr werden.

*) Gottfried: „Historia Antipodium oder Newe Welt“ 1631 S. 185.

2. Gruppe.

(Sitte entscheidend.)

Riedel gibt an, auf Babar, einer der kleinen Sunda-Inseln, hänge die Ausweitung der Ohrlöcher mit der Vorstellung zusammen, wonach der Zutritt in das Totenland nur denen gestattet wird, die diese Verschönerung des Ohrläppchens in gehörigem Maße vorzuzeigen vermögen. Einige Stämme der Neuholländer (Bewohner des Festlandes Australien) behaupten, daß diejenigen, die nicht die Nasenscheidewand durchbohrt hätten und durch die Oeffnung einen Knochen, ein Schilfrohr oder etwas Aehnliches trügen, im Jenseits gestraft würden. Bei den Motu, einem Stamme des englischen Neuguinea, gibt es keine Strafe nach dem Tode. Nur die Seelen solcher, deren Nase nicht durchbohrt ist, kommen an einen bösen Ort, wo es wenig Nahrung und keine Betelnuß gibt. Nach dem Glauben derer von Maevo (Neu-Hebriden) dürfen alle, deren Ohren nicht durchbohrt sind, kein Wasser trinken, die nicht tätowiert sind, nicht gute Speisen genießen. Nach dem Tode beginnt für die Seelen der Bewohner Floridas eine Wanderschaft, in deren Verlauf sie am Ufer der Seelen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

insel einen gewissen Tindalo (Geist) antreffen. Dieser prüft, ob die Nase durchbohrt ist, in welchem Falle sie leicht in das Reich der Glücklichen gelangen, wogegen im Nichtfalle eine Zeit der Pein und Mühsal anhebt. Schlimm geht es auf Mota (Banks-Inseln) denen, deren Ohren nicht von Paged durchbohrt gefunden werden, und auf den Gilbert-Inseln gelangen nur die Tätowierten in das Land der Seligen. Im Seelen-Lande der Fidschier werden alle, deren Ohren nicht durchbohrt wurden, von allen verhöhnt. Frauen, die nicht tätowiert wurden, werden von den Seelen der eigenen Geschlechter niedergeschlagen und zum Brote der Götter. Und nicht besser geht es den Männern, die keinen Feind zu Boden streckten.*)

Selig sind die, deren Ohren durchbohrt sind; selig sind die, deren Nasen durchbohrt sind;

---

*) Jacobsen: „Reise in die Inselwelt des Bandameeres" 1896 S. 160 nach Riedel. Brough Smyth: „The Aborigines of Victoria" 1875 Bd. I S. 274. James Chalmers: „Pioneering in New Guinea" 1887 S. 168. Codrington a. a. O. S. 280, 256, 265. Otto Finsch: „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee" S. 316. Thomas Williams: „Fiji and the Fijans" 1858 Bd. I S. 247.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

selig sind die Tätowierten! Eine recht liebliche Anschauung, die nicht genug gewürdigt werden kann. Ich habe mir lange Zeit den Kopf zerbrochen im Grübeln nach einer Erklärung für diese eigenartigen Seligpreisungen. Anfangs mag man dazu neigen, irgend ein besonderes mythologisches Motiv für diese Anschauung verantwortlich zu machen. Aber welches? Das dürfte kaum die richtige Erklärung sein.

Vielmehr möchte ich dafür eintreten, das Stammesabzeichen in seiner ganzen Gewalt für die Anschauung verantwortlich zu machen. Es ist ja selbstverständlich, daß in das Seelenland eines primitiven Volkes nur die Mitglieder des eigenen Stammes gelangen, daß demnach diejenigen, die nicht die Stammes„marke" tragen, also nicht die Tätowierung, die Nasen- oder Ohren-Durchbohrung, die die Volkszugehörigkeit belegen, besitzen, — ich sage, daß diese ungenügend Gekennzeichneten nicht in das Seelenland der Stammesmitglieder aufgenommen werden.

Demnach sorgt der soziale Organismus nur für die Seligkeit der eigenen Angehörigen — eine Anschauung, die wir später unter verwickelteren Verhältnissen wiederfinden werden. Aber

hart und grausam richtet die Anschauung auch über diejenigen, die sich nicht der Sitte beugen. Das ist die Allgewalt der Sitte!

3. Gruppe.

(Todesart entscheidend.)

Bei den Aschanti liegt Asaman, das Land der abgeschiedenen Seelen, unter der Erde. Ein langer über ein Gebirge sich hinziehender Weg führt in die Totenstadt. Nun ist für denjenigen, der diese Straße pilgert und der einen gewöhnlichen Tod starb, der Himmel schwarz und dunkel. Wer aber durch einen Unfall oder in der Schlacht starb und jetzt dahin abzieht, von dessen Körper fällt der weiße Ton, mit dem sein Körper eingerieben ist, auf den Weg; das färbt den Himmel weiß (Milchstraße!), und er wandelt im Hellen.*)

Bei den Battak werden nur die Seelen derer, die gewaltsam um das Leben kamen, unsterblich. Alle, die an Krankheiten starben, werden betrachtet als in die Gewalt der Begu (Krank-

*) Cristaller bei Bastian: „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde“ Bd. II S. XLIX.

heitsdämone) gefallen und als gänzlich umgekommen. Nun die Land-Dajak! Wenn ein Mensch eines natürlichen Todes stirbt, weilt seine Seele an der Stätte des Begräbnisses oder der Verbrennung. Wenn ein Mensch im Kriege fällt, irrt seine Seele in kriegerischer Stimmung umher. Wenn ein Mensch eines zufälligen Todes stirbt, verbringt seine Seele die Zeit mit Weinen über ihr Schicksal. — Auf den kleinen Sunda-Inseln (Watubela, Tanimbar, Babar usw.) ist das Seelenschicksal derer, die im Kriege fallen, und derer, die eines natürlichen Todes sterben, ein verschiedenes. Böse Geister sind auf der Tanimbar- und Timorlaut-Gruppe solche, die eines unnatürlichen Todes sterben. Hat man auf den Marianen das Unglück, eines unnatürlichen Todes zu sterben, so wird die Seele in Zazarraguan (Hölle) eingesperrt; stirbt man eines natürlichen Todes, so hat man das Glück, in das Paradies zu kommen. Die Bewohner der Neuhebriden und Banks meinen, die, die erschossen, die, die durch Zauber getötet, und die, die erschlagen wurden, lebten je in einem gesonderten Raume. Die Bewohner Neuseelands, die Maori, meinen, der Mensch, der vom Feinde

getötet und verzehrt worden sei, werde zum ewigen Feuer verdammt. Auf Mangaja sind die Geister derer, die eines natürlichen Todes sterben, schwach. Sie werden für immer vernichtet. Aber die im Kampfe gefallen sind, sind stark; diese sind unsterblich.*)

Die eines gewaltsamen Todes sterbenden Tlingit kommen in den Himmel; die im Kranken- oder Kindbett sterben, gelangen in ein Land jenseits des Erdenrundes.**)

Es gleiten hier die verschiedensten Anschauungen durcheinander, die wir versuchen wollen, uns einzeln klar zu machen.

1. Natürlicher Tod, böser Seelenzustand. — Das primitive Volk glaubt nicht an einen natürlichen Tod, weil es von der Selbstverständlich-

*) Junghuhn: „Die Battaländer auf Sumatra" 1877 Bd. II S. 293 4. Spenser-John: „Life in the Forest of the far east; Travels in Northern Borneo; Second Edition" 1863. Bd. I S. 181, 182, 83, 84. Riedel: „De Sluik- en Kroeshaarige Rassen tusschen Selebes en Papua" 1886 S. 221/2, 307, 282, 339. Rienzi: „Oceanien" Bd. II S. 67, 11. Codrington a. a. O. 276, 288. Gill a. a. O. Bd. I S. 84/5.

**) Boas: „Verhandl. der Berl. Anthrop. Ges." 1895 S. 231.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

keit des Todes nichts weiß. (Vergl. meinen Aufsatz in „Afrika“ 1897.) Wer also ohne bestimmt erkennbare Ursache wegstirbt, dessen Seele befindet sich in den Händen eines Zaubernden. Daher ist ihr Zustand kein beneidenswerter. Auch bestimmte Unglücksfälle werden auf Zaubermacht zurückgeführt, weshalb die gewaltsam ums Leben Gekommenen auch desselben Loses teilhaftig sind.

2. Natürlicher Tod, glücklicher Seelenzustand. — Auf höherer Kulturstufe (wie auf den Marianen) wird die Selbstverständlichkeit des Todes bewußt und wird gepriesen im Gegensatz zu einem gewaltsamen Ende, das dem Körper wie der Seele Schmerzen und Unglück bringt.

3. Kriegerischer Tod, glücklicher Seelenzustand. — Hier tritt die Mannestugend eines streitbaren Volkes hervor, eines Volkes wie die Germanen, deren sterbende Krieger von den Walküren gen Walhalla getragen wurden, wie der alten Karaiben, deren Seelen nur dann glücklich wurden, so sie tapfer gefochten oder auch im Kampfe gefallen waren, oder der Torresinsulaner, die nur dann mit dem Prädikat gut ausgezeichnet werden, wenn sie sich durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wilde Tugenden wie Tapferkeit oder Blutdürstigkeit auszeichnen.*)

4. Kriegerischer Tod, böser Seelenzustand. — Aber auch in diese edlere Anschauung mischt sich die Zauberkraft, und der vom Feinde getötete und verzehrte Maori ist zum ewigen Feuer verdammt, — denn seine irdischen Reste sind in die Gewalt des Feindes gelangt, der auch seinen Schädel daheim aufgehängt hat. So schmachtet seine Seele in der Glut des Sonnenballes, auf dem sie um die Erde pilgert, statt an seinem Lichtglanze sich erfreuen zu können. (Vergl. das Motiv: Die Seele folgt der Sonne. „Weltanschauung der Naturvölker.")

Also dreierlei! Die Seele schmachtet in der Gewalt dessen, der dem Menschen den Tod bereitete. Die Seele der Tapferen ist glücklich. Die dritte Anschauung (Fall 2) kümmert uns wenig, denn sie hat sich offenbar nur im Gegensatz zur Anschauung, daß die Seele der gewaltsam um das Leben Gekommenen im Unglück

*) Gottfried a. a. O. S. 134. Hadden: „Legends from Torres Straits" in der „Folk-Lore" Bd. I London 1890 S. 78; vergl. auch Thomson a. a. O. Bd. I S. 113.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schmachte, herausgebildet. Daß die beiden in dieser Gruppe aufgefundenen Seligkeitsanschauungen oder -Motive in allen möglichen Variationen spielen, ist eine Folge der Gegensätze, die hier deutlicher und verwirrender zu Tage treten als bei den anderen Gruppen.

4. Gruppe.

(Begräbnis entscheidend.)

Die Neger der Goldküste halten die Glückseligkeit in jenem Leben für etwas, das am meisten auf äußeren Vorzügen in diesem und einem denselben entsprechenden Begräbnis beruhe.*)

Wenn auf Huahine der Vater den Sohn oder einen anderen nahen Verwandten in unheiliger Erde bestattet hatte, erschien der Geist des Verstorbenen dem Ueberlebenden am folgenden Tage und sagte: „You have burried me in common earth, and so long as I lie there, I cannot go to heaven.“ (Du hast mich in gewöhnlicher Erde bestattet, und so lange ich hier liege, kann ich nicht gen Himmel gelangen.) Nach madagassischem Glauben sind die Geister der unbegraben Gebliebenen dazu verdammt,

*) Monrad: „Gemälde der Küste Guinea“ S. 4.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mit wilden Katzen, Eulen und Fledermäusen umherzuschweifen oder wohl auch sich in diese Tiere zu verwandeln. Mit Erstaunen bemerkten die Südseereisenden, daß die Polynesier die Seligkeit von dem Begräbnis abhängig machten, und Cook ruft aus: „Es sei uns vergönnt, die Anmerkung zu machen, daß nichts ungereimter sein kann als der Wahn, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines künftigen Lebens hänge noch gewissermaßen davon ab, wie man nach überstandener Lebenszeit mit dem toten Körper verfahre; so abgeschmackt diese Vorstellung sein mag, so ist doch nichts allgemeiner als eine besondere Sorgfalt für den Leichnam." Bestattung, sagt Codrington vom melanesischen Glauben, ist Wohltat für den Menschen. Wenn ein Mann getötet, sein Körper aber nicht bestattet ist, irrt der Geist umher. Wenn einem Mann der Kopf abgeschlagen und in die Schädelsammlung eines Häuptlings eingefügt ist, so irrt dessen Seele umher.*)

*) Tyerman und Bennet a. a. O. Bd. I S. 273. James Sibree: „Madagaskar; Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel" 1881 S. 302/3. Hawkesworth a. a. O. Bd. II S. 142; französische Ausgabe Bd. II S. 394/5. Codrington a. a. O. S. 255.

Wir werden noch eine ganze Reihe entsprechender Sitten kennen lernen, wollen hier aber zunächst das Motiv ausfindig zu machen versuchen.

Also wer nicht rechtmäßig in heimischer Erde bestattet ist, kann nicht selig werden. Das Ausschlaggebende ist nach meiner Ansicht darin zu suchen, ob die Bestattung eine Folge einer bestimmten Mythe ist oder, wenn das nicht der Fall ist — in welchem man feststellen muß, wie die Sitte entstanden ist —, in welcher Richtung das Motiv liegen könne. Nun dürfen wir wohl einfach die Bestattung als eine rein praktisch entstandene Sitte betrachten, sich von den üblen Ausdünstungen der ekelhaften Kadaver zu befreien. Oder auch der Wunsch, die Leiber der Stammesverwandten vor dem gierigen Raubgetier zu schützen, mag dazu geführt haben, die Körper mit Steinen oder Erde zu bewerfen.

Sobald einmal die Sitte sich gefestigt hatte, kam die Anschauung dazu, daß die Seele in der Nähe des Leichnams und der Gräber weile und vom Grabe aus die Wanderung in die Seelenwelt antrete.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun sehen wir schon gelegentlich der Besprechung der dritten Gruppe (Todesart entscheidend) eine scharfe Berücksichtigung des Falles, daß die Seele des vom Feinde verzehrten Kriegers leide. Hier hören wir, daß der, dessen Schädel in fremden Besitz übergeht, nicht selig wird. Das ist deswegen, weil der Seele der Besitz des zugehörigen Körpers oder Körperteiles entzogen wird. Also muß eine Gruppe von Anschauungen abgelöst werden.

Für den Hauptteil bleibt nunmehr eine sehr einfache Erklärung übrig. Es ist einmal Sitte, daß der Verstorbene begraben wird. Vom Grabe nimmt demgemäß die Wanderschaft ihren Ausgang. Dieser gewöhnliche Weg der Entwicklung wird aber unterbrochen, wenn der Leichnam nicht im Grabe, also da, wo er hingehört, bestattet liegt. Folglich kann die Seele nicht glücklich werden. Noch verschärft wird die Genauigkeit der Bestimmung, indem von den Huahinen sogar Bestattung in heiliger Erde, auf dem Gottesacker, verlangt wird.

Demgemäß ist es die Sitte, die den Ausschlag gibt. Es ist nun einmal Brauch, und

wenn er nicht eingehalten wird, sind die Folgen Unseligkeit. Wir haben es einmal wieder mit der Sittenmacht zu tun.

5. Gruppe.

(Totenopfer und Totenfest entscheidend.)

Auch die guten Seelen haben es bei den Anima und Mokko schwer, glücklich zu werden, denn ein böser Geist sucht sie auf dem Wege umzubringen. Nur durch auf den Weg gestreute Geschenke kann er beschwichtigt werden. Da man am Kongo die Rückkehr der Geister sehr fürchtet, verhindert man sie dadurch an der Rückkehr, daß man einige Hühner erwürgt, deren Blut man an die Wände innen und außen spritzt und deren Körper man auf das Dach wirft. Im Reiche Kongo ward die Zeremonie der Mutamba von den Verwandten ausgeübt, um den umherflatternden Seelen Ruhe bei Nzámbi zu verschaffen. Bei Unterlassung fällt die Seele dem in der Unterwelt residierenden Kadiampembe anheim. Gewöhnlich wird ein Schwein geschlachtet, dessen Kopf man in den

Fluß wirft, um von demselben fortgeschwemmt zu werden.*)

Die Tanimbar-Insulaner glauben, böse, umherirrende Geister werden solche, die keine Blutsverwandten hatten, welche ihnen die Fahrt nach der Stätte der Toten besingen konnten. Die Seele eines Dajak, der ganz arm ist, also nichts in die Totenstadt schicken kann, dem man also keine Totenfeier widmen kann, irrt als tote Seele auf dem Hügel, der den Sarg enthält, umher. Die Geister der Bewohner Mangajas, die dem am Eingange zur Unterwelt harrenden Geist Tiki keine Gaben (bei der Totenbestattung mitgegeben) darbringen können, müssen für immer draußen im Regen und in der Dunkelheit, zitternd vor Frost und Hunger, stehen bleiben. Vor dem Eingange in Reinga, das Seelenland auf Neuseeland, muß auf einem Brett ein Fluß überschritten werden. Wenn die Seele keine Nahrung für Reinga erhalten hat, kehrt sie hier um und zur Erde zurück. Die beim Beerdigungsfest der Nukahiver den Schwei-

*) C. G. A. Oldendorp: „Geschichte der Mission der englischen Brüder“ 1777 S. 340. Allg. Hist. A. R. a. a. O. Bd. IV S. 724 5. A. Bastian: „Ein Besuch in San Salvador“ S. 101/2.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nen des Festmahles abgeschnittenen Köpfe fallen den Göttern zu, „damit sie dem Verstorbenen eine sichere und ruhige Fahrt in die Unterwelt zugestehen mögen". Damit die Seelen derer auf den Neuhebriden eine rechte Existenz haben, schlachten die Hinterbliebenen Schweine.*)

Nur dann findet die Seele der Tlinkit mühelos den Weg in das Schattenreich, wenn die Totenfeier von den Hinterbliebenen mit sorgfältiger Beachtung aller althergebrachten Förmlichkeiten begangen wird. Sonst muß die Seele lange umherirren, ehe sie ihr Ziel erreicht.**)

Die Entwicklung der hier vorliegenden Seligkeitsvorstellung ist eine sehr einfache, etwa folgendermaßen zu verstehende:

Anzuknüpfen ist an die schon festgestellte Annahme, daß die Zustände der Seele denselben Gesetzen unterworfen seien wie die der Leben-

*) Riedel: a. a. O. S. 282. Grabowsky im „Internationalen Archiv für Ethnographie" Bd. II 1889 S. 204. Gill: a. a. O. S. 91. Taylor: „Te Ika O Maui or New Zealand and its Inhabitants" 1885. S. 104. Krusenstern: „Reisen um die Welt in den Jahren 1803 bis 1806", zweite Aufl. Bd. I S. 249. Codrington: a. a. O. S. 282.

**) Aurel Krause: „Die Tlinkit-Indianer" 1885 S. 281.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den. Demgemäß muß sie auch Speise und Trank erhalten, und folglich sehen wir bei allen Naturvölkern das einfache Totenopfer. Schalen mit Nahrung stehen auf den Gräbern der Toten in Afrika, und der Südseeinsulaner versieht auch seine Lieben mit Speisung, die er zwar in materieller Gestalt niederlegt, deren geistiger Teil — denn auch die Speise wie alles Gerät ist beseelt — also den Toten zugute kommt. Aus dieser Anschauung heraus entwickelt sich ein ungeheures Meer von Meinungen und Sitten, deren häufigste es wohl ist, dem Verstorbenen, von dem der Lebende träumt, ein Opfer darzubringen, da anzunehmen sei, daß er hungere oder sich vernachlässigt fühle; das ist eine große Summe von Meinungen und Sitten, die auf diesem Boden sprießen und aus deren Bereich auch die kompliziertesten Totenfeste stammen.

Zu dieser Vorstellung gesellt sich die Mythe von der Wanderschaft, die aus verschiedenen Quellen fließt. Einmal wandert die Seele dahin zurück, woher der Stamm einst kam. Dann wandert die Seele aber auch zur Sonne, in die Tiefe der Erde, gen Himmel oder welchen Ort nun die Seelen zu bewohnen pflegen. Diese Mythen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben komplizierte Gestalt. Mit der Sonne sinkt z. B. die Seele am Horizonte unter. Das Phänomen ist gewaltig und unerklärlich. Die blutige Röte läßt auf Kampf schließen. Also wohnt ein Widersacher am Horizont, den die Seele entweder bekämpft oder dem sie klingenden Lohn für die gute Fahrt bietet.

Somit wirken zwei Motive zusammen: Einmal braucht die Seele drüben just wie hüben Nahrung und allerhand Gerät — wenn sie es sehr gut haben soll, auch Sklaven, die am Grabe geopfert werden, — weshalb ihr geopfert wird. Zum andern aber ist die einmal so weit entwickelte, nun aber in den Motiven nicht mehr verstandene Sitte an sich eine Notwendigkeit, so die Seligkeit erreicht werden soll. Daher wird die Seele des Tlinkit unglücklich, wenn nicht alle Zeremonien der Totenfeier ganz genau nach Schema F ausgeführt werden. Also wieder die Macht der Sitte, der Gewohnheit.

6. Gruppe.

(Lebenswandel entscheidend.)

An der Goldküste erfuhr Boßmann in den 1690er Jahren folgende Vorstellung: „Es gibt einige, so lediglich glauben, daß der Abgelebte

alsbald an ein bekanntes Wasser gebracht werde, welches tief im Lande unter dem Namen Bosmanque sich findet — sondern Zweifel müssen sie hierdurch die Seelen verstehen, denn den Leib sehen und behalten sie bei sich — und daß da von einer Gottheit (statt Götzen) gefragt werde, wie er seither in der Welt gelebt; dafern er nun seinem Abgott reichlich und fleißig geopfert, auch kein verbotenes Fleisch zu sich genommen, lasse ihn die Gottheit allgemach mit Gelindigkeit über den Fluß herüber und geleite denselben in ein sehr köstliches Land; wäre es aber, daß der Tote von verbotenem Fleische genossen, auch die den Gottheiten geweihten Tage nicht fleißig in acht genommen, so stürzt er denselben in das Meer, ersäufet denselben und sei seiner also in Ewigkeit vergessen." Bowdich berichtet vom Aschanti-Glauben: „Wer seine Schwüre einhielt und seine Quixillen beobachtete, wird vom Fährmann anstandslos über den Totenfluß gefahren. Die dies nicht einhielten, die würden in den Strom geworfen und so für immer vernichtet."*)

*) Boßmann: „Reise nach Guinea" 1708 S. 189/90. Bowdich: „An Essay on the Superstitions, Customs and Art etc." London 1821 S. 43.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun ist das, was hier vorliegt, aber gar nicht so einfach zu verstehen, wie es aussieht, und wir müssen sehr warnen, diesem Seligkeitsglauben einen allzu hohen ethischen Wert beizulegen. Denn hier kommt es — so wir nach dem eigentlichen Motive fragen — vor allen Dingen darauf an, was denn die Quixille sei und in welcher Beziehung sie zum Tode stehe, eine Frage, die gar nicht so einfach ist.

Die Quixille, Xina (Westafrika), Pamali, Tabu (Ozeanien), von deren Innehaltung die Seligkeit hier und da abhängt, sind Enthaltungsgebote, die in erster Linie, und hier gilt es wohl auf den ursprünglichen Sinn einzugehen, von den Verstorbenen ausgehen. Das Eigentum des Toten darf von den Lebenden erst angenommen, mit Beschlag belegt werden, wenn dieser im Seelenlande weilt oder darauf verzichtet. Bis dahin ist es Tabu, d. h. also die Quixille verbietet den Lebenden seine Nutznießung.

Die Macht der Priester oder Ganga ist es, die diesen Quixillen und Tabugesetzen eine ungeheure Bedeutung verliehen, ihnen ein enormes Wirkungsfeld geschaffen hat. Hier ist es ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

segensreicher Zweck, wenn die Priester die Früchte, die sonst allzu schnell verschlemmt und verpraßt würden, tabuieren, um vornehmlich Hungersnöten vorzubeugen. (Vergleiche z. B. Schurtz in den Preußischen Jahrbüchern 1895.) Dort ist es der krasse Egoismus des nach Herrschaft ringenden Priesterstandes, wenn er die Lebendigen mit den Quixillen der Toten überhäuft, namentlich die Mächtigen und Gewaltigen, derart zum Beispiel, daß wegen der vielen und schweren Verpflichtungen in Boma keiner mehr König werden wollte, derart, daß die übermäßig belasteten Bürger nicht alles erfüllen können und zu häufigen Vergehen gezwungen werden, denen dann stets die Furcht vor der Strafe und endlich ein Gang zum Ganga und reiche Bußgeschenke folgen.

Diese Gebote also (z. B. Beschränkung in der Speise, Tragen bestimmter Amulette, Einhalten von Opfern, Bestimmungen über die Einteilung des Tages, ja Einschränkung im Sprechen usw.) sind ausschlaggebend für die Seligkeit. Da nun, wie gesagt, der ganze Apparat dieser Quixillen und Tabus in den Händen einer meist wenig ehrbaren Priesterschaft liegt, so

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erscheint dieser Quell der Seligkeitsanschauung doch weniger edel, als man nach dem ersten Einblick meinen möchte.

Mehrere Glauben nebeneinander.

Die Menge dieser Seligkeitsglauben ist eine ganz unheimliche. Dazu ist bemerkenswert, daß sie nicht etwa getrennt auftreten, sondern oftmals in größerer Anzahl nebeneinander. Dafür nun will ich wenigstens ein Beispiel, nämlich das der Völker an der Goldküste, anführen.

1. Bericht Spieth. Nach dem Tode muß die Seele wandern, bis sie endlich an den Ufern eines großen Flusses anlangt. In seinem Wasser bergen sich schreckliche Ungeheuer und seine Ufer sind schaurig kalt. Die angekommene Seele wird dann gegen Entrichtung eines Fährgeldes von einem alten Manne übergesetzt. Vom jenseitigen Ufer führt sie der Weg in die große Totenstadt zu den vorangegangenen Vätern. Mit diesen darf der Ankömmling nach vorangegangener Gerichtssitzung für immer vereint zusammenleben, denn dort gibt es keinen Tod mehr.

2. Bericht Herold. Ein breiter Fluß ist zu

überschreiten, bevor man die Welt der Toten betritt, welche am andern Ufer beginnt. Ein kleiner, alter Fährmann setzt mit einem Kahn über den Fluß gegen Entrichtung eines geringen Fährgeldes. Er setzt jedoch nur die über, welche ihr Fährgeld zahlen können und für welche bereits ein Totenfest veranstaltet wurde. Ist letzteres nicht geschehen, so pflegt er das Uebersetzen zu verweigern mit der Bemerkung: „Ich habe noch nicht für Dich schießen hören." Am andern Ufer sitzen viele Tote, meist mit schönen, weißen Tüchern angetan und gemütlich eine Pfeife rauchend; etwas abseits von diesen sitzen andere, welche nicht rauchen und welche große Wunden haben, aus denen Wasser läuft.

Bericht Oldendorp. Die Neger stellen sich vor, daß auch die guten Seelen Mühe haben, bei einem gewissen Geiste vorbei bis zu Gott hinzukommen. Daher kommt die Gewohnheit, daß sich die Ueberlebenden mit dem Didi (durch auf den Weg gestreute Geschenke) abfinden. Nach der Aussage anderer machen sie sich durch Hinweis auf die Zeichen, die

sie auf dem Leibe haben, von den Ansprüchen der boshaften Gottheit los*).

Addieren wir das, so hören wir von folgenden entscheidenden Momenten:

1. ob das Totenopfer beigefügt ist (Fährgeld),
2. ob der Verstorbene seine Quixille einhielt (Gerichtssitzung),
3. ob das Totenfest gefeiert ist,
4. wie einer gestorben ist (vergl. die mit den Wunden),
5. ob der Verstorbene tätowiert ist.

Wichtig ist ferner, daß die Gerichtssitzung über den Lebenswandel der Verstorbenen in den Händen der Toten liegt, was an die Entwicklungsgeschichte der Quixille erinnert, wie sie oben skizziert ward.

Damit wollen wir diesen Teil der Untersuchung abschließen. Erkannt haben wir, daß es nicht nur verschiedenartige Gruppen des Seligkeitsglaubens gibt, sondern auch daß die Motive dieser verschiedenen Glaubensarten arg voneinander abweichen. Indem wir das derart ge-

*) Missionar Spieth in einer Rede, gehalten am Missionsfest in Bremen Juni 1893. Herold in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" Bd. V S. 156/7. Oldendorp a. a. O. S. 340.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wonnene Material an Motiven den Untersuchungen des zweiten Teiles zugrunde legen, hoffen wir, eine verhältnismäßig sichere Basis für weitere Schlüsse damit zu gewinnen.

VON GUT UND BÖSE.

Unsere Frage ist also: Läßt sich im Bereiche dieser erörterten Anschauungen ein Motiv finden, das als sittliche Regung, als der Keim eines dem Gut und Böse entsprechenden oder verwandten Begriffes zu bezeichnen ist? Revidieren wir noch einmal! Entscheidend, ob einer selig wird, sind etwa folgende Faktoren:

1. Geschick (oder Geburt!), — je nachdem der Verstorbene einer bestimmten Gesellschaftsklasse angehörte oder einen bestimmten Tod starb oder nicht rechtmäßig bestattet ward.

2. Böswillige, — denn der Zauberer kann sich der Seele des Lebenden bemächtigen und diesen somit töten und die Seele in seiner Macht behalten.

3. Die Hinterbliebenen, — indem sie dem Verstorbenen das Grab rüsten oder das Totenfest begehen, ihm opfern, ihn also nähren und pflegen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Der Verstorbene selbst, — insofern er tapfer war oder nicht, oder er seine Quixille einhielt, also seine einmal vorhandenen Pflichten erfüllte.

Von diesen sind die ersten drei Gruppen völlig bar einer sittlichen Regung insofern, als die Entscheidung außerhalb dessen liegt, auf dessen Seligkeit es ankommt. Hingegen läßt sich in der vierten Gruppe das ethische Moment nicht verkennen; denn seine Handlungsweise ist das Entscheidende. Allerdings ist der Wert ein sehr geringer. Denn kriegerischer und tapferer Sinn schließen nicht die häßlichsten Nebenumstände aus und sind, — im Geiste der Naturvölker aufgefaßt, — auch nur in kriegerischen Zeiten eine Tugend. Was also die Erfüllung der Quixille anbelangt, so steht deren Wert vielleicht noch tiefer, da die absolute Furcht die Quixille nicht nur hervorruft, sondern auch ihre Einhaltung gebietet. Aber immerhin müssen wir im letzteren Falle von einer sittlichen und moralischen Regung sprechen. Doch sehen wir uns einmal nach dem Ursprunge der andern Anschauungen näher um, die weit wichtiger sind.

Dem Menschen selbst fehlt jeder Einfluß auf

die Entwicklung seines Geschickes. Das ist der echte Naturmensch, der durch das Erdenleben taumelt, der überall nur die Ausnahmen beobachtet, weil er die Regeln nicht kennt (Mangel an Bewußtsein!), der sich anstandslos vor den Erscheinungen der Natur beugt, der gar nicht daran denkt, daß er sterben muß. Was ihn in dieser Hinsicht auszeichnet, ist die Anerkennung einer Macht, der Sittenmacht. Er beugt sich derselben. Er bohrt ein Loch in die Nase, er tätowiert sich usw., damit er selig wird. Das ist die einzige entscheidende Macht, die geregelt und gesetzmäßig ist, und ich werde zeigen, daß tatsächlich von hier der Strom einer sittlichen Anschauung ausgeht, der für das Volksleben von allergrößter Bedeutung ist. Zu diesem Behufe ziehe ich eine Reihe von Belegen über die Bestattungsgebräuche heran.

1. Bestattung geregelt nach dem Seligkeitsglauben.

a) Stand entscheidend. Von den Kapez und Kumba (am Sierra Leone-Flusse) werden die verstorbenen Könige in den Straßen, die nach ihren Wohnungen gehen, begraben. Sie

rechtfertigen diese Gewohnheit damit, daß diejenigen, die durch ihren Rang und Stand so sehr von anderen Personen unterschieden sind, billig auch nach dem Tode von ihnen abgesondert werden müssen. Vornehme Waganda, zumal die Könige, werden mumifiziert, gemeine Leute aber und Sklaven in den Busch geworfen; denn nur vornehme Häuptlinge werden Halbgötter. Auch die Wanjamwesi bestatten nur Häuptlinge, und auf den Salomonen werden die Körper der gemeinen Menschen in die See geworfen, die der Vornehmen aber bestattet, da ihre Macht im Diesseits für die im Jenseits ausschlaggebend ist.*)

Da doch nur die Vornehmen im Jenseits glücklich werden, hat es gar keinen Wert, daß man den Gemeinen erst die Möglichkeit bietet hierzu, indem man sie bestattet; das ist der Sinn.

b) Todesart entscheidend. Jemand, der durch einen Unglücksfall umkommt, zum

*) Allg. Hist. d. R. Bd. III S. 267. Herm. Stuhlmann: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika" 1893. S. 186/7. Oskar Baumann: „Durch Massailand zur Nilquelle" 1894 S. 236. Codrington a. a. O. S. 258.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beispiel ertrinkt, wird nicht erst begraben, sondern in den Wald gebracht und dort niedergelegt. Denn die Seele eines solchen Unglücklichen wandert in einen Baum, Fisch oder ein anderes Tier. Man meint, die Götter hätten solche Menschen von der Seligkeit ausgeschlossen, verbannt; darum mußten sie eines solchen Todes sterben und die Seele in ein Tier usw. fahren. Soweit der Dajak-Glaube und -Brauch, der soweit geht, daß auch im Kampfe Gefallene nicht bestattet werden. In Togo werden Leute, die auf unnatürliche Weise gestorben, z. B. erschlagen, ermordet oder hingerichtet worden sind, auf Gerüsten im freien Felde aufgestellt. Das ist, wie wir sehen werden, in Westafrika gleichbedeutend mit dem Nichtbestatten. Bei den Wambugwe werden nur die an einer Speerwunde, also im Kriege Sterbenden außerhalb der Tembe, die anderen in derselben bestattet.*)

Das Ausschlaggebende mag hier zweierlei sein. Entweder herrscht die Meinung, „der so

*) Grabowsky a. a. O. S. 181. John a. a. O. Bd. I S. 69. v. François in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“ Bd. I S. 162. Baumann: „Massailand“ a. a. O. S. 187.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und so Umgekommene wird ja doch nicht selig, warum also ihn erst bestatten" oder der Sinn, „der so und so Umgekommene wird ein ruheloser und bösartiger Geist, also wollen wir ihm das Geistwerden und das Weiterexistieren doch einfach damit abschneiden, daß wir ihn nicht bestatten". Die letztere Anschauung führt uns zur nächsten Gruppe hinüber.

2. Anwendung des Seligkeitsglaubens.

In Vaisali ließ man auf der Erde oder vergrub man die Leiche, je nachdem man die Wiederkehr des Verstorbenen fürchtet oder nicht. Und etwas Aehnliches hören wir von der südlichen Westküste Afrikas. Wenn ein Geist aus dem Grabe zurückkehrt, um die Menschen zu beunruhigen, so gräbt man ihn aus und verbrennt die Leiche.*)

Wir sehen, der Mensch beginnt von seiner Macht Gebrauch zu machen. Da ihm die Bestattung zufällt, liegt es ja in seiner Hand, den

*) A. Bastian: „Inselgruppen in Ozeanien" S. 88. „Loangoküste" a. a. O. II. Bd. S. 49.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geist, der ihm lästig wird, zu verderben. Es taucht also hier die Anschauung auf, daß der dem menschlichen Leben schädliche Geist einfach vernichtet werden muß. — Damit gleitet die Waffe in die Hand des Menschen, und alsogleich beginnt er sie zu gebrauchen. Fassen wir die einzelnen Fälle ins Auge.

Nach Wilson spricht sich an der Westküste Afrikas der einzige Begriff einer zukünftigen Vergeltung in der Sitte aus, daß man diejenigen, die unter dem Rotwasser-Gottesgericht gestorben sind oder sich besonders schlechter Handlungen (?) schuldig gemacht haben, an abgesonderten Plätzen begräbt. Bei den Baschilange sah Pogge die Leichen von solchen, denen durch das Capa-ordal nachgewiesen worden war, daß sie irgend ein Vergehen begangen hatten. Die Leichen waren eingewickelt und an eine Stange gehängt, welche zwischen den Aesten zweier Bäume hing. Aehnlich verfährt man mit der Leiche ebenso eines Vergehens überwiesenen Verbrechers bei den Ewenegern. Stirbt der Verdächtige innerhalb sieben Tagen, so hat ihn Manyo getötet, und er wird außerhalb des Ortes von den Ganga auf einem Gestell von vier

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pfählen Wind und Wetter ausgesetzt. Das gleiche vernehmen wir aus Madagaskar.*)

So ein Mensch plötzlich stirbt, woraus geschlossen wird, daß irgend jemand ihn behext habe, so eine Krankheit ausbricht, was gleicher Weise gedeutet wird, so einer bestohlen ist, wird in Westafrika eine Volksversammlung berufen, und der Verdächtige oder die Verdächtigen festgestellt. Diesen wird dann ein Trank, das Kapa oder Rotwasser verabfolgt. Erbrechen die Verdächtigen dieses Gebräu, so sind sie unschuldig, behalten sie es im Leibe, so sind sie schuldig. Nun hören wir, daß diejenigen, die derart als Schädiger der Ordnung und der Gesellschaft auftreten, von den Negern auch für das Jenseits bestraft werden, indem sie unbestattet bleiben. Es ist genau das gleiche, wenn Dapper von den Quoja erzählt, daß sie die Zauberer verbrennen oder in den Fluß werfen, oder wenn Bastian aus Westafrika berichtet: „Die Leiche eines insolventen Schuldners wurde

*) Wilson: „Westafrika“ 1862 S. 155. Wißmann, Pogge: „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“ 1889 S. 383. Herold in den „Mitt. a. d. Deutschen Sch.-Geb.“ 1892 Bd. V S. 147. Sibree: „Madagaskar“ S. 302/3.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

früher seinem Gläubiger übergeben und von diesem zwischen zwei Bäumen in einem Käfige aufgehängt. Dort besuchte er sie täglich, erkundigte sich spöttisch nach ihrem Befinden und riet ihr wohlmeinend an, nur baldmöglichst ins Leben zurückzukehren, da, bis seine Schuld bezahlt sei, er sicher keine Ruhe im Grabe finden werde."

Das heißt also, der menschliche Gesellschaftsorganismus beginnt das Schädliche auszurotten. Und demnach beginnt hier eine Moral zu herrschen, in der das „schädlich gleich schlecht" den Ausgang bildet.

Und gehen wir danach auf die Genealogie dieser Moral, auf ihren Stammbaum ein, so sehen wir folgende drei aufeinander folgende Anschauungen oder Epochen:

1. Epoche. Der Mensch beugt sich unter das Joch des Geschickes.

2. Epoche. Die Sitte herrscht absolut.

3. Epoche. Der Mensch benutzt die Sittenmacht und -gewalt, um gegen Schädlinge im Staats- und Gesellschaftsleben vernichtend vorzugehen.

Aber immerhin: Diese Moral des „schädlich gleich schlecht" ist eine recht kümmerliche, zumal wenn man bedenkt, daß die richtende Macht nur den richtet, den sie erwischt. Wenn wir diese Moral mit der unseren vergleichen, so erkennen wir den gewaltigen Unterschied sogleich. Denn wir tun das Gute des Guten wegen und lassen nicht das Schlechte aus Furcht vor der Strafe.

Worin liegt das Scheidende?

Nun, dort herrscht der Mensch, und er benutzt die Moralmacht.

Bei uns aber herrscht die Moral selbst; denn das Gute des Guten willen tun heißt nichts anderes.

Das erstere ist die natürliche Moral, die sich schon im Tierleben nachweisen läßt, die den Starken und die Macht entscheiden läßt. Unsere aber ist die kulturelle Moral, eine selbständige Moral, die den Wertmesser in sich selbst trägt. Wohl vermögen wir auf primitiven Kulturstufen schon Anfänge zu den Sittlichkeitsanschauungen unserer Kulturstufe zu erkennen — ebensogut, wie wir Rückfälle zur natürlichen Moral bei uns nachweisen können, — aber beiderseits sind es nur leichte Regungen

im Gebiete einer anderen Anschauungswelt. — Um aber ja nicht mißverstanden zu werden, was man unter natürlicher und unter kultureller Moral zu verstehen habe, stelle ich den Hauptsatz für die natürliche Moral fest, wie es sich uns hier dargestellt hat:

Nicht der wird unselig, der Böses tat, sondern der, der von den Menschen als schädlich oder böse erklärt worden ist.

Mit dieser kurzen Abhandlung will ich nichts Abgeschlossenes bieten, sondern mehr anregen. Ich glaube nämlich, womit ich auf die Einleitung zurückgreife, daß es für unsere Missionare und Kulturpioniere von allergrößtem Werte sein muß, festzustellen, auf welchem Boden sie ihre geistigen Samenkörner ausstreuen und welche Art Pflanzen überhaupt auf solchem Boden Wurzel fassen und gedeihen können. Erst wenn ich weiß, was jener für eine Auffassung von Gut und Böse hat, kann ich ihm die meinige klar machen.

3. Gedanken über die Entwicklung der primitiven Weltanschauung.*)

(1899.)

Zur Selbständigkeit unserer Wissenschaft. — Das Motiv. — Rhythmus und Ursprung des Motives. — Die zwei Welten. — Material und Ziel der Weltanschauungslehre. — Die Formen. — Die Genesis. — Entwicklungsreihen. — Das Fehlen der Bindeglieder. — Inkongruenzen. — Die Gedanken. — Die Entfremdung. — Die Einschaltung und andere Wandlungsprozesse. — Herrschende und dienende Motive. — Uebergangsgebiete. — Drei Weltanschauungsepochen. — Der Zerfall einer Weltanschauung. — Fragmente einer Weltanschauung. — Kreise der hohen und niederen Weltanschauungen. — Charakter der Weltanschauung. — Weltanschauung, Religion, Wissenschaft. — Das Glauben.

Es sollen hier lockere, des Zusammenhanges mehr oder weniger entbehrende Ideen folgen, wie sie sich bei der Ausarbeitung eines um-

*) Obwohl die vorliegende Studie manchem Widerspruch begegnen wird, glaubten wir doch, dieselbe den Lesern nicht vorenthalten zu sollen, da sie jedenfalls zum Nachdenken anregt. Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fangreichen Stoffes immer einstellen. Die Vorarbeiten zu jenem Werke, das zunächst als „Fragmente einer Weltanschauung" angekündigt, nun aber auf Wunsch des Verlegers als „Weltanschauung der Naturvölker" erschienen ist, haben mich naturgemäß vielfach mit der Religionsphilosophie und der Völkerpsychologie zusammengeführt. Aber ich weiß nicht, ist es nur mein Schicksal oder das des Ethnologen überhaupt, die beiden Wissenschaften waren unhandlich für den Gebrauch. Die Werkzeuge, die sie bieten und verwenden, sind zu sehr für das eigene Arbeitsfeld nüanciert, um ohne weiteres auf einem anderen, auch wenn es mit der gleichen Frucht bestellt werden soll, Verwendung finden zu können. Und abermals reifte in mir die Ueberzeugung heran, die sich schon bei den Studien der Kunstgeschichte und manchen Gebieten der Technik aufgedrängt hatte:

Redaktion muß selbstverständlich die volle Verantwortlichkeit der einzelnen Ausführungen ihren Mitarbeitern überlassen, welcher prinzipielle Standpunkt hier ausdrücklich betont werden soll. Anm. der Redaktion. (Aus dem „Archiv für Religionswissenschaft". Bd. II. Freiburg i. Br., Leipzig und Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1899.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Völkerkunde muß selbständig und unabhängig die Erkenntnisse zeitigen, die auf dem Wege ihrer Entwicklung liegen. Es liegt dieser Anschauung keine Spur von Mißachtung anderer Tätigkeit zugrunde, sondern das Bedürfnis nach Selbständigkeit. Wir Ethnologen hängen noch allen möglichen Wissenschaften am Rockschoße und entbehren deshalb der Einheitlichkeit. Wenn die Ethnologie sich als selbständige Wissenschaft oder freiausgebildeter Zweig der großen, einen Wissenschaft proklamieren muß, so braucht sie einen eigenen Organismus, in dem alle Teile gegenseitig abgewogen sind und sich alles ergänzt. Heute gleicht sie noch gar sehr einem ungeordneten Mosaik. Und so trat ich denn von dem Versuche, mit dem Werkzeuge der Religionsphilosophie und der Völkerpsychologie zu arbeiten, zurück und suchte eigenes Gerät zu schaffen.

Die Ergebnisse dieser Tätigkeit sind im großen und ganzen in dem oben zitierten Werke dargestellt. Man mag dasselbe streng systematisch nennen, aus welchem Grunde alle noch dunklen Stellen, alles noch nicht vollkommen Reife, jene Ideen, die das letzte Resultat der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Untersuchungen darstellen, nicht mit aufgenommen wurden. Sie sind kurz zusammengefaßt, stellen nichts Einheitliches dar, sondern vielmehr Fingerweise, in welcher Richtung zu forschen ist und Resultate zu erzielen sind. Da sie frei aus der ethnologischen Arbeit herausgewachsen sind, nähern sie sich hie und da den Ergebnissen der Völkerpsychologie, erheben daher nicht den Anspruch der unbedingten Originalität und auch nicht den unwiderruflicher Genauigkeit. Sie bedeuten auch mehr Anregung als Lehre, was durch die Form, in der sie zusammengestellt sind, angedeutet ist. Es sind im weitesten Sinne die Anfänge einer ethnologischen Weltanschauungslehre.

Ebensowenig wie man den Wind fassen, abbilden, beschreiben kann, sondern sich damit begnügen muß, aus den bewegten Zweigen der Bäume, dem umherflatternden Staub auf der Straße usw. auf die Richtung des Windes und — wenn man hinter Glasscheiben steht — auf sein Vorhandensein zu schließen, aus diesen Erscheinungen seine Eigenschaften, sein Wesen zu erkennen; ebenso ist für uns wie für ihn selber das Motiv in der Weltanschauung des

Wildlings etwas Unfaßbares, Unklares, Schwerverständliches, das mehr als schöpfende oder schöpferische Kraft denn als Schöpfung überhaupt erkennbar, das leichter im Bilde und Bildwerke als in der Sprache darzustellen ist. Und deshalb kann es von uns nur in seinen Wirkungen auf die Formen erkannt werden.

Wenn aber ein Wind weht, so schlagen die Baumzweige hin und her, die Staubkörner wirbeln lustig in verschiedener Richtung durcheinander, so daß jedes einzelnen bewegten Gegenstandes Bewegung nur ein Beweis dafür ist, daß eine Kraft hier wirkt; ob aber seine Bewegung der primären Richtung oder einer sekundären Strömung folgt, das kann nicht sogleich und nur nach einem Beobachten des überwiegenden Triebes gesagt werden.

So sind auch in den Anschauungsmotiven nicht etwa Einheiten oder feste Körper gegeben. Die wirkende Kraft kann nur aus den Beziehungen der Ausdrucksformen, aus der Entwicklungsrichtung, der Summe der Erscheinungen herausgefühlt werden.

Das Schöpfungsvermögen des Motives ist nicht an die Zeitlichkeit gebunden, auch nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

etwa an eines Schädels Zeugungs- und Fortpflanzungskraft. Einerseits kommt daher für die ganze Summe der Tatsachen nicht die Erklärung eines Wildlings in Betracht, die sowohl primärer als sekundärer Natur sein kann, sondern vielmehr ein Extrakt aus der Gesamtheit. Andererseits erhalten wir durch diese Erkenntnis die Berechtigung, Entwicklungsreihen darzustellen, Stammbäume der Familien nach deszendentalem Schema.

Aus mehreren Gründen spreche ich vom Rhythmus und nicht von Wiederholung in der Weltanschauung. Wenn in der Mythologie gleich viel oder mehr Sonnenhelden alle mit fundamental gleichen Eigenschaften, Schicksalen, Bedeutungen, Aufgang, Höhe, Untergang nebeneinander auftreten, so ist das als Rhythmus der Sonnenmythologie zu bezeichnen. Es wird sich bei einer herrschenden Form oder Erscheinungsfolge auch eine nicht als Sonnenheld in die Mythologie eingetretene Figur zum Sonnenhelden umbilden können, die Eigenschaften und Schicksale desselben aufnehmen und sich so dem herrschenden Rhythmus fügen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Primitivsten, die nur die einzelnen Erscheinungen beachten, nicht aber deren Zusammenhang, erkannten nur die Ausnahmen. Die Wiederholung der stets gleichmäßig wirkenden Naturmaschinerie drängte die Aufnahme der Erscheinungen dem Menschen doch zum Schlusse auf. Anderenortes (Bildende Kunst der Afrikaner 1897) ward gezeigt, wie der Mensch ohne seinen Willen die Menschenfigur schuf. Man kann daher den Rhythmus in der Weltanschauung als eine Folge oder das Spiegelbild des Rhythmus in der Natur bezeichnen.

In der Weltanschauung der Primitivsten ist der Rhythmus sehr schwach, wogegen das Naturwahre vorherrscht. Bei den Primitiven erscheinen bestimmte Motive und der Rhythmus überhaupt erst. Bei diesen herrscht das Bestreben, alle Tatsachen, Erscheinungen, Vorgänge usw. unter bestimmte Gesichtspunkte, also in Mythen in den Bereich eines Motivs zu bringen.

Wie die Charakterornamente in der Kunst, so verdanken also auch die entsprechenden Motive in der Weltanschauung dem Rhythmus ihre Entstehung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Primitivsten lebten in der Welt als Teile derselben und meinten nicht höher zu stehen, mehr zu vermögen oder irgendwie mehr zu sein als Bäume, Tiere, Mond usw. Die Wildlinge schufen in Opposition zur Natur eine Kulturwelt. Diese Menschen, die heutigen Naturvölker, leben nun in der Welt ihrer Schöpfungen.

Zwischen beiden Welten bestehen unzählige feine Beziehungen; denn der Mensch nahm die Stoffe zu der seinen aus der Naturwelt. Sein Streben war, aus der Naturwelt, die ihm überall schwankend, beweglich, gesetzlos, unregelmäßig erscheint — denn er beachtet ja nur die Ausnahmen und die Abnormitäten —, eine zu schaffen, deren Regeln und Rhythmus, Gesetze, Gebote und beständige Eigenschaften er vorschreibt und gibt, kurz eine Welt, in der er nicht diene, sondern herrsche.

Es ist das wichtig und mag daher nochmals anders gefaßt werden:

„Die Primitivsten waren noch eins mit der Natur" heißt: sie fühlten sich als allen anderen gleichwertige Teile eines gleichartigen Ganzen und beugten sich anstandslos dem Willen ihrer Umgebung, solange nicht die Existenz bedroht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war. In der Kulturentwicklung trennten sie sich von der Natur; im Kopfe des Wildlings spiegelt sich die Welt als s e i n e, die von ihm umgeformte. Er zwingt das Wetter, er zitiert den Toten, er tötet durch Zauber. Er gehorcht den Gesetzen seiner Schöpfungen, aber nicht direkt, sondern nur indirekt denen der Natur.

Deshalb können wir von zwei Welten reden, in denen die Wildlinge leben. Die eine, die eigene, wissen sie, die andere, die Natur, ahnen, aber leugnen sie.

Auch wir leben in zwei Welten, aber da einerseits das Bestreben herrscht, die unsere der natürlichen gleich zu gestalten, da wir andererseits selbst darin leben, so können wir nicht die Unterschiede unserer und der Naturwelt erkennen wie bei jenen, auf die und deren Anschauung wir gleichwie von Hügeln auf die Täler herabschauen.

Wir Ethnologen studieren die Menschheit und den Menschen hinsichtlich der Kultur. Zur Kultur gehört alles, was der Mensch besitzt oder was er geschaffen hat. Wir verfolgen die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Kultur-

besitzes zurück bis zum Instinkt. Was hinter diesem liegt, geht uns zunächst nichts an.

Wir prüfen die Kultur weniger als Schöpfung des Menschen denn als selbständigen Organismus und den Menschen als Objekt der Kultur (vgl. Kap. 1 des Werkes: „Ursprung der Kultur" Bd. I, Gebrüder Bornträger 1898).

So fragen wir auch nach dem Aufwachsen der Weltanschauung, nach der Fortpflanzung und der Verzweigung derselben, nach den Gesetzen, die Ursprung, Aufwachsen, Fortpflanzung und Verzweigung, Umformung, Aussterben bedingen, nach den Unterschieden der Weltanschauungsformen, nach ihren Motiven, nach deren Beziehungen untereinander, nach der Schöpfungskraft und den Schöpfungen.

Als Material der Untersuchung liegt vor uns eine Reihe von Mythen und Berichten von Vorstellungen, dann ethnologische Gegenstände. Auch die Mythen repräsentieren in ihrer Gesamtheit eine Sprache, die wertvoller ist, als die meisten Berichte über Vorstellungen es sind. Letztere können, werden und müssen sogar oft individueller Natur sein, erstere dagegen sind

stets Volkseigentum und entsprechen der herrschenden oder einer vergangenen Volksvorstellung.

Wir haben also als Formen vor uns Mythen und plastische Gegenstände, die mit den Berichten von Vorstellungen verglichen den Text der Weltanschauung darstellen, welchen wir Ethnologen in die Sprache der Kultur unserer Zeit zu übersetzen haben.

Ein Motiv als Zwitterwesen, das selbst Schöpfung und Schöpfer ist, kann nicht aus einer Form, sondern nur aus Formen erkannt werden. Ein Motiv der Weltanschauung ist ein geistiges Lebewesen, das seitens der Wildlinge nicht gefesselt wird. Es läßt sich meist weder ein Zeitpunkt noch ein Ort, weder seiner Entstehung noch seines Unterganges, Endes, feststellen. Es ist fast wie ein launisch Geistlein, das bald hier in dieser, bald dort in jener Gestalt erscheint, fast nie aber in der gleichen, wenn es auch seiner Art Hauptwesenszug ist, eine bestimmte Gruppe von Erscheinungen zu bevorzugen. Daher also kann man ein Motiv nicht aus der Form, sondern nur aus Formen er-

kennen, woraus allein schon erhellt, daß es auch keine Scheidewände gibt zwischen dem Wirkungskreis, den Ausdrucksformen mehrerer, sagen wir zweier Motive. Man kann sagen, die Formen befruchten einander, und daher kann man oft an einer Form die Wirkungskraft zweier Motive, das Erbe aus zwei Familien erkennen.

Weiterhin kann man schließen: Es ist ein Fehler, sich dem Glauben hinzugeben, die Primitiven könnten ihre Motive in Worte fassen. Die instinktive, nicht die logische Schöpfungskraft (vgl. „Bildende Kunst") ließ sie entstehen.

Ja, ich meine sogar, die Sprache sei ein vorzügliches Mittel der Kultur, aber für die Besprechung subtiler, primitiver Geistestätigkeit, wie überhaupt für die „hohen" Wissenschaften, ihrer natürlichen Plumpheit und fesselnden Eigenschaften halber ein schlechtes und oft klägliches Werkzeug. Was müssen wir nicht alles mit „Gott" bezeichnen! Und dann erst Fetisch, Zauber, Idol!

Im Anfang fluteten die Gase durcheinander. Verdichtungen traten ein. Ein Windhauch konnte

sie wieder auseinander treiben. Sie waren nicht umgrenzt. — Heute finden wir die Kristalle als Niederschlag gasiger oder flüssiger Stoffe.

Im Anfange schwebten die Meinungen und Vorstellungen durcheinander wie jene Gase. Sie hatten weder Formen, noch waren sie irgendwie fest, sondern leicht beweglich. — Jenen Kristallen gleichen die Mythen, Darstellungen und Vorstellungen der Naturvölker.

So war denn auch die Sprache nicht der direkte Träger jener embryonalen Schöpfungen in weit hinter uns liegenden Zeiten. Wie das Küchlein aus dem Ei schlüpfend schon auf das Getreidekorn am Boden zueilt, es aus der Menge der Erdkörperchen richtig herausfindet und aufpickt, obgleich ihm noch keinerlei Belehrung hat zuteil werden können, da es in seine Schalenklause verschlossen war, — so muß es auch dort ein Vererben instinktiver Anschauung und Betrachtungsweise geben, wo noch nicht Sprache und nicht Gedanken geschaffen und erlernt sind.

Das nun muß um so mehr interessieren, als dadurch schon das Vorhandensein einer Stufen-

folge der Entwicklung zwischen den Menschen des Instinktes und denen des Denkens angedeutet ist.

Da nun jene Menschen nicht die Gabe oder Kenntnis wörtlicher Ausdrucksweise besitzen, so kann es für sie nur eine Art der Aeußerung, Verständigung usw. geben: die Darstellung im Bilde. Denn Bilder der Umgebung sind es, aus denen die Weltanschauung emporwächst: der Sterbende oder Tote, der formwechselnde Mond, der rotglühende Sonnenball am Horizonte und die weiße Sonnenscheibe in der Mittagshöhe usw.

Und so haben wir das merkwürdige Schauspiel vor uns, daß, obwohl sie recht wohl schon zu denken vermögen, die Naturvölker als Reste und Höhepunkte instinktiver Geistestätigkeit die Mythen, und das sind Bilder, schaffen. So kommt es, daß die Mythen von den Schöpfern und Trägern derselben — wenn sie nicht im Stadium überwiegender Gedankentätigkeit, einem höheren Stadium, das wir in den Griechen und Römern verkörpert sehen, sich befinden — nicht erklärt werden, daß sie nicht mit Kommentaren, nicht mit Gedankenstruktur versehen sind, sondern, weil vom In-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stinkte geboren, auch ohne logische Definition erhalten und fortgetragen werden.

Und dazu noch eine Anmerkung. Die Gelehrten werden oft und meist als besonders scharfe Denker gepriesen. Aber ich selber muß auf dieses ehrende Prädikat, insofern es eigene Schaffenstätigkeit und nicht die Verarbeitung der Leistungen anderer anbelangt, insofern verzichten, als es vielmehr ein feiner Tastsinn ist, der die Arbeit leitet; das, was wir Divinationsgabe nennen, ist es. Und diese ist zurück zu verfolgen bis zu jenen Naturvölkern, deren instinktive Schöpfungskraft ich eben besprach. Weiter unten mehr davon.

Das Motiv, aufgefaßt als eine verschiedene Formen hervorbringende oder in verschiedenen Formen sich äußernde Kraft, könnte nicht Reihen bilden, wenn nicht die Formen selber Fortpflanzungskraft besäßen. Sie befruchten sich, mischen sich, beeinflussen sich, und zwar die direkt von der instinktiven Schöpfungskraft hervorgebrachten und die von den Formen abgeleiteten Formen unter einander. Wohlgemerkt! solange das Motiv lebt, d. h. schafft und gebiert

oder sicher verkörpert, wie man das nun will, solange stehen alle Formen unter der Kontrolle des Motives und sind daher in einen gewissen Rahmen gebannt, der nur durchbrochen wird, wenn Mischungen mit Formen verwandter Motive vor sich gehen.

Da nun einerseits instinktive Schöpfungskraft und Fortpflanzungskraft des Motives dasselbe, nur verschieden ausgedrückt ist, da neue Formen nur in der Berührung zweier verschiedener Formen gezeugt werden, so entrollt sich das Ganze als ein großartiger Stammbaum, und wir vermögen einzelne Teile desselben herauszunehmen, das sind Entwicklungsreihen.

„... auf eine Eigenart der ethnologischen Verbreitung hinzuweisen, die man kennen muß, um vieles sonst unbegreiflich Scheinende zu verstehen. Es ist das sporadische, rasenhafte Auftreten ethnologischer Eigentümlichkeiten; — die einzelnen Sitten und Gebräuche, Waffen und Gerätschaften finden sich oft über ein weites Gebiet verbreitet; aber sie sind nicht überall anzutreffen, wie etwa die Rasenschicht einer Prärie, sondern nur an einzelnen Punkten, hier

halb verkümmert, dort im Uebermaß entwickelt, so wie oft einzelne Baumgruppen über eine Wiesenlandschaft zerstreut sind. Dennoch wird der Ethnologe so wenig wie im letzteren Fall der Botaniker an einem ursprünglichen Zusammenhang zwischen den einzelnen Gruppen zweifeln, wenn nur im übrigen die Aehnlichkeiten überzeugend sind und die Möglichkeit einer früheren Verbindung der getrennten Gebiete nicht allzu undenkbar erscheint" — sagt Schurtz.

Und wie die geographische Verbreitung Lücken aufzuweisen hat, so ist es auch mit den Bindegliedern einer Entwicklungsreihe. Und für die Weltanschauung ist noch daran zu erinnern, daß unsere Kenntnis (der Mythen usw.) eine sehr fragmentarische ist. Es existiert nachweisbar eine große Menge von Anschauungen, die wir mühsam rekonstruieren müssen.

Wenn wir eine Anschauung beschreiben und verfolgen, so ist das gleichbedeutend dem Skizzieren eines Ornamentes der Naturvölker mittels des Zirkels oder des Lineales. Es stellt im großen und ganzen Vorlage und Wiedergabe

die gleiche Figur dar. Aber jene Linien sind nicht gerade und ohne Genauigkeit gezeichnet. Auch mögen die Farben hüben und drüben schwarz und weiß sein. Aber wir zeichnen den Schmutz, der den Gegenstand bedeckt, nicht mit; wir ergänzen verlöschte Teile, korrigieren Zeichenfehler usw.

Das Bedeutsame der Gedanken liegt, für die Weltanschauungslehre wenigstens, darin, daß es zwischen den denkbaren Extremen eine unendlich feine Stufenleiter oder Steigerung der Klarheit gibt. Der Wilde, der im Baume den Geist eines Ahnen verkörpert meint, kann das nicht in Worte fassen; vielmehr leugnet er den Glauben an das Fortbestehen der Seele, wenn er danach gefragt wird. — Auch im Kopfe des Gelehrten macht der Gedanke eine eminente Entwicklung durch zwischen dem Momente des „durch den Kopfschießens“ und dem Vermögen, denselben auf das Papier zu bringen. Doch ist wohl zu bemerken, daß sich dies nur auf eine bestimmte Art der Geistestätigkeit, sagen wir „auf die Entdeckungen“ bezieht, die der Denktätigkeit der Primitiven entspricht oder eine

höhere Stufe derselben ist, neben der es ja noch manche andere Art gibt, z. B. die logische Ueberlegung der Mathematik usw.

Für uns Ethnologen ist die ungleiche Entwicklungshöhe in der Klarheit der Gedanken sehr wichtig. Die Wilden, nicht gewöhnt an das direkte Aussprechen, stets bis zu den Juden des alten Testaments und noch weiter in Beispielen redend, sind der abstrakten Ausdrucksweise nicht fähig, erschrecken und leugnen, wie schon bemerkt, oft ihre Urheberschaft, wenn man ihnen die eigene Anschauung in Worten vorlegt. — Die Beweglichkeit läßt eben die Fesselung in Gedanken noch nicht zu.

Es gibt manchen Beweis für den Durchschnitt des ersten ernsthaften Denkens in Dingen der Weltanschauung. Einer mag hier angeführt werden. Wir bemerken in primitiven Weltanschauungen eine merkwürdige Vielheit von Orten, in denen die Seele eines Verstorbenen haust, so im Vogel, der sie ins Jenseits trägt und von dort wieder zurückführt, im Baume, der auf dem Grabe gewachsen ist, in dem totemistischen Tiere, in dem alle Angehörigen einer Familie vermutet werden, in dem Schädel,

der dem Grabe entnommen ist, dann in einem bestimmten Orte im Jenseits, an den der Tote durch das Totenfest befördert ist, in der Ahnenfigur usw. Jeder dieser Orte entspricht einem Motive. Nun gibt es einen Moment, der sehr spät erst eintritt, in dem die Ueberlegung, daß solche Vielfältigkeit der Seelenwohnstätten mit der Einheit der Seele nicht übereinstimmen könne, zu bemerken ist, welche dahin führt, daß die Seele teilbar sei und ein Teil im Vogel, einer im Baume, einer im Totem, einer im Schädel usw. weile.

Es kommt nicht selten vor, daß eine Sitte, eine Mythe, ein Kultgegenstand usw. selbständig wird. Das heißt, das Bewußtsein seiner Entstehung und Zugehörigkeit — meist ist es mehr ein instinktives Gefühl als ein Bewußtsein — erstirbt, und wenn so der Lebensnerv erstorben, hört die Bewegungsfähigkeit auf, die Zeugungs- und Fortpflanzungskraft. Nun schwebt die Form, die nur noch Form und tote Masse ist, frei, gleichviel ob Mythe, ob Sitte, ob Gegenstand. Entweder sie wird in eine andere Gruppe von Erscheinungen eingereiht oder bleibt ein selb-

ständiges Wesen, das infolge des konservativen Sinnes, der Scheu, etwas aufzugeben, von der Kultur weitergeschleppt wird — man mag es einem Meteorstein vergleichen, der regellos durch den Weltraum irrt, bis er in einen wohlorganisierten Machtkreis gerät, in dem er sich auflösend oder zerschellend aufgeht.

Den Prozeß des Absterbens jenes, die Form mit dem schöpferischen Motive verbindenden, instinktiven oder logischen Bewußtseins nenne ich Entfremdung.

Die interessanteste Folge der Entfremdung ist die folgende: Die instinktive Lebens- und Schöpfungskraft verleiht der Form das Leben. Sie stirbt ab. Das Volk fragt nach der Bedeutung derselben und gibt ihm nun einen logisch erdachten Sinn. So wird sie aus dem Kreise der beweglichen instinktiven Formen in den der festen und beständigen, der logisch erläuterten versetzt. Und hierher gehört ein großer Teil jener Erscheinungen sicherlich, die Schurtz in der Abhandlung: Die Speiseverbote erläutert hat. (Das Gesetz vom Wandel der Beweggründe!)

Wenn in der Entwicklung eines Motives gewisse Formen demselben entfremdet werden, so werden diese oftmals in einen anderen Anschauungskreis eingeschaltet. Wohl alle Sonnengötter Afrikas, auch einige Ozeaniens, haben den Prozeß der Entfremdung durchgemacht. Zumal die Mythologie der Maori auf Neuseeland strotzt von Beispielen der Entfremdung und Einschaltung.

In den letzteren nämlich nehmen die Ahnen, die Stammväter in den Wandersagen, die Handlungen, Eigenschaften, Schicksale der Sonnengötter auf. Die Einschaltung ist erfolgt, weil ideelle Verwandtschaft (über die Formen der Verwandtschaft vgl. „Der westafrikanische Kulturkreis" T. IV bei Petermann oder „Masken und Geheimbünde" Kap. Va) auf Grund des Manismus die Sonnenmythen (deren Hauptpunkt ist: die Seele folgt der Sonne) und die Ahnensagen verbindet. Vor allem bemerkenswert ist aber, wie Maui, der der Sonne folgende Vogelgott, zum Sonnengott wird, wie in einzelnen Mythen Tangaroa an die Stelle Mauis getreten ist usw.

Der besonderen Beachtung kann diese Erscheinung auch den Linguisten empfohlen werden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

(vgl. Miniatur, Pollir usw.), aber auch den Forschern der Ornamentik der Naturvölker.

Andere Wandlungsprozesse gehen z. B. auf Grund der Verpflanzung einer Kultur in andere Regionen vor sich. Die nordwestamerikanische Weltanschauung hat treffliche Beispiele für die materiellen Wandlungsprozesse gezeitigt, da hier Völker eines äquatorialen Klimas ihre Motive einem Volke der gemäßigten Zone überliefert haben. Es ist nur ein Beispiel geboten.

Ein Motiv lautet: Die Seele folgt der Sonne auf der Sonnenbahn. Wie in der „Weltanschauung der Naturvölker" (Kap. 9) entwickelt ist, repräsentiert ein Strick, der bei den Nordwestamerikanern zum Tuche oder Schale wird, die Sonnenbahn. Die Nordwestamerikaner hüllen nun die Aschenreste in ein Tuch, „damit die Seele im Jenseits nicht friere", während ursprünglich die Seele an dem Strick zur Belebung der körperlichen Ueberreste herabsteigen soll. — Im Winter ist der Tlinkit der Kälte ausgesetzt. So tritt dieses Frieren als wichtiger Faktor in die Anschauungen über den Seelenzustand ein. Die Beziehung der Sonne (als der

Wärme Spendenden) zum Frieren liegt nahe. Die Sonnenbahn als Strick wird zum wärmenden Schal, und so hat das lediglich materielle Wärmebedürfnis einen eigenen Wandlungsprozeß hervorgerufen.

Solch materielle Wandlungsprozesse sind durchaus nicht selten, besonders häufig aber, wenn Anschauungen, die durch die natürliche Eigenart eines Landes bedingt sind, auf einen Boden gepflanzt werden, den andere Eigenschaften beherrschen. In den äquatorialen Gegenden ist die Sonne die grausame Vernichterin, in den nordischen dagegen die liebevolle Wärmespenderin. Und das beeinflußt allein schon die Entwicklung der solaren Weltanschauung sehr tiefgehend.

Im Anfange, d. h. bei den Primitivisten, in der ersten Epoche der Weltanschauungsgeschichte, ist es noch nicht möglich, bestimmte Entwicklungsreihen herauszulösen. Noch ist das Ganze ein flüssiges Gemenge. Einzelheiten erscheinen und verschwinden. Es herrscht keine Uebereinstimmung. Es gibt eine individuelle, aber keine Volksanschauung. Noch beeinflussen sich nicht

feststehende Formen; die Formen selbst pflanzen sich noch nicht fort.

Erst wenn die Formen sich selbst fortpflanzen, wenn die Entfremdung eintritt und diese und jene flatterhaften Gebilde in bestimmte Entwicklungsreihen eingeschaltet werden, ergeben sich bestimmte und klar hervortretende Formen, die Entwicklungsreihen, die leitenden Motive. Diese können nun auch als die herrschenden bezeichnet werden, denn sie treten so gewaltmäßig auf, daß die schöpferischen Kräfte einerseits übermächtig in ihrem Dienste schaffen und daß andererseits viele entfremdete Formen in das Interessengebiet des herrschenden Motives eingeschaltet werden.

Das Gesetz von den herrschenden und dienenden Motiven ist das wichtigste der Weltanschauungsgeschichte, ja das einzige, das uns dieselbe verständlich macht.

Während also der Anfang ein homogenes Durcheinanderfluten vorstellt, schafft in der kommenden Zeit der Prozeß der Entfremdung und die Entstehung der herrschenden Motive sowie in engerem Zusammenhange stehender Entwicklungsreihen Trennung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In solcher Uebergangszeit lassen sich gleichsam bestimmte Farben erkennen, aber sie fließen ineinander über. Rechts und links mag man ein klares Blau und ein klares Rot erkennen. Beide verschwimmen aber in der Mitte in einer Skala aller Nüancen zwischen rot, violett, blau.

Die mittlere ist das Uebergangsgebiet. Im Verlaufe der weiteren Entwicklung konzentrieren sich hüben und drüben die roten und blauen Farbstoffe mehr und mehr. Es mögen sich hie und da zwischen der einen Farbe im Bereiche der anderen und an deren Rand noch violette Linien finden. Die Uebergangsstreifen aber werden schmaler und schmaler, und die Farbe wird klarer und klarer.

Das Endstadium derartiger Entwicklung ist ein abgegrenzter Gegensatz von rot und blau, und die letzten Vorgänge stellen die Bestrebungen dar, die im anderen Farbgebiet lagernden Inseln zu sich zu ziehen (vgl. auch Ratzel: „Ueber allgemeine Eigenschaften der geographischen Grenzen").

Als Beispiel diene jenes eigenartige Bild von der Vorstellung der Seelenverkörperung, welches die Seele im Baume, im Vogel, im Totem usw.

gleichzeitig darstellt. Hier mischen sich die Anschauungen noch vollkommen durcheinander. Da aber, wo in der schematischen Darstellung des Klärungsprozesses das Blau dem Rot ohne Uebergang entgegengesetzt ist, da gehört jene Anschauung der Malaien und der alten Aegypter hin, die die Seele fein säuberlich teilt und jedwedem Teile seine Behausungsstelle zuweist.

Es ergibt sich von dem in den vorigen Abschnitten Dargelegten eine Folge von drei Epochen in der Weltanschauung der Naturvölker.

Die erste Epoche ist die der völligen Unklarheit, die der Primitivsten. Reste derselben treffen wir noch in der Mythologie, d. h. den Erzählungen der Buschmänner. Bei diesen schwimmt noch alles regellos durcheinander. (Die Buschmänner können schon nicht mehr als Primitivste bezeichnet werden, aber ihre Weltanschauung zeigt uns noch das Ausklingen der Wesenszüge der primitivsten Weltanschauung an.)

In der zweiten Epoche treten die Entwicklungsreihen nebeneinander, lösen sich immer

klarer aus dem Chaos der ursprünglich instinktiven Vorstellungs- und Anschauungswelt heraus. Das ist etwa die Weltanschauung der afrikanischen Negervölker, wenigstens der breiten Schicht und des Durchschnitts derselben.

In der dritten Epoche tritt nun an Stelle einer ungeordneten Summe von Mythen ein einzelnes Motiv derart despotisch auf, daß es die anderen entweder absorbiert, sie zwingt, sich zu assimilieren, oder sie erstickt. — Dieses Ziel eines einzelnen herrschenden Motivs ist allerdings genau genommen ein unerreichtes Ideal. Dies Ziel bewirkt einen beständigen Kampf zwischen den herrschenden und dienenden Motiven. Es ist nur eine Frage der Stärke und Macht des herrschenden Motivs, ob die dienenden im stillen vegetieren, ihr Haupt erheben oder so lange verschwinden, bis eine Zeit kommt, in der das herrschende, despotische Motiv so altersschwach geworden ist, daß die Triebkraft der Instinkte und Gedanken wieder frei und selbständig auch im Widerspruch zum Hauptmotive schafft.

Im allgemeinen kann man aber sagen, daß schon in der polynesischen und malajischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kulturepoche eine Zeit der dritten Art gegeben ist; denn an allen Motiven, wo der Zusammenbruch eingetreten ist, läßt es sich noch beweisen, daß sie dem herrschenden solaren Motive gedient haben. Es ist noch keine klar ausgesprochene Zeit dieser Art, aber in ihr können wir die Eigenart einer Weltanschauung der dritten Epoche erkennen.

Mit der Entwicklung der Klärung des Gedankenlebens geht Hand in Hand die Entwicklung der Leitmotive. Je despotischer sie auftreten, desto kleiner wird die Zahl und die Bedeutung der dienenden und abgeleiteten Motive.

Wenn nun aus irgend einem Grunde eine Weltanschauung zusammenbricht, so ist das gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch, dem Verkümmern, Degenerieren, Auflösen der Leitmotive. Die Vorgänge, die dann folgen oder Hand in Hand damit gehen, sind sehr eigenartig. Die abgeleiteten Motive wachsen; sie, die bis dahin unselbständig waren, werden frei und selbständig; aber es ist die Selbständigkeit der freigewordenen Sklaven. Sie werden nie etwas

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Großes, Einheitliches darstellen, allein schon deswegen, weil ihrer so viele sind und keine Subordination, keine Organisation unter ihnen ist.

Die Fragmente einer zusammengebrochenen Weltanschauung sind nicht etwa tote Bruchstücke wie die Trümmer eines zerfallenen Schlosses, sondern:

In alten Waldungen trifft man hier und da uralte Baumriesen. Während unter den jüngeren, kleineren und schwächeren Bäumen üppige Jugend sproßt, lassen diese solche nicht aufkommen. Sie saugen selbst alle Kraft aus dem Boden. Nun stirbt solch alter Recke ab. Da steigt in kurzer Zeit mächtig ein neuer Wald von Sprößlingen aus dem Boden, auf dem toten Leibe des alten Riesen empor; gleichsam ein Wettwachsen beginnt. Aber keiner der jungen schnell wachsenden Heißsporne vermag die anderen zu übereilen. Ihr Wachstum ist bald beendet; denn einer hemmt den andern, und von unten dringt dazu noch immer neues Leben empor, das auch gespeist sein will. Da unten ringt sich aber ganz langsam, viel langsamer als die anderen, ein kleines Pflänzlein hindurch,

eines vom Stamme des alten Riesen, auf dessen verwitternden Resten das tolle Treiben herrscht. Und erst, wenn von jenen Hitzigen schon mehrere Generationen erstorben sind, dann erreicht es ihre Höhe. Sie können den einen nicht ersticken, er wächst unbekümmert und nach vielen, vielen Generationen nimmt er die Stelle des alten Riesen ein; das Unterholz nimmt ab; es wird zum dienenden Gesinde, das nur noch ein kümmerliches Dasein fristet und mit stiller Wehmut der Zeit der Anarchie denken mag. Erst wenn der neue Riese wieder zusammenbricht, beginnt ihr Sprossen aufs neue.

Das ist ein Bild aus der Entwicklungsgeschichte der Weltanschauung. — Die Zeit eines herrschenden Motives repräsentiert die jugendkräftige Weltanschauung der Polynesier. Die westafrikanische dagegen ist das beste Kapitel für die Zeit des Zusammenbruchs; an ihr mag man die Fragmente einer Weltanschauung studieren.

Natürlich gibt es noch eine ganze Reihe von Prozessen der Umgestaltung im Innern der Weltanschauung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einer derselben kann so erklärt werden, daß ein Teil, zumal die abgeleiteten Motive zu Boden sinken, während ein anderer in die Höhe steigt. Der letztere wird durch die hohen zusammenhängenden Mythen gebildet und stellt den Kreis der hohen Anschauungen dar. Der andere birgt die niederen Anschauungen, die zumeist zusammenhangslos erscheinen und unter dem hier sehr weit gefaßten Begriffe: „Zaubermittel und Aberglauben" zusammengefaßt werden können. — „Aberglauben" kann im wissenschaftlichen Sinne nur heißen: vereinzelte, nicht mehr mit den Mutterformen in Zusammenhang und zumeist auch außerhalb des Bereiches der herrschenden Motive stehende Anschauungen.

Recht klar kann man den Unterschied dieser beiden Schichten in der polynesischen Weltanschauung erkennen. Man würde es aber noch besser können, wenn wir über die niederen Anschauungen besser unterrichtet wären. Viel besser ausgebildet tritt aber die Zweiteilung einer hohen und einer niederen Schicht in den entwickelteren Formen der Religionen hervor. Unsere Traumbücher, Wahrsagereien (Bleigießen, Aus-der-Hand-Lesen, Pantoffelwerfen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

usw.), Amulette usw. sind Marksteine des Kreises der niederen, das Neue Testament dagegen der des Kreises der hohen Anschauungen in der christlichen Religion. Es ist dabei sehr wohl denkbar, daß, wenn überhaupt eine „wissenschaftliche" Weltanschauung möglich und die der Zukunft ist, daß dann die letzten Reste der Religionen sich noch in einem Kreise der niederen Anschauungen erhalten.

Es gibt nicht zwei Völker mit völlig gleicher Weltanschauung auf der Erde — ganz abgesehen von der Verschiedenartigkeit des Gehaltes an Motiven usw. Es ist auch auf den Charakter zu achten, der durch mehrere Merkmale bedingt ist, z. B. Alter des Volkes, Charakter des Volkes, Erziehung des Volkes.

Man denke an die Wucht eines dem Völkerschoße mit jugendlicher Kraft entspringenden Volkes, das in die Welt hinaus über Asche, Schutt, Leichen, pochend auf die Kraft der Jugend trotz Gott und dem Teufel dahinstürmt — und im Gegensatz dazu an die Bedächtigkeit eines infolge langen Lebens und Regierens weisen und erfahrenen, gleich dem Greise sich dahin-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schleppenden und den Weg hin zur Gruft mit Bedacht überschauenden Volkes.

Weiterhin kommen die von den Eltern und Voreltern ererbten Eigenschaften in Betracht, wie Herrschsucht, Sklavensinn, Spott, Sanftmut, Verschlossenheit, Leichtfertigkeit, Roheit, Grazie, Größe, Sinnlichkeit.

Und drittens erinnere ich an die Geschichte und die geographische Position eines Volkes als die wichtigsten erziehenden Merkmale. Denn eine Weltanschauung kann ebensowohl vom geknechteten, seufzenden Volke wie vom siegreichen und jubelnden geboren und in die Welt getragen werden.

In eine Abhandlung wie die vorliegende gehört eine Abgrenzung dessen, was man als Weltanschauung, Wissenschaft und Religion zu bezeichnen habe, wenn auch die Entwicklung nach anderen Gesichtspunkten als den mit den hier leitenden in Verbindung zu bringen ist, weshalb ja auch in dem Werke „Die Weltanschauung usw." dieser Punkt flüchtig übergangen ist (vgl. dagegen „Ursprung der Kultur" Bd. I Kap. 12 S. 311 ff.).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir können in der Gesamtheit der primitiven Weltanschauungen zwei Strömungen der Entwicklung verfolgen. Die eine quillt aus dem ungebundenen, ungeregelten, individuellen Anschauen der Primitivsten heraus, „die noch eins mit der Natur sind", die noch jedes herrschenden Motives entbehren, die summa summarum in naiver Weise die Natur betrachten als eine einheitliche, an der kein Ding höheren Wert besitzt als ein anderes. Die Erweiterung des Gesichtskreises und des Interesses führt durch den Animalismus, die lunare zur solaren Weltanschauung. Daneben her — man vergesse jedoch nicht, daß beide Strömungen einander beständig beeinflussen — geht die Entwicklung des Manismus, der die Frage zumal berücksichtigt, was aus dem Menschen nach dem Tode werde usw., und der je nach dem derzeitigen Stande der Naturanschauung (animalistische, lunare, solare usw.) modifiziert wird.

Aus der Erweiterung der Naturanschauung fließt zuletzt die Wissenschaft heraus (Astrologie und Astronomie, Mathematik, kosmologische Philosophenschule usw.). Der Manismus jedoch führt hinüber zur Religion, die beständig eine

Ergänzung der Wissenschaft ist (daher das Wissen in der Wissenschaft und „der“ Glauben in der Religion) und von den Gesetzen ausgeht, nach denen die Daseinsform im Jenseits vor dem Werden und nach dem Vergehen, also nach dem Tode, bedingt wird. In welcher Beziehung zu diesen Gesetzen, sowohl der Wissenschaft als vor allem der Religion, die ethischen Forderungen stehen, zu erörtern, gehört nicht hierher.

Demnach können wir von Religion in allen jenen Kultur- und Weltanschauungsformen nicht sprechen, in denen die Trennung von Wissenschaft und Religion noch nicht vor sich gegangen ist.

Wenn schon der Satz: „Dieses Naturvolk hat keine Religion“ für uns nicht existiert, so muß doch in jedem ruhig Ueberlegenden, auch der Wissenschaft ferner Stehenden der Satz: „Dieses Naturvolk glaubt an nichts“ Bedenken erregen.

Das heißt entweder, das Volk habe noch keine Anschauung, keine Vorstellung, oder es hat eine gehabt, negiert aber dieselbe. Es kann also nur bedeuten, daß das Volk abergläubisch sei, und wo Aberglaube ist (siehe oben), da muß auch Glauben sein. Jedoch kann von „Glauben“ überhaupt nicht die Rede sein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Kongoreise.*)

(ERSTE REISE)**)

(1905.)

1. Steppen- und Waldvölker. 2. Studien und Beobachtungen über die Arbeit der Eingeborenen des Kongogebietes. 3. Tätigkeit des werdenden Ethnologen; besonders das ethnologische Sammeln.

Mit der Heimkehr von Belo nimmt gewissermaßen ein neuer Abschnitt im Mitschakilaleben seinen Anfang. Habe ich mich bisher vor allen

---

*) Aus: „Im Schatten des Kongostaates. Bericht über den Verlauf der ersten Reisen der D. I. A. F. E. von 1904 bis 1906" etc. Berlin 1907. Druck und Verlag von Georg Reimer. S. 78 bis 102; 100 bis 108, 352 bis 361. — Die ersten zwei Stücke aus den ersten Monaten des Lebens und Beobachtens unter den Stämmen am Kuitu. Mitschakila war unser am Strom gelegener Stationsposten, Mignon der belgische Leiter desselben, Hans Martin Lemme ein Zeichner und Maler, mein Expeditionsassistent. — Das dritte Stück aus dem späteren Marsch durch das Bakubagebiet.

**) Die erste Reise (1904 bis 1906) führte durch das Kassai- und Kongobecken. An ihrer Finanzierung beteiligten sich die Karl-Ritter-Stiftung in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dingen den ersten Eindrücken, der Gewinnung einer allgemeinen Uebersicht über das Tatsächliche gewidmet, so beginne ich nunmehr eine Feststellung des Gewonnenen und des noch Mangelnden. Jetzt darf es mit Reisen, Aufzeichnen und Malen nicht mehr ins Blaue hineingehen, sondern nun gilt's einen Schlachtplan.

Demnach beraume ich eine Ruhepause an und beschließe in dem kommenden Zeitabschnitt — wir rechnen diese Zeitabschnitte nicht nach Wochen, sondern nach der Ankunft der „Marie", die etwa alle zehn Tage kommt —, daheim zu wirken und nur einen zweitägigen Abstecher nach Wamba, das am Koenge liegen soll, zu unternehmen. Nachher wollen wir gen Madima zum Kantscha marschieren.

Berlin, die Rudolf-Virchow-Stiftung in Berlin und das Museum für Völkerkunde in Hamburg. Die speziellen Berater dieser Unternehmung waren der frühere Gouverneur Hermann von Wißmann und der Geograph Geheimrat Prof. Dr. v. Richthofen. Es gelang der Expedition, außer weitreichenden ethnographischen Ergebnissen neue Belege der alten Bakubakunst aufzufinden und im Kongogebiet wichtige Ausstrahlungen aus der Gegend des sogenannten Ophir in Südostafrika festzustellen. Anmkg. des Institutes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

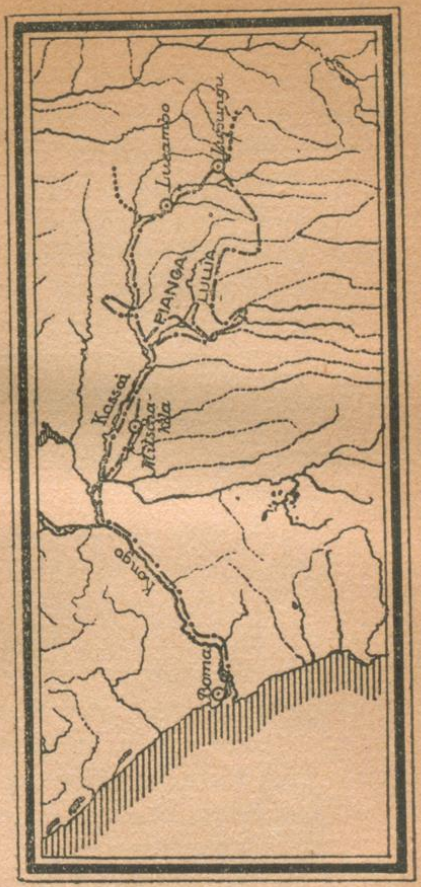


Abb. 1. Skizze zur ersten Reise.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich beginne, sobald mir die briefeheischende „Marie“ Zeit läßt, mit der Reinzeichnung — „rein“ ist lediglich relativ, nicht absolut zu verstehen — meiner Routen, entwerfe mir ein Bild der Gegend und stelle fest, daß meine Ansichten über die Lage der Stationen und den Lauf der Flüsse mit der Kartenskizze der Kompanie nicht ganz in Einklang zu bringen sind. Das geographische Bild wird stets die Grundlage der völkerkundlichen Reiseerfolge sein. Mir ist in diesen Tagen mehrfach der Gedanke durch den Kopf gegangen, daß das Fiasko der Bastianischen Ethnologie auf das Ignorieren des Tatbestandes in geographischer Hinsicht zurückzuführen ist. Gerade der philosophierende Ethnologe verliert sich so sehr, sehr leicht in seinen eigenen Spekulationen, daß er oft froh sein kann, am Seile der erdkundlichen Erkenntnis den Weg aus dem Labyrinth herauszufinden. Und ich selbst habe das in diesen Tagen wieder deutlich gesehen.

Nunmehr vermochte ich erst die wunderliche Verbreitung der verschiedenen Bogentypen wahrzunehmen. Dabei drängte sich mir die Tatsache der Bedeutung der Wälder und Büsche nach

zwei Richtungen hin auf: der Wald als Schutzwall alten Kulturgutes und der Wald als Heimstätte der Unliebenswürdigkeiten.

Was die zweite Eigenschaft der Waldwirkung anbelangt, die Züchtung der Unliebenswürdigkeit, so erhalte ich hier durch den Verlauf der Kolonisationsgeschichte und durch eigene Erfahrung die schönste Erklärung. Es ist fast immer im Busche, wenn der Neger mit seinem Pfeil nach einem eindringenden Fremdling schießt, selten im Dorfe und fast nie in der Savanne, die sowieso häufig durch Brände gelichtet und damit für den Bogenkampf wenig tauglich ist. Im Busch ist man jedem Pfeilschuß, ohne selbst die Offensive ergreifen zu können, machtlos und zur Untätigkeit verurteilt, ausgesetzt.

Diese Erscheinung ist sehr leicht zu verstehen. Ich habe später die Neger beim Bogenschießen im Busch beobachtet und habe selbst Versuche mit Speerwerfen und Bogenschießen gemacht. Und heute, nachdem ich auch auf den Steppen des Südens und Ostens und im Sankurugebiet meine Erfahrungen gemacht habe, heute bin ich geneigt, im Bogenkampfe, im Buschleben die ursächlichen Erziehungsmomente zu suchen, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den heutigen Negercharakter des Westens hervorgerufen haben.

Der Busch, der Wald ist das gegebene Gelände für den „Nahkampf" mit dem Bogen. Auf den schmalen Wegen können nie große Massen marschieren. Wohl kann sich aber der den Feind Erwartende sehr leicht mit guter Deckung am Wege verstecken. Man kann im Busch nur auf dem Wege vorrücken. Der Wartende kann also genau sagen: „Da muß der Feind kommen!" und ohne auffällige Bewegung mit dem allerlängsten Bogen fast unbemerkt einen Pfeil nach dem andern schießen. Den Abschuß hört man kaum, und aus dem Einfall kann man nie genau auf die Abschußstelle schließen. Die Armbewegung der Pfeilschützen ist so gering, daß der Busch nicht hindert. Dagegen ist der Speerwurf, wegen des Armausholens und der dies hindernden Aeste und Ranken, fast unmöglich. Der nach vorn schauende Speerwerfer wird dadurch behindert, daß beim Rückwärtsausholen Speer und Hand in Busch und Rankenwerk geraten und sich so verfangen. So ist denn jedes Dorf der echten Westneger nach Möglichkeit in den dichten Busch gelegt. Und die Gewandtheit im

Deckungsuchen und Deckungfinden bildet eine Grundeigenschaft dieser Menschen.

Das „Sichdecken" zieht sich wie ein roter Faden durch das Geistesleben der „Schwarzen" in Westafrika. Man sieht es nicht nur im Kampfe, es kommt überall zum Vorschein. Der Neger verschanzt sich stets hinter einer Lüge, wenn es auch gar nicht nötig ist. In keinem Sprachausdruck tritt offener Mut zutage. Ein Milonga ist so gewissermaßen ein Busch-Bogenkampf in der Versammlungshalle. Geschmeidig, wie er sich im Busch hinwindet, drückt der Neger sich auch im Wortstreit hinter jede mögliche Deckung. Er ist darin dem Europäer ungemein überlegen.

Wie ganz anders die Speervölker. Als Extrem stelle ich den zersplitterten schwarzen Bogenstämmen das Heer der „Speerregimenter" des Zulufürsten gegenüber. Ich habe die Steppe und die Steppenmenschen später sehr gut kennen gelernt; kein Ethno- und Anthropograph, der die Gegensätze gesehen hat, würde es wagen, von einer Banturasse, von der Gleichheit der Rasse, die diese beiden Typen verbinden soll und die nur auf die Tatsache der Sprachverwandtschaft begründet ist, in Bild oder Wort zu reden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die wahre Steppe bietet wenig Deckung. Drängt der Wald die Siedelung zusammen, so verlockt die Steppe zur Ausstreuung der Gehöfte. Der Schuß mit dem afrikanischen Bogen, der doch nur auf dreißig bis fünfzig Meter wirkt, verliert hier seine Bedeutung. Aus dem Versteck heraus ist der Krieg nicht zu gewinnen, wenn der Hinterhalt auch noch so oft gesucht wird. Unwillkürlich rücken die Massen gegeneinander, weil das Ausschwärmen über den Weg sich von selbst ergibt. Stehen die Feinde dann einander gegenüber, so heißt es Mann an Mann, Speere heraus!

Es ist so typisch: bei diesen Steppenvölkern, die im Kriege den Speer führen, finden wir den Zweikampf, bei den Westvölkern des Waldes die Entscheidung durch den Gifttrank. Der offene, freie Blick ist das Ergebnis des Steppenlebens, unliebenswürdige Verschlossenheit das Symptom der Wald- und Buschmenschen. Das sind die Extreme, zwischen denen eine Unzahl von Uebergängen besteht, denn von allen Seiten rücken die Steppenvölker in den Wald hinein und gehen so einen bestimmten Weg der Entwicklung.

Du aber, Ethnologe, sollst diese Entwicklungsvorgänge finden, und der Kolonialwirt-

schafter soll von dir erfahren, welche Bedeutung das alles für die „Eingeborenenpolitik" hat.

Die Muße zu derartigen Grübeleien habe ich in diesen Tagen gesucht und gefunden, beziehungsweise erzwungen. Sehr kam mir hierbei die gründliche Durcharbeitung der schon gewonnenen Sammlungen zu Hilfe. Allerdings machte ich dabei manche traurige Entdeckung. Einige Sachen waren schon nach wenigen Tagen durch Schimmel — aus Platzmangel sind sie hier sehr arg zusammengepfercht — verdorben, andere durch Ratten, und leider ein Korb mit sehr hübschen Sachen (innerhalb der Zeit der Beloreise) durch die weißen Ameisen verzehrt. Also Sonne und Luft! Die Boys hatten damit sehr viel Arbeit, und ihnen waren auch noch die verschiedenen Kenntnisse des Präparators beizubringen. Als Ausgleich für solchen Verdruß mag die Freude über manche, erst bei solch ruhiger Betrachtung gewürdigte Erwerbung und manche neue Erkenntnis dienen. Das ethnographische Notizbuch schwillt bei solcher Betrachtung, eine provisorisch hergestellte Kartenskizze des Landes nimmt die Eintragung einzelner Verbreitungsgebiete auf und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach einem Tage, der dem Studium der Bogen (auch hier das wichtigste Studienobjekt) gewidmet ist, beginnt es mir klar zu werden, in welcher Richtung die Lücken liegen. Einerseits muß dieser oder jener Gegenstand, der verdorben, verloren oder vergessen ist, eingeheimst werden, andererseits stellt sich die Notwendigkeit heraus, eine Wanderung nach diesem oder jenem Punkt zu unternehmen. Für Lemme beginnt ebenfalls eine neue Aera. Eine Zeitlang muß er den Pinsel zur Seite legen, um mit Bleistift und Feder eine Reihe von Stellungen der Leute bei Handhabung von allerhand Gerät festzuhalten. Da muß ich vorbereitend beobachten und dann gute Modelle finden, die nicht immer bereit sind, einer „Mukanda" (in diesem Falle „Zeichnung") zur Grundlage zu dienen.

Es lag mir außerordentlich viel daran, die Arbeitsweise der Neger eingehend studieren zu können. Besonders im Hausbau mußte diese einen recht bezeichnenden Ausdruck finden. Da aber alle Arbeit im Dorfe unterbrochen und nicht fortgesetzt wird, wenn der Mundele sich häuslich niederläßt, so beschloß ich, mir in Mitschakila vor meiner eigenen Haustür einige

Hütten von den Eingeborenen nach ihrem eigenen Stil bauen zu lassen. Doch zur Ausführung des Beschlusses gehörte der gute Wille des andern Teils und die edlen Herren „Wilden“ zeigten mir das alsbald außerordentlich beharrlich, indem sie in schönster Opposition auf meine Wünsche einfach nicht eingingen. Schon am 23. Februar hatte Mignon in meinem Namen die Sache mit den Bajakka von Kikuanga besprochen. Es war natürlich mit „ja“ geantwortet worden. Die Leute waren bereit, mir für ein großes Geschenk eine Kinsassa (eine Halle) zu bauen. Am 25. Februar konferierten wir mit Mbungu, ob er bereit wäre, etwa fünfzehn Leute bei mir anzusiedeln, mit denen ich reisen, arbeiten und bauen könnte. Auch er erklärte sich vollständig einverstanden. Und nun warte, mein Liebling!

Ich will nicht berichten, wie ich dann wöchentlich mit den Leuten gerechtet, geschmollt, gutgetan und gezürnt habe. Woche ein, Woche aus kam keiner von West, keiner von Ost. Ich ließ diese Sache nie aus dem Auge, denn sie war mir sehr, sehr wesentlich. Als ich dann meine Leute hatte, sah ich ein, wie falsch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mein Vorgehen gewesen war. Zuvörderst hatte ich wirklich eine Neigung, an einen, sagen wir, wenn auch mikroskopisch kleinen Wert eines Negerversprechens zu glauben. Falsch! Falsch! Der Neger verspricht entweder aus Feigheit (weil er es nicht wagt, sich einem Hin- und Herreden, einer Ueberredung auszusetzen) oder aus Höflichkeit (um dem andern gegenüber wohlwollend zu erscheinen). An ein Halten des Versprechens glaubt hier kein Neger, auch dann nicht, wenn es ein Europäer gibt. Dabei sind die Europäer auch inkonsequent. Es hatte zum Beispiel ein Beamter längere Zeit die Gastfreundschaft Lutubis in Kinsona in Anspruch genommen und dafür ein Steinschloßgewehr versprochen und, wie ich aus guter Quelle hörte, fest zugesagt. Das Gewehr ist nie gekommen, und eine obrigkeitliche Person meinte dazu, ein solches Versprechen brauche man nicht zu halten. Natürlich kam Lutubi einmal darauf zu sprechen, als er mich besuchte. Ich fragte Mignon, und dieser bestätigte den Sachverhalt, und daß auch ihm die Sache nicht angenehm sei. Es versteht sich von selbst, daß ich darauf meinerseits Lutubi das Gewehr schenkte und ihm

auseinandersetzte, daß ein Versehen vorläge, und daß Mundele immer ihre Versprechen hielten. Das machte auf den Mann einen großen Eindruck. Doch ich schweife ab.

Das zweite, worin ich falsch kalkuliert hatte, war mein Glaube hinsichtlich des Kredits, den die Europäer als solche bei den Negern haben. Das Vertrauen will erst persönlich erobert sein. Es waren nicht nur immer „Mignons" am Kuilu. Vor der Gründung der Kassaikompanie 1902 soll es hier recht bunt hergegangen sein und auch nachher ereigneten sich, wie ich später erzählen werde, Dinge, die nicht geeignet waren, das Vertrauen der Eingeborenen zu heben. Es wurde mir gar manche Schauergeschichte vorgetragen, die aber nicht hierher gehört, weil nur das uns Interessierende und genügend Belegte Aufnahme finden soll. Jedenfalls hatte ich in meiner Vertrauensseligkeit mit einer solchen Trübung des europäischen Ansehens am Kuilu ganz und gar nicht gerechnet. Als später meine Leute zur Arbeit kamen, sagten sie mir, sie hätten mich ja gar nicht kennen können und außerdem könnten sie nicht begreifen, was ich mit einem Eingeborenenhause und mit einer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kinsassa in der Station wolle. Ich war also zu eilig vorgegangen. Es gilt erst langsam Fühlung mit ihnen zu gewinnen, ehe man den Neger zur freien Arbeit erhalten und ihm ganz klar zum Verständnis bringen kann, wozu man eine Sache benötigt.

Also die Leute kamen zu meinem Hause, schauten meiner Arbeit und Lebensweise zu und beobachteten. Wir lernten uns gegenseitig mehr und mehr kennen und endlich konnte ich das Ergebnis meiner Freundschaftsbestrebungen einheimsen. Es war vor der Wambareise, just einen Monat nach meiner Ankunft in Mitschakila, daß es gelang, von einem Badingachef (dem von Ekongo) vierzehn Leute zu erhalten. Allerdings kamen sie nicht als freie Arbeiter, sondern stellten sich unter den gleichen Bedingungen mir zur Verfügung, unter denen die linksseitigen Kuiluneger als Arbeiter der Station tätig sind: sie erhielten also ihren wöchentlichen Lohn und wohnten bei uns.

Als diese Fremdlinge bei mir eingezogen waren und nach der Wambareise, die sie sogleich mit unternahmen, den Bau ihrer Badingahütte hinter meinem Hause begannen, waren

just Fumu Fiote von Kivuanda und ein Chef von Kikongo zum Besuch anwesend. Ich führte sie zur Arbeitsstätte der Badinga und lachte sie nun kräftig aus. Ich sagte ihnen, daß die wilden Badinga bei mir zur Arbeit kämen, aber sie, die schon seit Jahren mit der Station in Verbindung stehenden Bajakka, blieben fort. Sie wären faul und pimbu-lo (schlecht); die wilden Badinga aber seien pimbun-do (sehr gut). Es wäre ja aber ganz natürlich, denn ich sei ja wohl ein ganz schlechter Weißer und bezahle immer alles, was ich kaufe, schlecht. Diese in gebrochenem Kuilukauderwelsch vorgetragene Rede begriffen sie sehr wohl und begriffen sie noch schneller, als Mignon ihnen dasselbe sagte. Ich ließ die Verdutzten stehen. Später fragten sie, ob sie denn, wenn die Arbeit einmal angefangen wäre, immer bei mir bleiben müßten, oder ob sie abends in ihr Dorf zurückkehren dürften. Natürlich sagte ich letzteres zu. Am nächsten Tage gingen denn auch die Bajakka in ihre Fluß- und Bachwälder und schlugen die ersten Balken. Zwei Tage später langten sie bei mir mit ihren Arbeitsgeräten und mit dem Baumaterial an. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und nun hatte ich während der kommenden Zeit weidlich Gelegenheit, beide Arbeitsgruppen zu beobachten, die Badinga, die bei freier Wohnung in Mitschakila und für Wochenlohn acht Stunden täglich an ihrem Häuschen schafften, und die Bajakka, die wöchentlich etwas Salz für Nahrung erhielten, auf ein entsprechendes (von mir nach Vollendung der Arbeit zu bestimmendes) Geschenk hofften und täglich in ihre Dörfer zurückkehrten, nachdem sie entweder Balken und Latten oder Gras geschnitten oder direkt am Bau der Kinsassa gearbeitet hatten. Ich konnte beide Arbeiter vom Fenster meines Zimmers aus wohl beobachten, weilte dann und wann unter ihnen und war so imstande, jede Einzelheit gewahr zu werden und die Unterschiede der Arbeitsweise festzustellen. (Auf den Seiten 148/149 gebe ich eine tabellarische Uebersicht.)

Ich vergleiche nun die verschiedene Eigenart der Arbeit. Zuvörderst sei der Hauptgegensatz verzeichnet: sahen die verpflichteten Badinga sich bei der Arbeit beobachtet, dann waren sie um so emsiger, während die freien Bajakkaarbeiter, sobald ich mich näherte, das Schaffen

unterbrachen, um mich anzuschauen, mit mir zu plaudern, um ein Matabischi (Geschenk) zu erbitten usw. Man kann sagen, daß die Arbeitsverpflichtung die Badinga zu stetiger Arbeit brachte, während das Selbständigkeitsgefühl der Bajakka sie dazu verführte, zu schlendern. Die Zahlen der Arbeitsleistung, die im nachstehenden folgen sollen, sagen alles.

Die Ungleichartigkeit kommt auch in der Zeitleistung zum Ausdruck. Die Badinga arbeiteten, wie alle Stationsarbeiter, von 7½ bis 11½ und von 1½ bis 5½ Uhr, also acht Stunden. Die Bajakka kamen dagegen nie vor 8 Uhr (hatten sie doch den Weg von ca. ¾ Stunde hin zur Station zurückzulegen). Einige kamen erst um 10 Uhr. Sie arbeiteten bis ca. 3 Uhr, zuweilen etwas kürzer, zuweilen etwas länger. Dann gab es zwischendurch zu essen — macht ca. eine Stunde, so daß die Tagesleistung durchschnittlich auf ca. 5 Stunden richtig berechnet sein dürfte. Dazu kommt aber, daß die Bajakka ca. 1½ Stunde für den Weg und Transport verloren, so daß sie in der Tat doch auf 6½ Arbeitsstunden kamen.

Wie aus der Tabelle hervorgeht, hatte ich

14 Badinga, dagegen 28 Bajakka im Dienst. Die zwei Häuptlinge waren verpflichtet (je einer 14) zusammen 28 Leute, das heißt freiwillige Arbeiter, zu stellen. Diese 28 waren nie die gleichen. Bald war der eine heute zu faul, bald der andere morgen, bald war einer krank oder einer mußte zu einem Milonga. Die gleichen waren es nie. Launenhaft und ungleichmäßig äußerte sich auch hierin die gelobte Arbeit des freiwillig schaffenden Negers. Ich habe auch nach der Uhr die Arbeitsleistung verglichen. Ein unbeobachteter Mudinga brauchte im Durchschnitt (bei zehn Leuten gezählt, wie folgt: 58, 71, 60, 59, 61, 58, 63, 59, 61, 63) 61½ Sekunden, um zehn Schlingungen beim Verband der Latten zu vollziehen. Der unbeobachtete Mujakka brauchte im Durchschnitt (10 mal — 65, 67, 68, 63, 69, 68, 70, 68, 72, 69) 68 Sekunden. Der Vergleich wurde mehrmals angestellt; immer waren die Badinga schneller. Nun ging ich zu den Arbeitern hin. Die Badinga fühlten sich beobachtet, und sogleich ging die Leistung auf 57 Sekunden herauf; die Bajakka hörten auf, als ich herzutrat. Als ich nun die Bajakka verhöhnte und die Badinga lobte, da kam ein regelrechtes Wett-

flechten zustande, bei dem beide genau auf 52 Sekunden Zeitverbrauch herabkamen. Offenbar war also das Können und die Uebung bei beiden gleich.

Dies Lattenaufbinden war der einzige Punkt, der mir einen Vergleich gewährte. Die anderen Arbeiten waren verschieden. Ich bemerke aber wohl, daß die Badinga immer den Eindruck der Arbeit hervorriefen, während die Bajakka gewissermaßen beim Spiel blieben. Sehr typisch war das Pfahleinrammen und das Gabelholzschneiden bei den Bajakka. Es arbeiteten immer nur zwei zur Zeit und die anderen standen herum und gaben guten Rat usw. War der Pfahl eingerammt oder die Gabel geschnitten, so trat das Paar zur Seite und zwei andere schnitten an der Gabel herum oder rammten ein, wobei nun wieder alle anderen zusahen, Kolanuß kauend, Rat gebend, schwatzend, rauchend.

Badinga sowohl als Bajakka arbeiteten mit ihren eigenen Eingeborenenwerkzeugen, d. h. mit Messer, kleinem Beil und Deichsel. Das erschwert den Vergleich der europäischen Arbeit. Sicher ist, daß zwei europäische Arbeiter zum Einrammen der Pfähle und Auflegen der Balken

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

(der Halle) nicht mehr als zwei Tage gebraucht hätten, wogegen das Verflechten des Lattenwerks sicher nicht schneller gegangen wäre. Diese Flechtarbeiten sind eben des Kuilunegers Hauptkönnen, darin ist er sehr bedeutend.

Nun folgen noch die Zahlen über die Arbeitsleistung im Gesamtbau. Die Badinga brauchten 1568 Arbeitsstunden, die Bajakka dagegen 2139, das heißt ein Viertel mehr. Nach Angabe der Badinga sowohl als der Bajakka ist das Errichten einer Halle nicht zeitraubender als das eines derartigen Pfahlbaues, dessen Wandbildung eine sehr sorgfältige Arbeit bedingt. Typisch ist aber dann, daß die Bajakka zu dieser Leistung 329, die Badinga nur 196 Arbeitstage benötigten. Endlich noch die Preisfrage. Meine Badinga erhielten einen üblichen Arbeitslohn, nämlich inklusive Ration Waren im Werte von 8 Frs. per Monat. Den Bajakka mußte ich aber das geben, was ich für Zeitengagements zahlte, wenn ich Leute für unsere Ausflüge auslohnte, das heißt per Tag etwa 0,60 Centimes in Ware. Somit kostete mich die Kinsassa 329 Arbeitstage mal 60 Centimes gleich ca. 200 Frs. und das Badingahaus 7½ Monatslohn (der Monat zu 26 Tagen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gerechnet), das heißt 60 Frs. Also war das Produkt der freiwilligen Arbeit 3¼ mal so teuer wie das gleichwertige der gebundenen.

Für mich war es eine ernsthaft zu beantwortende Frage, ein Hauptproblem der Eingeborenenpolitik, inwieweit die Neger durch Entwicklung freiwilliger, ungebundener Arbeit zu einer höheren Volksarbeitsleistung, zu einer höheren Form der Selbständigkeit zu erziehen seien, und ich bin bei diesem wie bei manchem später unternommenen Experiment zu dem Schluß gekommen, daß hier nur gebundene Arbeit erzieherischen, dauernden Wert, die ungebundene aber lediglich einen vorübergehenden Wert hat. Worauf ich diese Behauptung stütze, will ich zeigen.

Wenn die ungebundene Arbeit 2139 Arbeitsstunden auf 329 Arbeitstage, die gebundene aber 1568 Stunden und 196 Arbeitstage zur gleichen Leistung benötigte, so ist damit noch nicht alles gesagt. Es war auch die Tätigkeitsenergie und das Interesse ein ganz verschiedenes. Die freiwillige Leistung wurde ziemlich gleichmäßig wiederholt „heruntergetrödelt"; vielleicht war sie nur um die Mittagszeit noch ein klein wenig

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verlangsamt. Das war aber eine kaum bemerkbare Unterschiedlichkeit. Dagegen war Energie und Interesse in der gebundenen Badingaarbeit ganz außerordentlich. Morgens fingen die Burschen verhältnismäßig stumpfsinnig und traurig an. Vom „fröhlichen Zugreifen in frischer Morgenstunde" habe ich nie etwas gemerkt. Je mehr die Leute aber machten, desto schneller glitt die Tätigkeit. Im Grunde genommen ist das selbstverständlich, und wir reden selbst davon, daß aller Anfang schwer ist, und „wie beim Essen der Hunger", so wächst „die Freude bei der Arbeit".

Es ist das ganz natürlich, aber ich will noch darauf hinweisen, daß ich die höhere, wertvollere Begeisterung niemals bei den ungebundenen Arbeiten der Neger gemerkt habe. Der frei arbeitende Neger wird hier nur immer werken, wenn er Lust hat. Für ihn kommt der Satz „Aller Anfang ist schwer" gar nicht in Betracht, denn wenn der Anfang schwer sein könnte, wird eben nicht angefangen, und daß eine besondere Arbeitsfreudigkeit, irgend eine „Leidenschaftlichkeit" eintreten sollte, das ist bei der ungebundenen Tätigkeit auch nicht zu beobachten.

Tabellarische Darstellung der Arbeitsleistung.

Datum	Angestellte Badinga-Arbeiter: Bau eines Pfahlhauses durch 14 Mann	Freie Bajakka-Arbeiter: Bau einer Halle durch 14 resp. 28 Mann
März 25.	Es werden die Wandstangen für drei Wände geschlagen und deren Errichtung begonnen.	
„ 26.	Sonntag, fällt für die Angestellten aus.	
„ 27.	Die ersten drei Wände werden im rohen Lattengerüst beendet.	
„ 28.	Es werden die Stangen für die vierte Wand (Vorderwand) geschlagen und diese aufgerichtet, ferner Querlatten für die Wände geschlagen.	14 Leute schlagen starke Stützpfähle.
„ 29.	Es wird der Firstbalken gelegt und dann mit	14 Mann richten 9 Stützen auf.
„ 30.	dem ersten, weitmaschigen Querlattenbelag begonnen, der am 30. abends auch beendet ist.	14 Mann schlagen Stützen. 14 Mann richten die letzten 6 Stützpfähle auf.
„ 31.	Es werden die Blätter zum Wandfutter geholt und die Bekleidung an drei Wänden begonnen.	28 Mann schlagen Dachbalken und bringen 3 davon herüber.
April 1.	Das Wandfutter ist beendet, die Latten für das Dach werden geschlagen und aufgelegt.	14 Leute legen 3 Dachbalken, 14 schlagen die 2 letzten und bringen sie.

April 2.	Sonntag, fällt wieder aus.	28 Leute legen die letzten Dachbalken und binden das Gerüst.
„ 3.	Der Dachrippenbelag wird beendet und das Lattenwerk für den äusseren (2.) Wandbelag geschnitten.	Alle 28 Mann setzen die Arbeit aus.
„ 4.	Beginn des äusseren, dichteren Lattenbelags.	Alle 28 Mann schlagen Dachlatten.
„ 5.	Fortführung des äusseren Wandlattenbelags.	Alle setzen aus, weil der Steamer da ist.
„ 6.	(Ich lasse meine Leute für den kommenden Steamer Holz schlagen; fällt also aus.)	14 Mann schlagen wieder Dachlatten und 14 schneiden Gras für die Dachdeckung.
„ 7.	Beendigung des äusseren dichten Wandlattenbelags.	Erst werden die Sparren gelegt, dann wird mit dem Querbelag begonnen.
„ 8.	Schlagen der Hölzer für die äussere Treppe und Plattform. Beendigung dieser Teile.	14 Leute beschäftigt mit dem Querbelag, 14 Leute schneiden Gras für das Dach.
„ 9.	Sonntag, fällt für die Angestellten aus.	7 Leute beenden den Querbelag, 14 Leute bringen in 3 Bootsladungen das Dachgras.
„ 10.-19.	Fällt für alle aus wegen der Kantschareise.	
„ 20.-21.	Die Leute decken das Dach mit Gras und bauen die innere Plattform (den Fussboden).	14 Leute decken das Dach und 14 Leute flechten von innen Banai (Palmblattstengel) vor.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Launisch und als Ausfluß des Spieltriebes wird begonnen und launisch aufgehört, wenn das schwarze große Kind müde ist.

Ganz besonders funktioniert der schwarze Neger bei der gebundenen Arbeit, die auch in ihren unbeeinflußten, altertümlichen Zuständen in der Tätigkeit der Frauen und der Sklaven, das heißt der Unfreien, üblich ist. Bei dieser kann man alle diese Symptome beobachten, die zur höheren Kulturarbeit führen, und in den durch wer weiß wie viele Generationen so erzogenen Frauen kann man sehr wohl schon die schönste Blüte der kulturellen Arbeitsform, das P f l i c h t g e f ü h l, wahrnehmen.

Ist aber die Negerin so weit zu erziehen, dann ist das beim Neger auch möglich.

Die vergleichende Arbeit in Luebo brachte allerhand neue Gesichtspunkte zutage, die mich veranlaßten, noch eine Rundtour im zentralen Gebiete zu unternehmen. Ich komme hier auf das zurück, was ich schon im ersten Kapitel sagte: Es ist nämlich für unsere heutige Zeit und für unsere entsprechenden wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr das Wandern, die Wanderarbeit, sondern das Rasten und die Lagerarbeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ausschlaggebend. Ich habe mit großer Strenge mir selbst gegenüber den Grundsatz festgehalten: tagsüber ins Skizzenbuch, abends ins Reine. Es ist das nicht ganz leicht, und es gehört eine ziemlich bedeutende Selbstüberwindung dazu, diesem Grundsatze stets zu folgen. Im Laufe eines späteren Bandes werde ich vielleicht Gelegenheit haben, dem Leser einmal zu schildern, wie umfangreich die Tätigkeit eines Expeditionsführers unter diesen Verhältnissen zumal dann ist, wenn er durch seine Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß er unumgänglich notgedrungen alle expeditionstechnischen Angelegenheiten selbst regeln muß. Hat man einen durchaus praktischen Begleiter, der nicht infolge der Tropentemperatur erschlafft, dann mag es anders sein. Aber nicht nur auf der Wanderung ist diese Tätigkeit des täglichen „Insreineschreibens“ notwendig, sondern es gehört von Zeit zu Zeit eine Pause im Aufnehmen und Registrieren als Ergänzung dazu. Es gilt gewissermaßen nochmals ein „Insoberreineschreiben“, es gilt, alles nochmals zu vergleichen. Erst dann kann man erwarten, daß man die Lücken in seiner Kenntnis auffindet.

Das ist der Nutzen des Arbeitens während langer Lagerpausen. Ich habe es auf diese Weise zustande gebracht, daß ich meine sämtlichen Manuskripte fast druckreif mit nach Hause brachte. Es sind etwa 2700 Quartseiten, also ein schönes Stück Schreibarbeit. Ich kann aber nun auch sagen, daß ich hinsichtlich der Punkte, deren Beobachtung ich mir vorgenommen habe, wirklich verhältnismäßig lückenloses Material besitze. Ich kann diese Methode den Kollegen nicht warm genug empfehlen, und ich hoffe, daß die reichen Ergebnisse, welche ich erzielen konnte, und die im Laufe der nächsten Jahre ja das Licht der Oeffentlichkeit erblicken werden, den Beleg dafür erbringen, daß ich verhältnismäßig wenig Zeit in Afrika vergeudet habe und daß diese Arbeitsweise praktisch ist.

Jedenfalls lehrte mich derartige Konzentration und vergleichende Arbeit in Luebo erkennen, daß eine möglichst umfassende Umgrenzung der Bakuba und der Bena Lulua dringend wünschenswert sei. Die West- und Südwestländer der Bakuba hatte ich im Laufe der vergangenen Pilgerfahrt kennen gelernt. Den Osten und Norden konnte ich während der Rückreise auf

dem Sankuru von Lussambo zum Kassai umschreiben. Es fehlte also noch der Uebergang von Südosten zu den Bena-Lulualändern. Auch sagte ich mir, daß gerade hier die Bena Lulua ebenfalls sehr interessante Typen zeigen müßten. Das war der Grund, weshalb ich mich entschloß, noch einmal nach Norden zurückzugehen. Als wir am 10. November über den Luebo setzten, kam es mir fast vor wie ein „Vonvornbeginnen". Mit aller Gewalt zog es mich nach dem Südosten zu dem Pfahlbau Bakete, Kanioka, Baluba, Bassonge, aber es war das Pflichtgefühl, welches mich veranlaßte, noch einmal nach Ibanschi die Schritte zu lenken und das Buch der Völkerkunde dieser Länder Seite für Seite zu lesen, nichts, nichts zu überspringen und mich nicht vorschnell dem letzten Abschnitt zuzuwenden. Das etwas drückende Gefühl einer gewissen Reiseunlust und Depression verstärkte sich, als ich am gleichen Abend einen höchst unnötigen Streit im Lager von Kapungu zwischen einem fremden, feindlich gesinnten Mukete und einem unserer harmlosesten Jungen zu schlichten hatte. Am anderen Tage erreichte ich Ibanschi, wo uns Herr van Cauteren und die amerikanischen

Missionare einen herzlichen Empfang bereiteten und wo die Bena Buschongo der edlen Mama Lukengo sich für Sonntag zu ethnographischem Zwiegespräch bereit erklärten. Auch versprach mir die alte Fürstin die Zusendung von dreißig Trägern für den beabsichtigten Ostmarsch. Aber während sie die Zusammenkunft einhielten, vergaßen sie faulheitsgemäß das Erscheinen der Träger, und ich mußte sie dann am Montag mit Energie zu Arbeit und Pflichtgefühl anregen. Alle diese Mißstimmungen vergingen aber, als ich glücklich im ersten Piangadorfe Ibunschi eintraf.

Es zeigte sich nun, daß das Rückkehren in diese Länder und das Aufsuchen dieses Stammes durchaus lohnend sei. Die nächsten Tage, die wir unter den Pianga verbrachten, zählen zu den wertvollsten der Reise. Konnte ich doch nun das Leben in einem so recht unberührten Bakubagebiet sehen und beobachten, und es erwies sich, daß die Pianga diejenigen waren, welche noch das meiste Gut aus der alten Zeit des blühenden Kunstgewerbes besaßen. Hier verstand ich dies Kunstgewerbe auch vollkommen. Bei Ndumbi hatte ich ja schon einen tieferen Eindruck ge-

wonnen, aber das Hasten der Leute um die „Burg" des Biengefürsten war doch allzu unruhig, um ein wirkliches und behagliches Plauderstündchen und Zwiegespräch aufkommen zu lassen.

Welche Ruhe herrschte dagegen hier in den Piangadörfern! Die langen, breiten Straßen mit den großen Häuserkästen erschienen schon als der Ausdruck der Solidität. Damals, als Wolf in das Buschongogebiet kam, war alles noch nervös vom Bürgerkriege, der vor kurzem in Ibunschi geherrscht hatte. Alles war außerdem aufgeregt, weil er doch der erste Weiße im ganzen Bakubalande war, der wie der Blitz aus heiterem Himmel hier hineinfuhr. Unsere Pianga hatten schon sehr, sehr viel von den Weißen gehört, sie waren zudem auf unser Kommen durch die Boten Lukengos vorbereitet, und nicht ein einziger Mensch machte auch nur e i n e unnötige Bewegung, wenn wir in einem Dorfe einzogen. In Gruppen saßen die Leute vor den Häusern oder in den merkwürdig großen Doppelfenstertüren. Sie saßen da wie die Bronzestatuen, als ginge sie das Herannahen des wunderlichen Fremdlings gar nichts an. Nur gemächlich wandten sie

wohl einmal nach uns den Kopf. Erst nach einiger Zeit erhob sich unter ihnen doch das Dorfhaupt, kam mir entgegen und grüßte: er schlug mit seinen Händen gegen die Hände des Ankommenden und dann gegen die eigene Brust.

Dies Dorfoberhaupt zeigt uns eine Hütte; er weist unseren Leuten einen Teil des Dorfes an und betont dabei, daß von meinen Leuten keiner die Grenzen zum andern Dorfe überschreiten dürfe, wenn es nicht in meiner Begleitung sei. Erst wenn wir unseren Tisch und Stuhl aufgeschlagen haben und wenn wir bei einer Tasse Tee für eine halbe Stunde unseren Gliedern Ruhe gewähren, erst dann erheben sich die biederen Pfeifenraucher und kommen langsam, ganz langsam näher, betrachten uns und setzen sich wohl auch neben uns, natürlich immer mit dem Pfeifchen im Munde. Nie drängt sich die Volksmenge stürmisch und tumultuarisch heran, wie ich dies bei den Buschongo und Bienge-Bakete und, wenn auch in ganz anderer harmloser Weise, bei den Bena Lulua beobachtet habe. Wenn die Pianga nachher ihren Kram zum Kaufe herbeibringen, so entwickelt sich nie das habgierige Ueberstürzen und Hasten. Nie hat

ein Pianga das Wort: „Nimm meins zuerst!“ ausgesprochen, das ich sonst so häufig vernahm. Es ist, als wolle diese ernsthafte Ruhe noch belegen, daß diese Pianga einst die Herrscher, das Fürstenvolk der Bakuba waren, ehe sie ihr Amt den Buschongo abtraten.

Bei Ndumbi genügte das Vorzeigen eines Buschmessers und eines Stücks Stoff, um Kauflust zu erwecken. Die Pianga zeigten aber zunächst überhaupt keine Lust, auch nur das kleinste Stückchen meinen Sammlungen beizufügen. Sie sagten sehr einfach: „Wir haben nichts“. Und zeigte ich nun auf eine ihrer schön geschnitzten Tabakspfeifen, wie sie jedermann in der Hand hatte, so führte der Besitzer sie schleunigst hinter seinen Rücken, lachte und behauptete, es sei nicht die seine. Allerdings ist es auch ein schlechter Anfang, wenn man bei den Bakuba mit dem Gebot auf eine „Golo na Makanj“, auf eine Tabakspfeife, beginnt. Es ist sein liebstes Gerät. Alles Frauengut wird gern verkauft, aber das einzige Männergut, die Tabakspfeife, wird aufs sorgsamste gehütet. Erst wenn der Strom der Begeisterung für den Handel stärker ins Fließen geraten ist, erst dann darf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

man hoffen, dieses wertvolle Stück zu erwerben. — Der Handel um ethnographischen Kram ist für den Ethnologen das beste Mittel, mit den Eingeborenen gut Freund zu werden. Ich erachte den Handel in diesem Sinne direkt für unser wichtigstes Verkehrsorgan. Deswegen will ich hier einiges darüber beifügen. Ich habe diesen Punkt eingehend studiert, erst theoretisch und dann lange genug praktisch. Deswegen kann ich sehr schöne Ratschläge erteilen. Der Handel mit ethnographischem Kram ist gewissermaßen die große Landstraße, die in eine Interessengemeinschaft und zu einem Einverständnis mit dem Neger hinüberführt. Man vergesse nie, der Neger ist durchaus Materialist und Positivist schlimmster Sorte. Er fragt sich zuerst und vor allem anderen: „Was will der Fremde?“ Daß der Fremde nur kommt, um das Land zu sehen, das glaubt er auf keinen Fall, denn das kann er nicht verstehen. Sagt man das zu dem Neger, so steht er dumm da, absolut dumm, und der einzige Ausweg, der ihn aus dieser Verwirrung herausführt, ist die einfache Erklärung: „Du lügst“. Er wird das ja meistenteils dem Europäer nicht sagen, aber er ist davon überzeugt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Denn der Neger sieht, daß der Europäer aus seinem Lande unendlichen Reichtum und wundervolle Sachen des praktischsten Gerätes, die zuverlässigsten Waffen, eine Ueberfülle von Kleidern usw. mit sich bringt. Und der Neger, der nie selbst etwas tut resp. durchführt, was nicht in irgend einer Weise einen Nutzen für ihn bringt (wenn auch nur einen eingebildeten), und der nur dann sich einmal der künstlerischen Regung, den Kunsttrieben, der Unterhaltungslust hingibt, wenn die Langeweile getötet werden soll oder wenn das Zusammensetzen ein behagliches Schwatzen produziert, dieser Neger wird es nie glauben, daß sich jemand der Mühe einer solchen Reise unterzieht, bloß um etwas kennen zu lernen. Also eine solche Erklärung veranlaßt den Neger nur einfach zum Mißtrauen. Nun gibt es aber ein Mittel, dieses Mißtrauen sehr schnell zu überwinden: man muß nur im Neger die Ueberzeugung erwecken, daß man etwas für sich Wertvolles aus dem Lande herausziehen will. Tuschimuni, Legendenkram und Histörchenüberlieferungen können nach seiner Ansicht unmöglich etwas Wertvolles sein, denn der Neger ist nicht gewöhnt, derartige Dinge bezahlt zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sehen. Es sind nicht reale Gegenstände. Daß der Europäer Kautschuk kauft, versteht der Neger, es ist etwas Handgreifliches. Also, lieber Ethnologe, wollen Sie sich dem Neger verständlich machen, wollen Sie sein Mißtrauen überwinden, so müssen Sie seine Ueberzeugung, daß Sie einen Nutzen aus ihm erzielen wollen, bestätigen. Es ist das sehr einfach. Sie sagen ihm, daß Sie wohl einen Nutzen dabei haben: nämlich den ethnographischen Kram, der in Europa wertvoll sei.

Das Einhandeln von ethnographischen Gegenständen bringt zudem für den Neger angenehme Empfindungen mit sich. Den Kautschukhändler schätzt der Neger an sich nicht, denn Kautschuk muß erst gewonnen werden; die Gewinnung bringt Arbeit, viel Arbeit mit sich, und Arbeit ist für ihn stets etwas Verabscheuenswürdiges. Den Elfenbeinhandel billigt der Neger dagegen, denn das Elfenbein braucht man nicht erst zu bearbeiten, das ist vorhanden. Just ebenso ist es mit dem ethnographischen Kram. Der ethnographische Kram ist ja vorhanden, er braucht nicht mehr angefertigt zu werden. Demnach werden Sie, lieber Ethnologe, dem Neger sofort

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sympathisch, sowie Sie ihm die Möglichkeit, Wertvolles ohne Arbeit zu verdienen, gewähren.

Also mit dem ethnographischen Handel ist des Negers Verständnis im allgemeinen immer gewonnen. Wenn nun der Weiße kommt und der Neger sieht, daß er den „Tschintu" (Sache der Eingeborenen) kaufen will, so ist er zwar etwas erstaunt, daß der Europäer, der sich viel Schöneres und Besseres machen kann, solche Dinge erstrebt, aber er billigt die Sache. Und nun ist es die zweite Frage, ob er sich auch damit befassen will. Als praktischer Händler liebt er erst ein wenig zuzusehen und nachzuprüfen, was ein anderer wohl bekommt, ehe er selber sich auf die Geschäftchen einläßt. Der Anfang ist also deshalb schwierig, weil eben immer einer darauf wartet, daß ein anderer die Probe macht. Ist der Anfang gemacht und gelingt es, die ersten Käufer zu befriedigen, so steigert sich gewöhnlich das Angebot sehr schnell und es ergreift eine gewisse Verkaufswut die Masse. Die ersten sind zögernd, alle Nachfolgenden können aber nicht eilig genug befriedigt werden. Es ist dann wie ein Furor, der über die Menge kommt. Das will ich nun etwas näher ausführen:

Es ist oft über die zu zahlenden Preise gesprochen worden und unter den Kollegenkreisen ist man merkwürdigerweise auch heute noch vielfach der Ansicht, daß der Europäer die Preise mache; es ist also noch niemals das rechte Wort gesprochen. Im ethnographischen Eingeborenenhandel ist das nicht der Fall. Wenn in diesen Ländern die Kompanie oder der Staat die Preise für den Kautschukhandel, den Elfenbeinverkehr und das Arbeiterengagement vorschreibt, so ist dies nur möglich, weil sie im Konzessionsgebiete konkurrenzlos sind und über eine Suprematie verfügen, die einem entschiedenen Absolutismus gleichkommt. Es ist eine, wenn auch im gewissen Sinne berechtigte Vergewaltigung, deswegen eine Vergewaltigung, weil der Eingeborene eigentlich für alles seine Preise hat. Ganz unwahr ist es, wenn man glaubt und behauptet, daß man mit einer Spieldose oder mit einem Regenschirm wunder was erreichen kann. Das wird als Geschenk hingenommen, aber nicht für den Handelszweck. Ich betone, daß jeder Gegenstand, von der einfachsten Kalebasse bis zum wertvollsten Speer, vom Palmbaum bis zum Stein, von der Hütte bis zum Strohbündel,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seinen festen Preis hat. Es handelt sich also um die wichtige und schwierige Frage, wie man den Preis erfährt. Man kommt vielleicht mit einem Wertmesser, den der Eingeborene bisher nicht kennt, mit Kupferringen oder mit Perlen usw.; sowie aber diese Gegenstände auf den Markt gebracht sind, haben sie sofort für den Eingeborenen einen Börsenwert. Es dauert das keine fünf Minuten. Ueber den Wert bestimmt entweder der Volksgeschmack oder das Bedürfnis. Also wird die neue Ware in das System der bisherigen Werte einfach eingereiht. Meine lieben Kollegen sehen also, daß der den ethnologischen Problemen nachgehende Gelehrte in diesen Ländern auch praktisch sein und sich dem Handelsproblem zuwenden muß. Es ist kein Vergnügen, aber es muß sein. Es handelt sich dabei gar nicht darum, ob man teuer oder billig kauft, es handelt sich einfach darum, ob man es versteht, die Eingeborenen sich zugänglich zu machen, ob man den Gegenstand erhält. Dieser einfachen Frage wegen, die eine Grundfrage ist, muß sich der Ethnologe mit diesen Dingen befassen.

Um bald eine Klarheit über diese Marktverhältnisse zu erzielen, ist es das Praktischste, sich

möglichst wenig selbst um die Angelegenheiten zu kümmern. Man muß Vertrauensleute unter seinen Boys haben. Die schwarzen Jungen sind intelligent genug, um schon nach wenigen Wochen zu lernen, um was es sich für den Europäer handelt. Man gehe nicht etwa selbst auf den Markt, um zu kaufen, sondern man lasse die Jungen handeln. Man werfe dann und wann ein prüfendes Auge darüber und man wird sehr bald im klaren sein, erstens, welchen Wert die Gegenstände, die man wünscht, bei den Eingeborenen haben, zweitens, welchen Wert die Eingeborenen den Gegenständen, die man ihnen bringt, zuerkennen.

Allerdings muß das Auge des Ethnologen immer darüber wachen. Er muß gewissermaßen unbeobachtet teilnehmen an den Aufkaufsgeschäften. Diese schwarzen Aufkäufer sind stets allzubereit, einen uralten und zerbrochenen Gegenstand zurückzuweisen, weil er eben nicht mehr zu benützen ist. Denn man vergesse nie, daß der Neger nicht begreifen kann, wenn wir Europäer den „Unverstand" (wie er es nennt) haben, solche Dinge einfach in den Museen aufzubewahren. Der Neger nimmt an, wir benutzen

die Schminkbüchse, um unsere Schminke hinein zu tun, den Bogen, um daheim damit Krieg zu führen, die Ahnenbilder zu religiösen Zwecken usw. Demnach wird der Neger auch nie recht begreifen können, weshalb ein uralter zerbrochener Gegenstand mir wertvoller ist als ein neu hergestellter, dem überhaupt jede Spur der Benutzung fehlt.

Das Schwierige ist, wie gesagt, immer der Anfang, der Beginn eines ethnologischen Handels in einem neu erschlossenen Gebiet. Auch hierfür habe ich im Piangagebiet ein neues Rezept ersonnen. Wenn es irgend möglich ist, beginne ich damit, daß ich einen möglichst freundschaftlichen Verkehr mit den Frauen anbahne, und das gelingt bei allen weiblichen Wesen dieser Erde bekanntlich am schnellsten auf dem Wege über die Sprossen, die sich auf der Dorfstraße herumtreiben. Man schenkt einem sechsjährigen kleinen Mädchen, das hinter der Mutter hertrippelt, einige Perlen. Man schäkert mit dem Baby, das auf der Hüfte der Mutter reitet, man gibt einem kleinen Buben eine Trompete oder eine Schachtel Soldaten, das sind immer die besten Anknüpfungsmittel, in Europa wie in Afrika. Die Mütter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sind dann meist gerührt. Man nähert sich den Häusern und guckt natürlich zunächst nur von außen hinein. Dann lasse man sich das eine oder das andere herausreichen, gebe es aber möglichst schnell wieder zurück. Denn aller Augen harren gespannt, ob der Weiße auch ganz ehrlich ist oder ob er den Gegenstand einfach behält. Denn jeder Eingeborenenfürst, der über großen Einfluß verfügt, nimmt seinen Leuten einfach fort, was ihm gefällt. Das fürchtet man von Europäern natürlich zunächst auch. Wenn man den ersten gesehenen Gegenstand entsprechend lobt und zurückgibt und dies dann mehrfach wiederholt, überkommt die ganze Gesellschaft eine gewisse Ruhe, das Gefühl des Vertrauens. Die Leute wissen nun schon, daß der Weiße nicht raubt. Nun frage man bei einer weiteren Sache nach dem Preise. Dieser weitere Gegenstand, mit dem man den Handel eröffnen will, darf für die Eingeborenen nun kein Wertstück sein, um alles nicht, sonst ist die Sache von vornherein verfehlt. Man muß dazu eine möglichst wertlose, und zwar stets einer Frau gehörige Sache auswählen.

Die Männer sträuben sich zunächst und

meinen, für ihren einfachsten Kram Schätze erzielen zu können. Man lasse zunächst allen Männerbesitz aus dem Spiele und wähle Körbe und Töpfe oder irgendwelche Dinge, die keinen individuellen Wert besitzen, sondern zu Dutzenden auf dem Markte zu kaufen sind. Mit dem gewählten Gegenstande und der Besitzerin derselben geht man zunächst zu dem Platze, auf dem der Weiterverkauf betrieben werden soll, einem Platze, der möglichst schattig in der Nähe des Arbeitstisches des Weißen gelegen ist.

Man bezahle nun für das erste Stück nicht viel mehr, als das Ding bei den Eingeborenen wert ist; das muß man vorher durch seine schwarzen Jungen ausklügeln lassen. Aber man mache ein hübsches Geschenk und betone, daß dies Geschenk nur im Anfang gegeben wird. Sofort wird sich eine allgemeine Zufriedenheit auf die Gesichter aller Zuschauenden herabsenken. Der Augenblick ist zu benutzen, man äußert seinen Wunsch und überlasse dann den weiteren Gang der Dinge den Boys. Die Frauen geben ihre Sachen gewöhnlich den Männern, damit diese sie aushökern, und endlich kommen auch die Männer mit ihren eigenen Besitztümern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heran. Natürlich gilt es, für den Ankauf der sehr schwer zu erwerbenden Ahnen- und Heiligenbilder oder gar Masken nunmehr den richtigen Moment der Verkaufslust abzupassen. Die Begeisterung steigert sich zuweilen sehr schnell und wird dann derart intensiv, daß jeder alles, was er besitzt, zu verkaufen geneigt ist. Dann flaut die Stimmung aber auch ebenso geschwind wieder ab und es greift eine „kühlere" Marktlage Platz, die nicht so leicht wieder aufgefrischt werden kann.

Lieber Kollege, der Sie dieses lesen und der Sie das vielleicht recht trocken und langweilig finden, glauben Sie mir, daß, wenn Sie Ihr vergleichendes Material mit nach Hause bringen, daß, wenn Sie eine eingehende Sammlung der vorkommenden Formen des Völkerbesitzes erzielen wollen, daß Sie dann nicht umhin können, sich dieser nicht gerade sehr angenehmen und bequemen Handelsarbeit zu unterziehen. Uebrigens ist Theorie viel leichter als Praxis und man wird unter den verschiedenen Stämmen je nach ihrer Eigenart verschieden verfahren müssen. Da ich aber der erste Jünger unserer Wissenschaft war, der mit ethnologischen Aufgaben Innerafrika

aufgesucht hat, so glaube ich, daß es meine Pflicht ist, mich hierüber auszusprechen, und zwar mit Betonung der Umstände, die ich vorgefunden habe. Die Sache ist leicht ermüdend und oft sehr langweilig. Zudem ist sie anstrengend, da sie eine ständige Kontrolle der angesammelten Menschenmenge und dessen, was zum Kauf angeboten wird, beansprucht. Führt man die Arbeit aber durch, so erzielt man auch schöne Resultate. Also üben Sie sich getrost erst in der Theorie und dann in der Praxis.

5. Die Landschaften des südlichen Kongobeckens.*)

(1907.)

Die Gliederung. — Im Sohlenlande. — Im Terrassenlande. — Im Schwammlande.

DIE GLIEDERUNG.

Das Stromgebiet des Kassai, des südlichen größten Nebenstromes des Kongo, ist altes deutsches Forschungsgebiet. Gegen zwanzig deutsche Forscher haben in den Jahren von 1875 bis 1886 seine Gefilde aufgesucht. Sie waren die ersten Europäer unserer Zeit, die dorthin kamen, und sie hatten bis heute kaum ausländische Nachfolger. Seitdem Wißmann im Jahre 1887 den Kassai verlassen hat, war in seinem Gebiet noch Le Marinel, der belgische Schüler Wißmanns, eine Zeitlang wissenschaftlich tätig. Un-

*) Erschien als Originalbeitrag zu den „Geographischen Charakterbildern" von A. W. Grube, 20. Auflage.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gefähr zwanzig Jahre, bis 1905, setzte die wissenschaftliche Arbeit aus. Und dann war es mir vergönnt, die Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition in jene Länder zu führen, und wir haben uns bemüht, wenigstens die größeren Lücken der älteren deutschen Forschung auf diesem Gebiet auszufüllen. Zuerst bereisten wir den Kuango-Kuilu. Dann ließen wir uns zum Zweck von Beobachtungen am mittleren Kassai nieder, gingen zum oberen Kassai, erforschten die unbekannten Strecken bis zum Tschikapa und bis Kikássa an den Poggefällen des Kassai, marschierten zurück nach Norden, die Ländereien um Kalambas alte Wohnsitze herum durchpilgernd, gingen nach Südosten über den siebenten Breitengrad hinweg und wandten uns dann in einem mächtigen nach Westen offenen Bogen dem Sankuru zu, den wir hinabfuhren und in einzelnen Punkten des näheren untersuchten.

Das Land, das wir so in mancherlei Kreuz- und Querzügen durchpilgerten, repräsentiert im großen und ganzen eine nach Norden zu sich senkende Fläche, welche von einer Unzahl größerer und kleinerer Flüsse durchzogen ist,

die sich sämtlich mit dem Kassai vereinigen und somit dem Kongogebiet zugehören. So hatten wir denn reichlich Gelegenheit, die Gestaltung des Kongobeckens und den Wandel seiner Landschaften kennen zu lernen. Wie es geworden ist, dies mächtige Becken, und seine heutige Eigenart, das möchte ich hier kurz skizzieren:

Etwa zwischen dem elften und dem dreizehnten Grad südlicher Breite liegt ein Plateau, von welchem nach Süden zu die Gewässer des Sambesi abfließen und welches nach Norden zu die Quellströme des Kassai und Kongo entsendet. Es sind schwammige Hochsteppen, die etwa 1500 Meter hoch gelegen sind. In der Regenzeit bedecken mächtige Seen dieses Gelände. Das ist der Typus, den wir uns als älteren, gewissermaßen als ursprünglichen, für das westliche Zentralafrika vorzustellen haben. Es ist die Stufe des hohen Schwammlandes.

Die von hier abfließenden Quellen und Flüsse haben zunächst keine ausgesprochene Richtung. Sobald sie aber weiterhin eine solche gewonnen haben — in unserem Falle die nach Norden

abfließenden Kassaizuflüsse —, halten sie sie auch unbedingt fest. Sie waschen nun das Land mehr und mehr ab. Sie entziehen dem Schwammlande zur Rechten und zur Linken die Feuchtigkeit und schwellen auf solche Weise sehr bald stark an. Sie durchbrechen die Gebirge und stürzen über die Felskanten in mächtigen Wasserfällen herunter. Und so sehen wir zwischen dem fünften und siebenten Breitenkreis mit zwei Ausnahmen alle Ströme mehr oder weniger mächtige Wasserfälle bilden. Während sie herunterrinnen, waschen sie die lehmigen Massen, aus denen dieses alte Plateau bestand, aus und führen den Sand mit hinab. Die Eisenbestandteile aber färben die Gewässer braun. Das ist das zweite Gebiet, die Region des Terrassenlandes.

In der Höhe von ungefähr 500 Meter ändert sich der Typus: Wir sind im eigentlichen Becken angelangt, dessen Höhe sich etwa auf 300 bis 500 Meter hält. An den großen Strömen sind hier Dünen aufgeworfen. Hinter den Dünen liegt morastiges Sumpfland. Auch in den Tiefen der Strom- und der Flußbetten ziehen sich weite Sumpfgelände hin, die in Zeiten des Regens

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

überschwemmt sind und in Zeiten der Dürre mehr oder weniger schlüpfrige, humusfarbene Oberfläche zeigen, soweit sie nicht mit üppigem „Busch" bedeckt sind. Die Strecke, die die Ströme vom hohen Schwammlande bis zur Sohle des Beckens zurücklegen, also von etwa 1500 Meter bis etwa 500 Meter herab, entspricht ungefähr derjenigen, welche der Kassai auf der Sohle selbst hinwandert, und hier ist der Höhenunterschied nur 200 Meter. Daraus ist zu ersehen, daß die Wucht und die Stromgeschwindigkeit stark nachlassen müssen, der auf den Höhen im Terrassenlande herausgewaschene Sand fällt infolgedessen zu Boden. Die Stromläufe sind einer ständigen Versandung ausgesetzt. Unzählige Sandbänke tauchen in der Trockenzeit aus dem Kassai empor, der sich zwischen ihnen immer neue Kanäle sucht und in Bogenläufen die Randdünen wieder abbricht und so immer breiter wird. Der Kassai hat an einer Stelle ungefähr fünfzehn Kilometer Breite, und der Kongo, dessen Verhältnisse vielleicht weniger klar, aber großartiger sind, mißt an seinem nördlichsten Bogenpunkte zweiunddreißig Kilometer in der Breite. Während das Nieder-

schlagen des Sandes, das Auftürmen der Sandinseln und Dünen ein charakteristisches Zeichen der Stromläufe ist, bezeichnet die Sumpfregion des Hinterlandes den Sohlentypus zum andern. Infolge des schwachen Bodengefälles und der Dünenbildung der Stromläufe wässert das Land schwer ab. Es entstehen Schwemmsümpfe, die zumal während der Regenperiode oft kilometerweit das Land überziehen. Das ist der Typus des Sohlenlandes.

Im folgenden sollen diese drei Regionen skizziert werden.

IM SOHLENLANDE.

Eine alte Vorstellung des innerafrikanischen Sohlenlandes als eines „großen Waldes" habe ich nicht bestätigt gefunden. Man meinte, jener Waldtypus, den Stanley am oberen Aruwimi fand, bedecke das ganze Kongobecken, und man neigte dazu, von einer großen Tiefebene zu reden, welche mit solchem undurchdringlichen Waldpelze bewachsen sei. Wir haben es weder mit einer großen Ebene zu tun, noch mit einem Walde, der aus der Tiefe emporragt. Wohl das ganze Kongobecken ist mehr oder weniger wellig.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es blieben Teile des früher höheren Landes stehen, teilweise wurden neue Wellen angeschwemmt. Durch diese Wellen graben sich die Flußbetten hindurch. Sie sind nicht hoch. Die Hügel mögen oft nur fünfzehn bis dreißig Meter Höhe haben. Aber dadurch, daß das rinnende Wasser steile Böschungen hineinschneidet, scheinen sie dem Wanderer höher. Es ist ein bös' Ding, diese steilen Böschungen auf und ab zu marschieren. Feuchtdumpf ist die Luft; der Wassergehalt der Luft erschwert das Atmen.

In den Tiefen — der Sumpf mit dem Busch, die Böschungen zu den Hügelspitzen hinaufkriechend — der Wald: das ist das Charakteristische. Solche Sumpfbetten durchwandert man zuweilen stundenlang, ohne auch nur einen Baum zu sehen. Das sind immer die anstrengendsten Teile der Märsche. Der Fuß strauchelt im Sumpfe über Wurzeln, die Hand wird von rauhen Blättern wund gerieben, die Zweige reißen den Hut vom Kopfe. Das Auge findet keinen Ruhepunkt in diesem Gewirr dunkelgrüner Blätter, graugrüner Lianen und grünbrauner Luftwurzeln. Die alten Reisenden haben übertrieben, wenn sie sagen, man sähe den Himmel nicht. Aber

das Licht erscheint hier nicht freudig. Durch die wässerige Atmosphäre hindurch erscheint der Himmel nicht blau. Die Expedition wälzt sich langsam und keuchend durch totes Gelände. Nur wo größere fließende Gewässer in der Nähe sind, spielen Affen in den Zweigen, kreischen Papageienzüge über den Wipfeln hin, fallen Schwärme fliegender Hunde in die Kronen der Bäume an den Böschungen ein. Das geringe Leben ist fast schweigsam. Reife Früchte fallen, erschüttert durch die Tritte der Expedition, hie und da zu Boden. An der Losung der wenigen größeren Tiere, welche diese Büsche durchziehen, sitzen Hunderte buntfarbiger, flatternder Schmetterlinge; die Schmetterlinge in Afrika sind schmutzige Tiere. Die Träger schweigen.

Ein Rinnsal, eine zerfallene Brücke darüber, — wir nähern uns also einem Dorfe. Die Brücke mag dem Eingeborenen, der nur seine Jagdwaffen trägt, genügen, unserem schwerbepackten Trosse nicht. Also herab mit den Kleidern! Unsere Soldaten ziehen das Beil aus dem Rucksack. Der Führer muß in Afrika alles als erster tun. Ich steige also hinab in die braune Flut, suche einige passende Lianen und Palmstämmchen,

und während der Troß allmählich hinter uns aufrückt, errichten wir unseren kleinen Brückenbau. Wenn der fertig ist, mögen die schwarzen Führer den Uebergang überwachen, der Vortrab rückt weiter. Bald lichtet sich vor uns der Busch, das Land steigt ein wenig an, Baumriesen, die alles Unterkraut abtöten, weil ihr dichtes Kronenwerk der Tiefe keinen Sonnenstrahl gönnt, ragen zum blendenden Himmel empor. Dann lichtet sich der Wald noch weiter; wir steigen über einige der gestürzten Riesenleiber hinweg und befinden uns in einem Acker oder, besser gesagt, Garten der Waldbewohner. Hier sind die Waldrecken gefällt. Ihre Riesenarme strecken sie noch im Tode über die dunkelgrünen Maniokblätter hinweg. Die Expedition steigt und klettert mit Mühe über die gefällten Waldsäulen. Aber nun ist schon alles fröhlichen Mutes; denn wir haben den Garten erreicht, zu dem ein Dorf gehören muß und da jedes dieser Walddörfer nur e i n e solche Plantage hat, so ist der Weg zum Weiler bald gefunden.

Noch einmal tauchen wir in dem Walde unter. Gleichzeitig verstummt aber auch die

soeben erwachte Fröhlichkeit; denn nun ist es die Frage: Wie werden wir aufgenommen werden? Diese Kinder des Waldes sind düster, sie sind schweigsam, sie leben zurückgezogen. Es sind nicht Wanderer wie die Söhne der Steppe. Sie sind das genaue Spiegelbild der sie umgebenden Natur. Diese Menschen haben gar schnell den Pfeil auf der Sehne. Die Expedition hat sie kennen gelernt und sie haben uns schon arge Not gebracht. Jetzt ist die Frage: ist das Dorf leer oder sind die Eingeborenen darin geblieben? Wenn die Eingeborenen geflohen sind, dann müssen wir uns auf ein Gefecht gefaßt machen.

Aber gottlob! bleiben sie meist. Dann hocken sie mit gleichgültiger Miene in den Winkeln der Straße. Nur der Dorfschulze kommt uns entgegen, bietet uns Gruß und als Zeichen der Unterwerfung und des Friedens ein grünes Blatt, das er zu meinen Füßen niederlegt, und eine Handvoll Erdnüsse. Das Lager wird aufgeschlagen. Mein Begleiter ergreift seine Gitarre und unter der Einwirkung der fröhlichen nordischen Musik und durch die Erkenntnis unserer Gutmütigkeit taut die düstere Stimmung auf,

und die schwarzen Wildlinge sammeln sich um meinen Hocker, um mir für guten Lohn an Salz oder Perlen von ihren Sitten und Gebräuchen zu erzählen.

Die Nacht über müssen unsere Posten die Straße des Dorfes auf und ab promenieren und die Lagerfeuer anschüren, an denen sie gutem Brauche nach ihr Pfeifchen anzünden. — Durch den Wald klingt der Schrei des Leoparden, der einer der seltenen kleinen Antilopen nachjagt.

IM TERRASSENLANDE.

Zwischen dem Sohlenland in der Tiefe und dem Schwammland in der Höhe liegt das Terrassenland. Es ist ein echtes Uebergangsland: ein überaus welliges Gelände, welches in seinen Tälern die Eigenart der Sohle und auf seinen kleinen Hochebenen die des Schwammlandes hat. Der Wald kriecht aus den Tiefen empor. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Wald nur dort größere Ausdehnung erlangt hat, wo er nicht durch Menschenhand daran verhindert wurde. Wenn die Buschmenschen des Sohlenlandes eine Lücke in die dichte Decke schneiden, um ihre Plantage darin

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

anzulegen, so schadet solche Wunde dem Urwüchsigen nichts. Wenn der Wald aber von der Böschung aus auf die Hügelkämme und Hochebenen steigen will, so lernt er seinen Todfeind kennen, den Steppenbrand. Wenn die Regenzeit vorüber ist und das Gras auf den Höhen zu trocknen beginnt, dann machen die Menschen sich auf zur Kleinjagd. Wenn der Wind günstig steht, d. h. wenn er vom Dorfe her dem Bache zu bläst, wird das hohe Gras entzündet, das in seiner Blütezeit bei zwei bis drei Meter Höhe das Haupt des Menschen weit überragt. Es ist eine echte Niederjagd, für unsere Begriffe vielleicht etwas sehr niedrig: Mäuse, Ratten, Eidechsen, junge Vögel, Marderarten usw.; höher hinauf reicht das Ergebnis nicht. Halb verkohlt liegen die kleinen Leichen zwischen der Grasasche und werden dort von den Hunden des Dorfes ausgespürt. In Oel und mit viel Pfeffer zubereitet, dienen sie auf Wochen hinaus als leckere Zuspeise zum trockenen Hirse- und Maniokbrei. Dieser Brand vernichtet alles keimende Baumleben. Nur Akazienarten und verschiedene kümmerliche Bäumchen, die aus der Entfernung eine gewisse Aehnlichkeit mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem italienischen Olivenbaume haben und auffallend regelmäßig über das Land hin ausgestreut sind, vertragen die heiße Folter. Deshalb vermag der Wald nicht über die Böschung hinweg auf die Hochsteppe zu gelangen; das Feuer aber findet an der feuchten Böschungskante seinen Meister in den nebeligen Wasserdämpfen, die aus der Tiefe der Bach- und Sumpfauen emporsteigen.

Solche Landschaft macht einen eigenen Eindruck. Kommt man von fern her über die Steppe, so sieht man nur leichte Konturen der Wellenkämme. Das Rinnsal ist hundertfünfzig Meter tief in das Gelände eingeschnitten. Die Wände der Böschung sind ganz schroff, und so sieht der Wanderer nicht eher etwas von der wuchernden Pracht in der Tiefe, bis er am Böschungsrande steht. Die Höhe selbst aber ist gar selten ein einheitlich grüner Grasteppich. Ueberall ragen die olivenartigen Krüppelbäumchen empor, so daß ein solcher Hügelrücken einem gespickten Hasen nicht unähnlich ist.

Der Marsch über solches Gelände erscheint dem Reisenden des Morgens unendlich viel angenehmer als die Waldpromenade. Ein kühler

Nebel steigt aus den Tiefen der Strombetten empor. Man erhebt sich erfrischt vom Lager — wir hatten einmal sechs Grad des Nachts gegenüber fünfundvierzig Grad des Mittags —, die Leute sind vergnügt, weil es auf diesen Hochebenen mehr zu essen gibt als in der Tiefe des Waldes; der Blick ist nicht von vornherein begrenzt durch das ewig gleiche Buschgewirr, und so klingt das Trompetensignal gleichsam als Ausdruck der Fröhlichkeit der ganzen Expedition über die Felder hin.

Zunächst plaudert und lacht alles, bis nach einer Stunde etwa der vor mir hergehende Führer auf eine etwas dunklere Hügelkontur zeigt und die freundlichen Worte ausspricht: „Luisullu na ditu", d. h. „ein Bach und Wald", und die Vorstellung von diesem Bach mit Wald ist ein klein wenig störend. Nun gilt es, hundert bis hundertfünfzig Meter herunterzuklettern, sich durch ein mehr oder weniger sumpfiges Tal zu winden und die andere Böschung wieder hinaufzuklettern! Es ist vielleicht eine Luftlinie von fünfhundert Meter. Wenn man an der ersten Böschungskante angekommen ist, sieht man auf der andern Seite ganz dicht vor sich den Weg

aus dem Walde wieder aufsteigen. Es sind, wie gesagt, fünfhundert Meter und man muß hierfür mindestens eine halbe Stunde Kletterei rechnen. Das erstemal trösten wir uns noch, aber auf solche Schluchten treffen wir fast nach jeder Marschstunde, wenn nicht öfter. Bis zehn Uhr morgens machen derartige kleine Abwechselungen nichts aus. Dann aber entwickelt die Sonne ihre tropische Glut, wir wechseln den Filzhut gegen den Tropenhelm, steigen wieder zu einem Luisullu na ditu herunter und machen gegen zwölf Uhr etwa die Bemerkung, daß der Henker dies Terrassenland holen solle und der Busch trotz allen Stolperns doch seine guten Seiten habe. Gegen ein Uhr denkt kein Träger mehr an Plaudern oder gar Lachen, und die Soldaten haben die schwierige Aufgabe, den zusammenklappenden Trägern nachzuhelfen.

Gegen zwei Uhr mag uns aber auch einmal in dieser flimmernden Tropensonne eine Erquickung winken. Von einem der Wald- und Buschtäler erstreckt sich, dem Auge deutlich erkennbar, ein Aederchen dunklerer Farbe in das hellere Grün der Steppe hinein. „Ngaschigaschi!“ Ananas! Holla, das ist ein Vergnügen!

Wie der Wind sausen die ersten Träger an mir vorbei, und wenn es sonst wie eine Schnecke in die Tiefe heruntergeht, so geht es jetzt mit Windeseile. Denn wenn die Ananas sich aus der Tiefe schon in das Gras hinein ausbreitet, dann muß es ein schweres und reiches Feld sein. Und richtig! zwischen den Büschen breitet sich auf dem Boden eine Ananas neben der andern mit ihren stacheligen Blättern aus. Als echtes Unkraut, welches sie hier ist, hat sie alle andern Blattpflanzen verdrängt. In aller Eile sind die Leute darüber her. Die Lasten werden wild heruntergeworfen. Auf die Ritzwunden an Händen und Füßen, die die beleidigte Pflanze verursacht, achtet keiner. Der guten Sitte zufolge werden mir die ersten schönen Exemplare gebracht, und wir beschließen daher, uns und den Leuten ein improvisiertes Frühstück zu gönnen. — Die Ananas ist erst nach der Entdeckung Amerikas in Westafrika eingeführt worden. Sie ist aber weit über das Gebiet der von Europäern besuchten Gegenden hinweggewandert, und wir haben sie bis zum oberen Sankuru hin gefunden. In welchen Massen sie teilweise vorkommt, mag man aus folgendem erkennen. Kurz vor dem

Eintreffen am Sankuru hatte ich etwa 350 Leute bei mir. Wir kamen sehr durstig und hungrig an einem solchen Felde an. Wir lagerten zwei Stunden, die Leute haben also gründlich geschmaust. Dann haben sie noch gehörig aufgepackt, so daß ich rechnen kann, daß wir ungefähr 1500 Ananas mitgenommen haben, und da jeder etwa drei genossen haben mag, so kommen wir auf 2500 Ananas. Als ich abmarschierte, sah ich noch überall die reifen, schönen Früchte aus dunklem Grunde emporleuchten. Das Feld war nur ganz wenig geschröpft.

Gestärkt pilgert die Kolonne von dannen. Außerdem hat der Führer verraten, daß wir binnen kurzem in Kulturgelände kommen werden. Und richtig! Bald sehen wir an Stelle des ewig gleichen dunkelgespickten Grasrückens gleichmäßige, hellere Linien die Ebene durchschneiden; die spargelbeetartigen Felder der Steppenbewohner tauchen auf. Bräunliche Kegelhütten aus Stroh, eine Rauchsäule, Hundekläffen: wir marschieren am ersten Gehöfte vorbei. Der Herr des Hauses kommt uns mit freundlichem „Mojo" entgegen. Mojo ist der Gruß, Mojo heißt Leben, Glück. Wie ganz anders als der düstere Form-

gruß des Waldbewohners dies freundliche Wort! Von nun an geht es durch eine Feldanlage nach der andern; und in jedem Ackergelände ein Gehöft! Jede Familie hat hier ihre Felder, während im Walde das ganze Dorf einen großen Garten gemeinsam besaß. Im Walde waren es die Frauen, die das Stecken und Pflücken und das Umgraben des Bodens besorgten, und hier ist das alles Aufgabe der Männer.

Von einer Hügelspitze lacht uns das freundlich mit Schlingpflanzen bekleidete Gehöft des Häuptlings entgegen. Gestützt auf seinen Speer und begleitet von seinen Söhnen kommt der alte Patriarch uns entgegen, er führt mich auf den Ehrensitz vor seinem Hause und läßt mir eine Schale mit Hirsebier reichen, an der er selbst erst nippt, um mir zu zeigen, daß ich wegen Vergiftung keine Sorge zu tragen brauche. Ich blicke von der Spitze des Hügels über das Land: So weit das Auge reicht — Felder und Gehöfte, und aus allen Gehöften kommen die Männer herbei, kleine Gaben zu bringen und sich einen Gast aus dem Expeditionstrosse auszusuchen.

Wie abends der Mond über den Feldern emporsteigt, erklingt die Trommel, Bauern und

Expeditionsleute zum Tanze zusammenrufend. Der Sohn meines Wirtes hat sich vor mir auf die Erde gekauert und bläst in den Abendzauber der afrikanischen Steppe ein kunstvolles Stücklein auf der Flöte.

IM SCHWAMMLANDE.

Es war an einem der letzten Dezembertage 1905, und wir zogen just den oberen Lulua herauf. Wir hatten wunderliche Dinge gehört von einem Volke, das in Pfahlbauten hause, das eine ganz andere Sprache rede wie die andern dunklen Menschen, das gar wüst und ursprünglich in all seinem Gebaren sei, und somit hatten unsere Leute große Furcht vor den ferneren Erlebnissen. Allnächtlich fingen die Posten einige der Träger ab, welche hatten fortlaufen wollen, und jeden Tag entrannen wirklich einige, so daß auch ich dem Schicksal der Expedition mit einiger Sorge entgegensah. In dieser Zeit war es etwa, daß wir eines Tages ein kleines Plateau emporstiegen und daß ich zu meinem Erstaunen in der Mitte dieses Plateaus über eine Grasdecke hinwegschritt, welche wie ein Gummiball meinem Schritte nachgab. Sie war von kurzen Halmen

bedeckt, und nur wenige Blümchen wie unser Wiesenschaumkraut gaben dem Grün eine besondere Farbe. Aus der Mitte dieser eigenartigen Bildung ragten einige Oelpalmen hervor, die mir zunächst als junge Gebilde ihrer Familie erschienen. Ebenso war es mit einigen Akazien, welche am Rande der Schaukeldecke mit andern Büschen gemeinsam standen. Am Ende der Schaukeldecke wurde das Gras höher. Es war nicht mehr so filzig, und aus einigen zerrissenen Stellen, welche offenbar von einer Herde Büffel herstammten, trat ein bräunlicher Schlamm hervor, auf dessen feuchter Oberfläche eine Verwitterungsschicht lagerte, die Perlmutterglanz hatte. Es sah aus, als habe man Petroleum hier ausgegossen. Wieder ein wenig weiterhin kam ich dann an schwarzen Moorboden, aus dem ein ammoniakartiger Geruch emporstieg, und endlich an ein Rinnsal, welches an der Seite dieses eigenartigen Geländes hinfloß. Dies Gewässer war in keiner Weise in das Gelände hineinversenkt.

Später haben wir dann solche Gebiete öfter passiert. Es waren Hochmoorbildungen, und die jungen Bäumchen waren gar nicht jung, sondern es waren alte Exemplare, die nur nicht die

Größe ihrer in der Tiefe und in einem gut entwässerten Gebiete stehenden Verwandten erreichten. Dies Gelände aber, wie ich es eben beschrieb, ist der Typus des Schwammlandes in der Trockenzeit. In der Regenzeit bedeckt ein stehendes Gewässer die schwankende Grasdecke. In sehr trockenen Jahren soll die schwankende Bewegung der Grasdecke aufhören, und es sollen dann wohl Steine zutage treten. Die Eingeborenen behaupten steif und fest, diese Schwammländer wären alle steinig.

Es war wirklich ein wildes, rauhes Volk, welches wir in den Tälern dieser Gebiete antrafen. Pfahlbauern im weitesten Sinne des Wortes, Leute, die ihr halbes Leben im Sumpfe zubringen, wenn sie sich auch nicht in den Hochmooren ansiedeln, sondern in den Sohlensümpfen der tiefer eingeschnittenen Flüsse, leidenschaftliche und ausgezeichnete Jäger, Menschen von einer Roheit, wie ich sie sonst in Afrika nicht gesehen habe.

Die Leute sind zur Jagd gezwungen, denn hier oben ist ein Wildreichtum, der einen an süd- und ostafrikanische Verhältnisse denken läßt. Die Elefanten durchziehen in der Nacht die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dörfer der Bauern, die sich gegen sie nicht zu wehren vermögen. Die Büffel verwüsten ihre Anpflanzungen, und es wird seltener eines der Tiere zur Strecke gebracht als der Tod eines Jägers auf solchem Pirschgange beklagt. Und was Elefanten und Büffel nicht vernichten, das zerstören die Warzenschweine. Durch solcherlei Gelände, nämlich abwechselnd Schwammland und Terrassenformation, kamen wir bis zum Sankuru. Dort harrte unser ein schwerer Plateauanstieg, und unsere armen Kerle hatten nicht allzuviel zu essen. Eines Morgens ertönte der Ruf „Nsevu!" Ein Elefant! Die Nüstern aller Träger flogen vor Erregung. Die Lasten nieder! Ich ging dann auf die Pirsche. In guter Morgenstunde fiel der erste Schuß, der den Oberteil des Rückgrates eines alten Bullen durchschlug. Wir pirschten den ganzen Tag hinter ihm her. Abends konnte ich ihn mit einem Augenschuß aus seinem Rudel von fünf Stück herausschießen; nachts verwüstete eine andere Familie von acht Tieren ein naheliegendes Dorf, und am nächsten Tage sah ich gegen Abend ein drittes Rudel zwei Kilometer entfernt. Das ist der Wildreichtum des Schwammlandes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

6. Kolonialwirtschaftliches.*)

(1907.)

1. Einleitung. Was ist der Kongostaat? — 2. Erforschungsgeschichte des Kassai-Beckens. Gründungsgeschichte der „Compagnie du Kasai". — 3. Die Verwaltung des Kongostaates und der Kassai-Kompanie. — 4. Die Kassai-Kompanie und ihre Beamten. — 5. Die Faktoreien hinsichtlich ihrer Einrichtung und Verwaltung. — 6. Handel und Produktion. — 7. Die Eingeborenenpolitik.

Seit dem Dezember 1906 beginnen wir in Deutschland Kolonialwirtschaft und Kolonialleben mit anderen Augen anzusehen. An Stelle einer gewissen Gleichgültigkeit und Ermüdung, die darauf zurückzuführen sind, daß die Leitung unserer Kolonialverwaltung es bisher nicht verstand, der eigentlichen „Wirtschaft" im Kolo-

*) Erschien unter dem Titel: „Kolonialwirtschaftliches aus dem Kongo-Kassai-Gebiet; eigene Beobachtungen" in den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" Bd. XXII 1907.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nialen die notwendige und verdiente Bedeutung zu verleihen, ist ein Aufmerken, ein Hinhören und auch ein bestimmtes Hoffen getreten. Wir wollen also aus unseren Kolonien wirtschaftlich wertvolle Gebilde machen. Da ist es denn selbstverständlich, daß wir mit Interesse unser Augenmerk anderen Kolonialbildungen zuwenden, und daß wir ganz besonders jene Länder, die mit der Kolonialwirtschaft günstige Erfolge erzielt haben, ins Auge fassen. So ist es mir denn leicht verständlich, daß jetzt meinen Vorträgen, die sich teilweise ja auch mit den wirtschaftlichen Kolonialdingen beschäftigen, reges Interesse entgegengebracht wird. Ich danke für dasselbe und bestätige gern, daß ich auch auf unseren weiteren Fahrten zur Klärung der Verhältnisse und zur Erhöhung des Verständnisses für diese Dinge mein Scherflein beitragen will.

Das deutsche Volk hat sich stets in einer gewissen privaten Weise für die Entwicklung der Vorgänge im Kongostaate interessiert, und gar oft hat man schon den leisen Stoßseufzer gehört: „Wenn wir doch auch eine Kolonie hätten, die einen Nutzen wie der Kongostaat abwirft!“ Man war sehr unzufrieden mit unseren Kolonien. Da

möchte ich von vornherein gleich auf eins hinweisen: Wir können in Deutschland zwei Perioden der Entwicklung erkennen, deren erste in Preußen geboren wurde. Das war, als jener preußische König den Begriff der modernen Beamtenwelt schuf, eine straffe Organisation. Das jetzige großartige Wirtschaftsleben Deutschlands wäre nicht denkbar gewesen ohne jene Geburt einer straffen Staatsorganisation. Indem wir damit unsere Kraft zur wirtschaftlichen Verwertung erzogen haben, gründeten wir in langer strenger Zeit der Entbehrungen den Unterbau des heutigen Wirtschaftslebens. Jetzt können wir das Straffe überall locker lassen. Wir s i n d erzogen.

Das Spiegelbild mußte auch in unserer Kolonie zur Erscheinung kommen. Wir waren fraglos zu „verwaltungstechnisch". Wir haben in gewissem Sinne im Kolonialleben das Stadium wieder durchgemacht, das das Mutterland durchlief. Natürlich kann es dort schneller gehen. Denn unsere „Art" ist ja im Mutterlande schon erzogen. — Man soll sich auch einem solchen Gedanken einmal hingeben, gerade jetzt, wo so mancher meint: „Ach, hätten wir Dernburg doch schon früher gehabt!" Und gegen solche Stoß-

seufzer möchte ich den Sinn dieser Zeilen richten. Ich kann es vielleicht besser als ein anderer, denn ich bin vielleicht der einzige, der das grandios „reüssierende“ Kongogebilde objektiv schauen konnte und der damit ein Beispiel der umgekehrten Entwicklung sah. Denn der Kongostaat hat genau die entgegengesetzte Entwicklungsreihe passiert. Er hat begonnen als Kolonialgebilde zu wirtschaftlicher Ausnutzung, und zwar lediglich zu wirtschaftlicher Ausnutzung. Und jetzt will vielleicht der Kongostaat unter dem Drucke der Verhältnisse und der Großmächte Europas eine straffere Organisation, ein Staatsgebilde überhaupt schaffen, und jetzt kann er es nicht, oder es wird ihm jedenfalls so blutsauer, daß man an dem Gelingen zweifeln muß, wenn man auch in wohlwollender Weise den Willen annimmt.

Es ist so viel über den Kongostaat gesprochen worden, ohne daß bis vor kurzer Zeit in Deutschland eine klare Vorstellung über ihn herrschte, daß es wohl wünschenswert ist, einige Worte über die Organisation im allgemeinen vorauszusenden, ehe ich auf unsere Beobachtungen im einzelnen eingehe.

Was ist der Kongostaat? Es gibt eine einzige richtige Antwort darauf: Der Kongostaat ist eine Privatkolonie, ein Privatgeschäft des Königs Leopold II. von Belgien, der ein genialer Kaufmann sondergleichen und ein so routinierter Geschäftsmann ist, wie man ihn auf einem Throne nicht vermuten sollte. Die Frage, ob diese Tatsache mit der Absicht des Begründers des Kongostaates, unseres Bismarck und der bei der Gründung beteiligten Großmächte Europas übereinstimmt, geht mich hier nichts an. Ich habe hier nur zu schildern, wie mir das Wesen und die Art des Kongostaates, den ich während etwa 1½ Jahren als Chef der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition (D. I. A. F. E.) bereist habe, entgegengetreten ist. Und da ist denn bezeichnend, was mir der Herr Generalgouverneur Baron Wahis und der erste Staatsanwalt im Kongostaate, Herr H. Weber, gesagt haben: daß man nämlich nicht kritisieren darf im Kongostaate. Tatsächlich sind es lediglich die fremden Mächte, welche einen „Druck" ausüben können, der aber im Innern nicht respektiert wird. So sagte mir in Gegenwart meines Begleiters, des Kunstmalers Hans Martin Lemme,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Generaldirektor des oberen Kongo, Herr Deuster: „Sie wissen so gut wie ich, daß die Dekrete nur gegeben sind, um eine gewisse (englische) Presse zu beruhigen. Sie wissen so gut wie ich, und es werden Ihnen auch andere schon gesagt haben, daß man nach den Dekreten überhaupt keine Expedition führen kann.“ In der Tat steht über dem Willen des Besitzers des Kongostaates keine Macht. Ich habe es erlebt, daß der Generalgouverneur einen Befehl des Staatsanwalts, sich bei demselben einzustellen, ohne diesen zu fragen, annullierte. Das sind kleine Beispiele für den Grundzug des Ganzen. Der König hat allen Grund und Boden, der nicht gerade von Häusern der Eingeborenen bestanden ist und den sie augenblicklich nicht gerade für ihre Felder ausgenutzt haben, für Eigentum des Staates erklärt; fernerhin hat er noch eine Teilung vorgenommen und ein sehr beträchtliches Stück dieses Landes für sich persönlich beschlagnahmt und läßt dies nun so ausnutzen, daß die Arbeitskräfte und Unkosten zwar der Staat bezahlt, das Einkommen aber in seine Tasche fließt. Das ist das Gebiet der berühmten „Domaines de la Couronne“.

Zu Zeiten der Gründung des Kongostaates hat es gar manchen Privatmann und gar manche private Gesellschaft gegeben, die sich bemühten, am Elfenbein- und Kautschukreichtum des Kongostaates mitzuverdienen. Hatten sich doch die europäischen Großstaaten Handelsfreiheit ausbedungen! Der König verstand es aber ausgezeichnet, diese Privatunternehmungen entweder ganz zu verdrängen oder sich als Mitbeteiligter hineinzuschieben. Man kann sagen, und es liegt mir das traurigste Beweismaterial hierfür vor, daß sämtliche Kompanien, an denen König oder Staat (bekanntlich hat auch die belgische Kammer nicht durchzusetzen vermocht, daß der König eine klare Erklärung darüber abgibt, wo die Grenzen zwischen „König" und „Staat" im Budget zu suchen sind, da alle Einnahmen zum Besten der königlichen Kasse verschleiert werden!) nicht beteiligt sind, im Rückgange oder Untergange begriffen sind. Da die „Compagnie du Kasai", deren Territorium es war, welches wir am besten kennen gelernt haben, eine der Schöpfungen der wirtschaftlichen Fusionspolitik des Königs mit Berücksichtigung seiner eigensten Vorteile erwähnter Art ist, so

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

muß ich auf diese Dinge etwas des näheren eingehen. Man mag dann hieraus ersehen — um so auf den einleitenden Gedanken zurückzukommen —, inwieweit ein Entwicklungsgang wie der unserer Kolonialentwicklung entgegengesetzte für die Kolonie selbst und für das Wirtschaftsleben der Menschheit überhaupt ersprießlich ist oder nicht.

Der Kassai ist der südliche, größte Nebenstrom des Kongo. Der seinem Abwässerungsgebiete zugehörige Teil des Kongostaates entspricht, grob genommen, an Größe etwa Deutschland. Aber Deutschland hat keinen gleichbedeutenden Strom, vor allen Dingen keinen Strom von der Art seines Bettes. Bezeichnend ist es, daß er an einer Stelle ungefähr fünfzehn Kilometer Breite hat. Seine Gewässer werden hergestellt durch den Abfluß des südafrikanischen Plateaus nach Norden. Der längere südliche Teil seines Laufes, d. h. soweit er auf und vom Plateau rinnt, ist Dampfern nicht zugänglich. Aber das ganze Netz seiner Wasseradern ist etwa vom fünften Breitengrad ab nach Norden für Dampfschiffe bis zu dreißig Tonnen Gehalt

schiffbar. Diejenigen, welche das Kassaigebiet eröffnet haben, waren bis auf eine Ausnahme sämtlich Deutsche. Im Jahre 1876 eröffnete Dr. Pogge von Angola kommend den Weg zu Muata Jamwo. 1880—83 eröffnete er den Weg von Angola über das heutige Luluaburg nach Nyangwe und Ostafrika. Sein berühmter Begleiter war Hermann Wißmann. Pogge kehrte damals nach Luluaburg zurück, erwarb ein kleines Gebiet von Kalamba und baute sich an. Infolgedessen war Dr. Pogge, ein Deutscher, der erste eigentliche Ansiedler im Kassaigebiete. Nach dieser Expedition kam vom 1883—85 die zweite Kassai-Expedition mit Hermann Wißmann, Dr. Ludwig Wolff, Kurt von François, Hans Müller und Franz Müller nach Luluaburg. Sie bauten die Farm Pogges weiter aus und gründeten die Feste Luluaburg. Darauf entdeckten und eröffneten sie, den Strom in Booten hinabfahrend, den Lauf des Kassai bis zur Aufnahme des Lukenje und seiner Mündung in den Kongo. Von Westen her erforschten Kund und Tappenbeck, Dr. Büttner, Schulze, Dr. Mense, Dr. Wolff das Kwango- und Lukenjebecken. Dr. Ludwig Wolff kehrte mit einem kleinen Dampfer zum obersten

Kassai zurück und erforschte den Lauf des Sankuru. Wißmann kehrte zurück und führte mit seinem Begleiter Le Marinel eine Expedition nach Osten. Seitdem ist Le Marinel der einzige, von dem eine wissenschaftliche Bearbeitung einer Route im Kassaibecken bekannt geworden ist. 1904 führte ich als Leiter der dritten deutschen Kassai-Expedition die D. I. A. F. E. erst zum Kwilu, dann zum mittleren Kassai und endlich vom oberen Lulua zum Sankuru und den Sankuru hinunter. Das also ist in groben Zügen die wissenschaftliche Erforschungsgeschichte des Kassaibeckens.

Es war selbstverständlich, daß eine so wunderbare Wasserstraße zur Entwicklung des Handels herausfordern mußte. Die Société anonyme Belge pour le commerce du haut Congo (schlechtweg S. A. B. genannt) war die erste Gesellschaft, welche neben dem holländischen Haus, der Nieuwe Afrikaansche Handels-Vennootschap (auch N. A. H. V. genannt) sich im Kassaibecken ansiedelte. Beide Kompanien brachten es bis zum Jahre 1902 bis auf je vierzig Tonnen Kautschuk-Produktion im Monat. Neben diesen beiden ließen sich nach und nach noch eine

ganze Reihe von verschiedenen Kautschukhäusern nieder, von denen aber im Jahre 1901 nur noch zwölf am Leben waren. Aber da alle diese Kompanien immer möglichst da ihre Faktoreien anzulegen suchten, wo just der Kautschukhandel florierte, so war die Folge, daß im Jahre 1901 infolge der großen Konkurrenz ein Teil der kleinen Gesellschaften dem Bankrott gegenüberstand. Diesen Moment nutzte der Staat sehr praktisch aus. Er ließ einen der bestangeschriebenen Freunde des Staates, den Hauptinhaber einer der bestgehenden kleinen Kompanien, Vorschläge zu einer großartigen Fusion machen. Viele Kompanien waren einverstanden, die S. A. B. und das holländische Haus wurden in geschickter Weise zum Anschluß gedrängt und so entstand denn 1902 die große „Compagnie du Kasai". Die Aktienkompanie, die so gegründet wurde, basierte auf einem Kapital von 1 500 000 Franken. Die Aktien wurden zu je 200 Franken ausgegeben. Von den 6000 Aktien waren 4020 veräußerlich. Die Hälfte der letzteren wurde dem Kongostaat, die andere den der Gruppe beigetretenen vierzehn diversen Gesellschaften je nach ihrer Bedeutung als „parts

bénéficaires au porteur, sans désignation de valeur" zugeschrieben. Hier haben wir die typische Erscheinung.

Wenn der Hauptorganisator, Herr Lacourt, die Aufgabe der Organisation und Administration in Europa in glänzender Weise löste, so gelang dies dem zweiten Leiter, dem Oberstabsarzte der belgischen Armee Dr. Dryepondt (bezeichnenderweise ein früherer Staatsbeamter) in gleich ausgezeichneter Weise. Ich habe beide Herren persönlich kennen und in ihrer Art hoch schätzen gelernt. Sie haben sich beide alle Mühe gegeben, die Arbeiten meiner Expedition zu unterstützen, und ich bin ihnen deswegen zu bestem Danke verpflichtet. Dr. Dryepondt ist uns ein lieber Freund geworden und es verdient alle Anerkennung, daß Herr Lacourt mich gebeten hat, mit möglichster Klarheit unsere Beobachtungen zum Ausdruck zu bringen, welchem Wunsche ich hier nachkomme.

Wenn der Effektivbestand auf eineinhalb Millionen Franken festgesetzt wurde, so ist bemerkenswert, daß der Hauptwert in den verschiedenen im Lande vorhandenen Faktoreien und ihrem Warenlager bestand, und daß das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eigentlich spielende Kapital doch nur etwa 25 000 Franken betrug. Da der Staat mit eigenen Geschäftsunternehmungen nicht beigetreten ist, so ist also sein Anteil, auf die Hälfte der Aktien berechnet, nicht etwa auf eine Kapitalunterstützung zurückzuführen, sondern auf eine Konzessionsabtretung, welche zwar nicht offiziell, wohl aber dem Tatbestande nach wirklich eingetreten ist. Denn der Staat hat mit dem Fall Amaro den Beweis erbracht, daß er sich alle Mühe gibt, das Kautschuk- und Elfenbeinmonopol der Kassai-Kompanie, an der er ja mit der Hälfte beteiligt ist, auch zu sichern.

Sobald die Administrationsfrage in Europa erledigt war, reiste der Direktor Dr. Dryepondt nach Afrika, und ihm fiel die schwierige Aufgabe zu, die nach den verschiedensten Systemen engagierten Beamten der vierzehn Gesellschaften der Fusion unter den Hut eines einheitlichen Kontraktes zu bringen. War dies schon manchmal bei den Beamten nicht ganz einfach, so war das noch schwieriger hinsichtlich des Warenbestandes. Alle Preise mußten auf Normaltarife gebracht werden. Die allerverschiedenartigsten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Erzeugnisse europäischer Industrie standen zur Konkurrenz, aber während einige Gesellschaften, wie z. B. das holländische Haus, außerordentlich wertvolle Stoffe auf ihren Lagern besaßen und eingebürgert hatten, hatten andere Gesellschaften nicht auf den Wert, sondern auf die Masse als Bestechungsmittel für den Schwarzen gerechnet und hatten das allerminderwertigste Stoffmaterial auf dem Lager. Weiterhin mußten die verschiedenen Dampfer zu einem einheitlichen Verkehrssystem zusammengebracht werden und endlich galt es, das ausgenutzte Gebiet weit über den jetzigen Raum hin auszudehnen, da zur Zeit der Gründung in Wahrheit etwa nur die Hälfte des ganzen konzessionierten Gebietes „exploitiert" wurde. Alle diese Aufgaben löste Dr. Dryepondt in der geschicktesten Weise. Mit der Methode, die ich im nachfolgenden zu skizzieren versuche, erreichten es die Leiter der Kassai-Kompanie, daß im Jahre 1905 schon über fünf Millionen, im Jahre 1906 aber zehn Millionen ausgeschüttet werden konnten.

Diesem großen Resultate gegenüber muß aber die Frage aufgeworfen werden, ob der Entwicklungsgang der Ausnutzung dieses Gebietes, der

fraglos bestehende Konzessionserfolg auch einen Erfolg für den wirtschaftlichen Wert der Kolonie bedeutet. Machen wir uns hier ganz einfach das Rechenexempel klar: da für den Kautschuk nur etwa ein Neuntel von dem Wert bezahlt wird, der in Europa realisiert wird, also zehn Millionen Franken an Kautschuk nur etwa eineinzehntel Million Franken Ankaufspreis repräsentieren, da auf den Waren, die zu diesem Kaufpreise kalkuliert sind, schon die ganze Summe der Unkosten lastet, so ist der Wert der Waren, die eingeführt sind, außerordentlich minimal. Im folgenden werde ich diesen Tatsachen nun nachgehen.

Alle wirtschaftlichen Kompanien des Kongo werden wie der Staat selbst von Brüssel aus „administriert". Die Direktion in Afrika ist eine ausführende. Sie kann anregen, mag Gedanken geben, die Entscheidung aber liegt immer in Brüssel. Wo Direktion und Administration sich immer in die Hände arbeiten, da ist es gut. Das ist aber nicht immer der Fall und es entstehen mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse. In dieser Teilung der Leitung liegt für

die Zukunft eine große Gefahr. Es sieht doch in Afrika manches anders aus, als es in Europa gewollt wird. Dazu kommt die Dauer der Befehlsübertragung. Schon heute kommt es vor, daß irgend ein Zustand, dessentwegen in Brüssel von der afrikanischen Direktion angefragt wird, sich, wenn die Antwort ankommt, schon vollständig umgebildet hat, so daß die Antwort auf den jetzigen Zustand nicht mehr paßt. Ein derartiges System mag gut sein für eine Küstenfaktorei, die jeden Moment telegraphisch mit ihrer Europazentrale in Verbindung zu setzen ist, es paßt aber nicht auf das ganze Kolonialsystem.

Ich sage, es paßt nicht. Wer die Kolonialgeschichte von den Zeiten der alten Phönizier und Griechen an mit Aufmerksamkeit verfolgt, dem drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit der Pflanzenwelt auf. Eine Pflanze kann sich unter anderen nach zwei Arten fortpflanzen: erstens durch Auswurf des Samens nach vollendeter Blütezeit, zweitens durch einen Wurzelausläufer, Rhizom genannt. Die erste Form entspricht der Ausdehnung der Kultur im allgemeinen, die das wirtschaftliche Band verliert.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich denke da z. B. an das Auswandern unserer Bauern nach Südamerika. Das Verhältnis stirbt ab in dem Momente der Auswanderung. Das Mutterland verliert von vornherein die wirtschaftliche Beziehung. Die Bildung einer wirtschaftlichen Kolonie aber entspricht der Fortpflanzung einer Erdbeere. Ein feiner Faden zieht sich über das Land hin, faßt an seinem Ende den Boden, ein junges Pflänzlein keimt auf. Das ist Rhizombildung, das ist gesunde Kolonialbildung. Der verbindende Faden muß absterben, das Pflänzlein muß selbständig werden. Wenn die jungen Keime aus der neuen Wurzelbildung sprießen, gibt die Mutter Erdbeere keinerlei Gesetze mehr. So soll es auch mit den Kolonien sein. Das geschieht aber nicht so im Kongostaate und nicht so in der Kassai-Kompanie. Und das ist ein großer Schaden. Wäre der Kopf dieser Institutionen in Afrika, so würde die Leitung von Staat und Kompanie zum besten der Kolonie denken und auf deren Wachstum bedacht sein. Wie es aber ist, so denkt dieser Kopf in Europa immer nur daran, was für ihn und Europa gut sei. Und das ist die Grundlage der ganzen Anordnung, von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der aus wir nun die ausführenden Organe und das Wesen der Kassai-Kompanie beurteilen müssen.

Die afrikanische Direktionszentrale der Kassai-Kompanie lag früher in Butala am unteren Sankuru. Vor einigen Jahren wurde sie aber nach Dima verlegt, welches am Kassai und zwar ziemlich in der Gegend der Kuangomündung gelegen ist. Die Verlegung entspricht absolut dem System der afrikanischen Leitung. Das ganze Leben in allen Teilen des Kongostaates ist geregelt durch ein Ein- und wieder Ausströmen. Es handelt sich nicht um ein Festwachsen oder Selbständigwerden. Und es soll alles durch ein Tor geleitet werden. Dieses Tor ist für den Staat natürlich der untere Kongo mit Boma. Es ist für die einzelnen Kompanien immer derjenige Punkt, der diesem großen Ausgangstor am nächsten gelegen ist. Deshalb war es für die Société anonyme Belge bis vor kurzem Kinshassa, der Endpunkt der Schiffahrt am Stanleypol. Deshalb muß für die Kassai-Kompanie der Ausgangspunkt nach Westen am Kassai selbst gelegen sein. Diese Konzentration nach dem einen Tore zu kommt übrigens

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

noch bei anderen Fragen zum Ausdruck. Bekanntlich hat der Kongostaat in einer ebenso energischen wie gegen Deutschland unfreundlichen Weise den seinerzeit stark nach Deutsch-Ostafrika flutenden Handel mit Aufbietung großer Kräfte unterbunden. Typisch ist hierfür, was mir vor einigen Jahren ein hoher Kongostaatsbeamter sagte: „Es ist ja wahr, daß die Araber recht viele Grausamkeiten auf dem Gewissen hatten. Es wäre aber wohl möglich gewesen, sie zu einer ordentlichen Lebens- und Handelsführung zu bestimmen. D e s wegen war der große Krieg gegen die Araber nicht nötig. Wohl aber schädigte der arabische Handel unsere Interessen. Er führte die wertvollen Produkte nach Osten aus und machte es uns unmöglich, für unsere Zwecke jene Gebiete auszunutzen. D e s wegen mußten die Araber vernichtet werden und diesem Zwecke dienten die fünfundzwanzig Millionen Franken, die Belgien seinerzeit dem Kongostaat für Vernichtung der Araber gegeben hat." — Also koste es, was es wolle: Ein- und Ausfuhr durch das große Kongotor.

Dima ist der große Zentralpunkt. In Kinshassa am Ende der Eisenbahn ist ein Transitagent

etabliert. Er nimmt die neuankommenden Angestellten und die europäischen Waren in Empfang und verlädt sie auf die Dampfer, welche zwischen Dima und Kinshassa hin- und herfahren und von Dima aus Kautschuk und Elfenbein zur Abführung über die Eisenbahn bringen. In großen, wunderschönen Lagerhäusern werden die Waren in Dima aufgestapelt und je nach den Bedürfnissen nach den verschiedenen Richtungen versandt. Und jeder Dampfer, der Waren fortbringt, führt den Kautschuk jener Gebiete zurück. Ebenso ist es mit den Angestellten. Jeder Angestellte meldet sich in Dima, wenn er neu ankommt und wenn er nach Ablauf seines „Terme", d. h. seiner Dienstzeit oder wenn er „revoziert", d. h. strafweise abberufen ist, nach Europa zurückkehrt.

Die Leitung der Kassai-Kompanie in Afrika ist also in Dima zu Hause. Im übrigen ist das Territorium in zwei Inspektionen gegliedert, von denen die eine die westlich vom oberen Kassai gelegenen Ländereien, die andere die nach Osten sich erstreckenden Gebiete umfaßt. Jede Inspektion zerfällt wieder in Abschnitte, „Sec-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

teure". Das Land ist eingeteilt in etwa fünfzehn derartige Abschnitte. Je ein Inspekteur bereist kontrollierend sein Inspektionsgebiet. Jeder Abschnitt wird geleitet von einem Chef de Secteur, dem die Aufgabe zufällt, die Kautschuk- und Elfenbeinproduktion seines Gebietes zu überwachen. Unter ihm stehen die Gérants, denen wieder Unterbeamte, Adjoints zur Verfügung stehen. Der Gérant hat seine Faktorei. Er ist verantwortlich für Warenlager und Buchführung, die er jeden Monat abzuschließen hat. Von Zeit zu Zeit erscheint sein Chef de Secteur und nimmt eine Revision der Buchführung und eine Inventur des Magazins vor. Jedes Jahr ungefähr einmal erscheint der Inspektor und nimmt eine Superrevision vor. Dann und wann macht sich auch der Direktor auf und revidiert hie und da einmal.

Am Ende des Monats hat der Gérant seine Monats-„comptabilité" nach Dima zu senden. In Dima werden die sämtlichen Abrechnungen gesammelt und nach Brüssel geschickt. In Brüssel weiß man also jeden Monat über den Bestand an Waren und Kautschuk ungefähr Bescheid. Dem entspricht die Stellung des Chefs

der Comptabilité in Dima, der neben dem Direktor die wichtigste Persönlichkeit ist. Diese Leitung der Geschäfte ist außerordentlich streng, und es ist mir auch verständlich, daß dies der Fall sein muß, da hiervon ein Teil des Reüssierens abhängt. Immerhin habe ich bemerkt, daß bei einem großen Teile der Abrechnungen beträchtliche Fehler vorkamen, die sich stets bei der Inspizierung und Inventur herausstellen. Der Grund für diese Erscheinung ist nicht schwer zu erkennen. Einmal nämlich ist es ziemlich sicher, daß in den Magazinen von den Negern verhältnismäßig häufig gestohlen wird; zum zweiten steht den Beamten wohl das Recht zu, auf ihre Kosten kleine Mengen aus den Warenlagern zu entnehmen, im allgemeinen rechnen aber die jungen Leute ihre Ausgaben nicht an. Und sie haben eigentlich immer Ausgaben, denn erstens hält sich jeder Weiße natürlich einen Boy, meistens auch noch einen Koch, dann einen Boy für den Koch und dann auch noch eine schwarze Signora, die für das Glück in der kleinen Hütte sorgen soll. Das alles will monatlich bestofft und rationiert werden. Da geht denn manches Kilo Salz und mancher Braß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stoff hin. Der Gérant trägt das nicht gerne in die Bücher ein und hofft durch etwas billigeren Kautschukeinkauf die Lücke wieder ausfüllen zu können. Meistenteils täuscht diese Annahme. Denn wenn die Herren sich auch noch so viel Mühe geben, das Maß für die Eingeborenen möglichst knapp zu halten (ein beliebtes Mittel beim Auszahlen von Perlen und Salz im Löffel ist z. B., daß man in den Löffel noch eine Delle drückt), so entstehen doch noch andere kleine Defizite, die auch gedeckt sein wollen. Der Gérant bekommt z. B. den Sack Salz zu 39 Kilo überliefert, den er mit 39 Franken zu buchen hat. Meist hat das Salz im feuchtdampfigen Laderaum des Dampfers schon an Gewicht verloren. Wird der Sack noch über Land transportiert, dann kommt er womöglich in Regen und das Gewicht nimmt abermals ab, und wenn er längere Zeit im Warenspeicher ruht, so saugt das Salz doch wieder die Feuchtigkeit der Luft an, sickert ab und verdampft beim Trocknen; und so nimmt das Salz im Laufe einer Regenzeit immer an Gewicht ab. Mit diesem Defizit muß der Gérant auch rechnen. Fernerhin kann er nach gutem afrikanischen Brauche kaum

umhin, den Häuptlingen und angesehenen Leuten des Landes von Zeit zu Zeit Geschenke zu machen. Und doch steht ihm das Recht hierzu eigentlich nicht zu. Das Recht hat nur der Chef de Secteur, und wenn der Gérant solche Ausgaben macht, geht es auf seine Kappe. Weiterhin: dem Gérant steht eine gewisse Summe zur Verfügung, die er in Waren seinem Lager entnehmen kann, um sich frische Lebensmittel zu kaufen. Dieser Betrag reicht im allgemeinen hin, aber die meistenteils einer kleinen Schlemmerei wohlgeneigten Herren überschreiten diesen Betrag außerordentlich häufig. Wer dem süßen Getränke zuneigt, kauft wohl öfter Palmwein, als nötig ist, oder hält sich einen Palmweinzapfer — wieder eine ungebuchte Ausgabe.

Auf solche und gar manche andere Weise noch stellen sich die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten von kleinen Ausgaben ein, die alle im einzelnen nicht viel bedeuten und deswegen nicht eingetragen werden, die sich aber doch recht summieren und im Laufe der Zeit die Quellen größerer Mankos werden. Leute von praktischer Geschäftskenntnis, die einen soliden Lebenswandel gewöhnt sind und durch Genüsse

der Bildung, die man sich in Afrika ebenso leicht verschaffen kann wie in Europa, wenn sie auch natürlich anderer Art sind, ein Gegengewicht gegen die mit der drohenden Langeweile immer herandrängende Gefahr der materiellen Genußsucht zu halten wissen, vermögen derartige Irrtümer natürlich einzudämmen. Der übliche Typus der unteren Beamten der Kongo-Kompanien, den wir uns im folgenden vergegenwärtigen wollen, ist aber für derartige Lebensführung nicht sehr geeignet.

Der Kongo ist auch in Belgien in ganz unbilliger Weise zunächst des Klimas wegen verschrien. Es ist ganz falsch, wenn man in Deutschland glaubt, die Belgier wären begeisterte Kolonialpolitiker im Sinne des Kongostaates oder die Belgier wüßten in Dingen des Kongostaates besser Bescheid als die Deutschen. Das ist absolut nicht der Fall. Der Belgier mißtraut, und das kann man aus den Kammerverhandlungen sehen, nicht nur dem Klima, sondern vor allen Dingen auch den spärlichen volksinstruierenden Publikationen des Staates fast noch mehr als der Deutsche. Der Weg nach dem Kongo gilt gewissermaßen als „letzte Rettung",

und die meisten Familien wehren sich bis aufs äußerste, wenn ihre Söhne an den Kongo wollen. Die Belgier halten das Klima für viel schlechter, als es wirklich ist. Hier trägt die Schuld einerseits die teilweise noch heute recht hohe Sterblichkeitsziffer, andererseits die Tatsache, daß auch heute noch viele, besonders jüngere Leute, recht krank nach Belgien zurückkehren.

So darf man denn die junge Mannschaft, die zum Kongo fährt, nicht etwa mit jenem Typus der jungen Kaufmannschaft vergleichen, die man z. B. aus Deutschland und England, entsprechend vorgebildet, mit starkem Willen und materiell gut ausgestattet, hinausströmen sieht. Verschiedene Direktoren verschiedener Kompanien haben mir ihr Herz darüber ausgeschüttet, wie schwer es sei, ein brauchbares Beamtenpersonal zu erhalten. Und in der Tat haben meine Erfahrungen mich gelehrt, daß das Material meist recht wenig geeignet ist. Ich habe im wesentlichen zwei Kategorien erkannt, die zum Kongo „fliehen". Erstens sind es eine Unmasse unglücklich verheirateter Eheleute; der Prozentsatz ist erstaunlich groß. Eine Ehescheidung in deutschem Sinne gibt es in Belgien nicht; es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gibt dort nur eine Trennung. Und da in Belgien viele junge Männer sehr früh heiraten, so kommen natürlich viele Enttäuschungen vor. Zu dieser Kategorie rechne ich auch unglücklich Verliebte oder solche, die irgend eine Liebesdummheit gemacht haben und sich besser für einige Zeit zurückziehen. Dies Material ist für die wirtschaftliche Kolonialarbeit nicht geeignet. Man soll nicht in eine Kolonie fliehen, sondern man soll sie erstreben. Man soll sich für sie vorbereiten und soll das Kolonialleben nicht als einen Betrieb für „letzte Zuflucht" ansehen. Dies kommt noch mehr in Betracht bei der zweiten Kategorie, das sind nämlich diejenigen Leute, deren materielle oder gesellschaftliche Basis in Europa erschüttert worden ist. Man sieht Leute der merkwürdigsten Berufe hier als Kaufleute auftreten. Nur für die allerwenigsten ist der Beruf, dem in der Heimat gelebt wurde, eine solide Vorbildung für das afrikanische Wirtschaftsleben gewesen. Unter denen, die nicht zu den erwähnten beiden Kategorien gehören, fällt vor allen Dingen die große Zahl der verabschiedeten Unteroffiziere auf. Die Stellung eines Unteroffiziers ist sicher eine sehr

ehren- und schätzenswerte, aber ich habe es nie verstehen können, inwieweit sie eine vernünftige Grundlage für afrikanische Erwerbsarbeit in hier in Betracht kommendem Sinne sein kann.

Ich habe verschiedene Herren kennen gelernt, mit denen ich sehr gute Freundschaft gepflogen, aber bedauerlicherweise hat der größte Teil derselben sich unserer Arbeit gegenüber, trotz der Befürwortung der Kompanie, passiv und auch mit ostentativer Opposition verhalten. Die meisten von ihnen hatten überhaupt kein anderes Interesse, als möglichst viel Kautschuk einzubringen. Die Mußestunden dieser Leute boten nicht gerade den Raum für die stets erhebende Naturbetrachtung. Es fehlte auch in den meisten Fällen an genügenden Vorkenntnissen. Ich habe Leute gesehen, die ohne eine Ahnung von dem, was ihnen in Afrika entgegentreten würde, dorthin gepilgert waren. Ewig im Gedächtnis wird mir die Figur eines korpulenten kleinen Kaufmanns bleiben, der mit uns zum Kongo fuhr und wenige Wochen nach der Ankunft starb. Er hatte sich alles so anders vorgestellt, und wie er die Eingeborenen mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihren Bogen und Pfeilen sah, überkam ihn die Furcht und — er erschoß sich. Gar mancher geht mit dem besten Willen hinaus. Er ist jung und war daheim in einer abhängigen Stellung und da er immer überwacht wurde, so mag er in seinem Berufe tüchtig gewesen sein. Hier ist er nun aber als Adjoint auf einen einsamen Posten, vielleicht im Walde, gesetzt, sein Horizont wird eingedämmt durch die mächtigen Wände der üppigen Tropenwelt, deren Zauber er nicht verstehen kann, da ihm jede Kenntnis und Vorbildung fehlt. Da mag er sich gar oft in ein wenn auch primitives, so doch materiell lustbares Leben hineingedrängt sehen. Der Palmwein erscheint ja anfangs so billig, und hübsche, braune Mädchenarme winken von allen Seiten; vielleicht hat er zu Hause mit Nahrungssorgen gekämpft und hier braucht er nur ein Stück Stoff aus dem Magazin zu nehmen, um mit Hülfe der Ravitaillement-Gewürze ein leckeres Mahl zu erhalten. Er muß schnell die Sprache der Eingeborenen erlernen, mit denen er abends seinen Palmwein schlürft, und da er den Leuten nichts zu bieten vermag, das höheren geistigen Wert hat und womit er sie zu sich hinaufziehen

kann — sei es auch nur in der Begeisterung einer Stunde, denn viel weiter als bis über den Anlauf hinaus bringt es der Negergeist im allgemeinen nicht —, so sinkt er mit seinem geistigen Interesse gar bald auf das Niveau des üblichen Negertums hinab, aus dem er doch wieder nicht die Goldkörner anderer Denk- und Kulturweise herauszuspüren versteht.

Es ist der übliche Lebenslauf: Im ersten „Terme", in welchem der junge Mann als Adjoint drei Jahre lang bieder arbeitet, aber wenig verdient, da sein Gehalt sehr klein und seine Kautschukprovision sehr gering, seine Ausgaben aber sehr bedeutend sind, verdient er kaum mehr als einige tausend Franken. Diese werden ihm nach seiner Rückkehr in Brüssel ausgezahlt. Der junge Mann hat in seinem Leben wohl noch nicht so viel beisammen gesehen. Er vergißt, wie sauer ihm das Verdienen ward. Das Leben, das nun anhebt, ist in Brüssel berühmt, das Quartier der „Kongolesen" berüchtigt. Nach ganz kurzer Zeit ist das Geld vergeudet und natürlich die Gesundheit ruiniert. Die Wiederakklimatisation in Europa ist noch nicht vollendet, da erscheint der junge Mann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wieder an der Tür seiner Kompanie und drängt wieder zurück zum Kongo. Er geht diesmal als Gérant hinaus, nun mit dem Vorsatz, ordentlich zu verdienen. In der Katerstimmung mag er schwören, wenn er jetzt wieder heimkomme und etwas mehr habe, recht sparsam zu sein, um ein kleines Geschäft anzufangen. In Afrika bemüht er sich auch, „ordentlich" zu verdienen. Aber der Mann sieht nun ganz anders aus. Seine Absicht, ordentlich verdienen zu wollen, ist wie ein Fluch, der über seinem Haupte schwebt und der ihn zu mancher Torheit verführt. Seine Gesundheit wird durch die abermalige Akklimatisation geschwächt. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß gerade diese Leute, die den zweiten Terme beginnen, gar sehr dem Schwarzwasserfieber ausgesetzt sind. Außerdem ist er nervös geworden, denn jene weißen Arme, die in Brüssel so schnell die mit Geld heimkehrenden Jünglinge umschließen, haben ihn zu häufig und zu lange umfaßt. Jetzt ist der Mann „ein alter Kongolese". Wehe, wenn er auf einen Posten versetzt wird, der nicht einer häufigen und gründlichen Kontrolle unterworfen ist. Denn jetzt will er ja „ordentlich" verdienen.

Begeben wir uns nunmehr an einen solchen Platz des Kautschukhandels. Vierzehn Dampfer besorgen den Transport im tieferen Wasser. Gewässer aber, die entweder zu viele Untiefen aufweisen oder aber steinig und gefährlich sind, wie z. B. der Loango, werden mit großen Stahlruderbooten befahren. Die Kompanie hat selbst eine Reparaturwerkstatt in Dima angelegt. Hier konnte ich die außerordentliche Leistungsfähigkeit der Neger, wenn sie gut geleitet werden, beobachten. Die Wakussa-Batetela-Schmiede, welche hier arbeiten, sind direkt aus dem zünftigen Zustande idealster Menschenfresserei hervorgegangen und schaffen ihr Werk doch besser und feiner als mancher europäische Dorfschmied. Wenn wir nun von Dima, sei es den Kuilu oder den Kassai selbst oder den Sankuru hinauffahren, treffen wir etwa jeden zweiten Tag eine Faktorei, die auf einer hohen Uferböschung gelegen ist. Die Kompanie besitzt ungefähr fünfzig Stationen, von denen etwa die Hälfte direkt durch Dampfschiff, die andere Hälfte aber entweder durch Stahlboot oder zu Fuß, weit im Inlande belegen, erreicht werden kann. Außer diesen Faktoreien sind noch eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ganze Reihe kleiner Posten vorgeschoben, in denen Adjoints oder „Kapitas“ leben.

Die Faktoreien sind einander außerordentlich ähnlich. Um einen mehr oder weniger großen Platz liegen: ein Wohnhaus mit zwei Zimmern als Schlafzimmer und Bureau des Agenten, ein Warenspeicher, ein Kautschuktrockenspeicher, gewöhnlich ein mehr oder weniger großer Pavillon für Besucher (Inspecteur, Chef de Secteur) und im Hintergrunde die Küche auf der einen und Klosett auf der anderen Seite. Die Häuser sind alle nach dem Prinzip des arabisch-afrikanischen Wohnhauses gebaut: eine etwas erhöhte Plattform aus Lehm geschlagen, geschlagene Lehmwände, ein mächtiges Blätter- oder Strohdach, welches über die Mauern weit vorragt und so einer sehr breiten Veranda Raum gibt. Das Lattengerüst ist vollständig gebunden. Nur der Kautschuktrockenboden hat keine Lehmwände. Der Wind muß durchstreichen können, und hierfür ist die Wand aus den Blattstengeln der Bambuspalme die geeignetste. Im Hintergrunde der Station wohnen die schwarzen Arbeiter in Häusern, die meist nach der Art ihres Heimatlandes gebaut sind. Die

kleinen weiter vorgeschobenen Posten, in denen Adjoints dem Kautschukhandel nachgehen, sind oft recht kümmerlich, während dagegen die größeren Transit-Stationen, welche auch Sitz der Abteilungschefs sind, recht weitläufig angelegte Gebäude aufweisen. Dima macht schon einen sehr stattlichen Eindruck. Stehen doch hier schon zwei Häuser, die aus gebrannten Ziegeln gebaut sind. Die kleine Villa des Direktors weist manchen hübschen Luxus auf, wie ja denn überhaupt Dr. Dryepondt mit seiner behaglichen Naturbetrachtung und seinen freundlichen Kulturbestrebungen himmelhoch über den Durchschnitt der hier arbeitenden europäischen Intelligenz erhaben ist.

In den englischen Kolonien der Westküste besteht ein Uebergangstypus zwischen der leitenden europäischen Intelligenz und der ungebildeten, mehr oder weniger gänzlich unerzogenen eingeborenen Arbeiterschaft. Das ist der Clerk. Dieser Typus fehlt im Kongostaate so gut wie ganz; nur einige der gebildeteren Handwerker in Dima und vielleicht zwei nach dem Inlande vorgeschobene, des Englischen und der Schreibkunst kundige Clerks von der Goldküste haben

Verwendung gefunden. An seiner Stelle hat das portugiesische System Einzug gehalten, demzufolge der Europäer sich aus seinen Arbeitern den intelligentesten und einflußreichsten aussucht und ihn zum Führer derselben, zum Kapita ernennt. Der Kapita arbeitet selbst wenig, hat aber alles zu beaufsichtigen; er führt im allgemeinen die Strafen aus und nimmt eine Stellung ein, die etwa der eines Unteroffiziers im Zuge entspricht. Kapita werden aber auch diejenigen Leute genannt, die einzeln oder zu zweien in das Inland wandern und bei den eigentlichen Eingeborenen einquartiert sind, die sie teils zur Kautschukproduktion anregen sollen oder mit denen sie Elfenbein- und Kautschukhandel treiben. Etwa jeden Ersten im Monat kommen die Kapitas auf der Station des Gérant zusammen, liefern den Kautschuk ab und nehmen Waren dafür in Empfang. Nur verhältnismäßig selten bringen die Häuptlinge resp. die Eingeborenen des Landes selbst den Kautschuk auf die Stationen, um ihn zu verkaufen. Man kann sagen, daß die alten schwarzen Urwaldvölker, bei denen die Frauen alle Arbeiten verrichten, dies im allgemeinen nicht tun, während die

braunen Söhne der südlichen Steppe, in deren Stammesbrauch die Männerfeldarbeit Aufnahme gefunden hat, sich recht leicht zur selbständigen Produktionsarbeit anregen lassen. So kommt es denn auch, daß in den Distrikten der alten schwarzen Waldvölker das System der braunen Kapitas Einzug gefunden hat. Dies System hat nun eine sehr gefährliche Seite. Die wunde Stelle liegt in der alten portugiesischen Institution des „Vorschusses". Der Gérant übergibt nämlich einem solchen Kapita ein gewisses Quantum von Ware und sagt zu ihm: „Jetzt geh unter die Eingeborenen und handele mir für diese Waren Kautschuk ein. Du mußt das und das Quantum bringen." Nun ist dieser Kapita im allgemeinen nicht genügend vorgebildet, um sich darüber klar zu sein, daß er die Verantwortung für diese Fragen übernommen hat. Leichtsinnig, wie der Sohn der roten Erde ist, wird er zunächst einmal von diesem „Besitztum" flott leben. Kommt dann der Zeitpunkt, wo er seinen Kautschuk abliefern muß, so hat er entweder gar keinen oder er hat zu wenig. Ist er ein Kerl, der infolge seiner Intelligenz über die geistig weniger veranlagten

Eingeborenen meistens bald eine gewisse Suprematie ausübt, so erzwingt er von ihnen den Kautschuk. Dann kommt es vor, daß er sich zu Gewalttätigkeiten und auch Grausamkeiten hinreißen läßt. Gelingt ihm das nicht und er kommt nun in der Station mit einem Defizit an Waren wieder an, so wird es sehr leicht vorkommen, daß der Gérant sich dem Kapita gegenüber zu Erpressungen und eventuell Gewalttätigkeiten hinreißen läßt, da er für das Defizit verantwortlich ist.

Es muß betont werden, daß dies System offiziell verboten ist. Aber viele der Verbote werden ja gegeben, um im erwünschten Falle zu offizieller Strafe greifen zu können. Stillschweigend ist dies System in vielen Gebieten gestattet. Es gibt nun nichts Gefährlicheres, als irgend eine Sache zu verbieten und nur dann zu bestrafen, wenn bei Nichteinhaltung des Verbotes ein Nachteil erwächst resp. eine Verfehlung offenkundig wird. Ich glaube, daß dies System der Kapita-Entsendung, richtig gehandhabt und gehörig überwacht, durchaus brauchbar gestaltet und zu einem Erziehungsmittel für die Negerschaft herausgebildet werden kann. Wenn

das System aber von oben verboten und dennoch geduldet wird, so ist es das Gefährlichste, was es gibt. Denn nun sucht der Agent die Waren, die ihm durch verbotenen Vorschuß abgegangen sind, auf jede Weise wieder einzutreiben. Auf einer der am weitesten in das Inland vorgeschobenen Stationen, in einem Gebiet, in welchem vom Chef de Secteur bis zum Adjoint herunter jeder Mann dies System übte, erlebte ich es, daß ein durch allzugroßen, auf solche Weise entstandenen Warenmangel in Angstgefühle versetzter Agent seinen leichtsinnigen Kapitas die Frauen fortnahm und sie verkaufte, und daß er auch sonst vor keinem Mittel zurückschreckte, um genügenden Warenvorrat einzubringen und das auf unerlaubte Weise entstandene Defizit wieder zu decken.

Die Agenten erhalten mehr oder weniger umfangreiche Warenlager und genaue Verzeichnisse der Preiswertung. Außerdem wird ihnen mitgeteilt, zu welchem Preise sie Kautschuk kaufen dürfen. Um die Buchführung für den ganzen Kompaniebetrieb zu erleichtern, sind möglichst wenig Sorten von Waren eingeführt. Dabei sind die Waren nicht immer gerade die

besten. Die Stoffe, die zu meiner Zeit in Umlauf gebracht wurden, hielten keinen Vergleich aus mit jenen, die einst das holländische Haus eingebürgert hatte. Es liegt eine gewisse Absicht darin. Alles ist auf möglichst schnellen Konsum berechnet. Dünnere und schlechtere Stoffe, die nur durch energische Appretur einen gewissen Halt bekommen, vergehen recht schnell. Und die Eingeborenen nehmen sie, weil jede Konkurrenz, die Besseres bietet, bis jetzt fehlt. Deshalb ist auch Salz sehr beliebt. Je schneller die Tauschwaren verbraucht werden, desto schneller muß ja der Neger wieder zur Kautschukarbeit schreiten, um seine kleinen Luxusbedürfnisse befriedigen zu können. Vom kaufmännischen Standpunkte aus betrachtet, ist dieser Gedankengang natürlich außerordentlich verlockend, für eine großzügige wirtschaftliche Betrachtung ist er aber traurig. Denn hier sehen wir ja ganz deutlich: es wird möglichst viel an wertvollerem Gehalt dem Lande möglichst schnell entzogen und dafür möglichst Vergängliches eingeführt. Das Fazit ergibt für den eigentlichen Wirtschaftswert des Landes naturgemäß ständig wachsende Unterbilanz.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Elfenbein war früher der Hauptwert der Eingeborenen. Es ist unwahr, wenn behauptet wird, es hätte wertlos herumgelegen. Nein, lange ehe die Kongo- und Kassaistraßen eröffnet wurden, galt das Elfenbein als Wertbesitz. Es wird jetzt mehr und mehr verschwinden. Das, was von jetzt noch bestehenden Elefantenrudeln stammt, ist ganz minimal. Ich habe so oft und in so vielen Teilen mit Eingeborenen darüber gesprochen, ich habe außerdem selbst so klar wie nur möglich gesehen, wie machtlos der Sohn der Steppe dem Elefanten gegenübersteht, daß ich mir ein Urteil erlauben darf. Und da kann ich sagen, daß es meistenteils schon lange aufgespeichertes Elfenbein ist, welches heutzutage ausgeführt wird. Als Gegenwert zieht mehr oder weniger wertloser und schnell vergänglicher Tand ins Land ein. Also, diese Rechnung zeigt eine Entwertung des Volksbesitzes.

Daß der Kautschuk einer der sichersten und großartigsten Reichtümer dieser Länder ist, kann kaum bestritten werden. Aber was bringt nun der Europäer im Austausch dafür ins Land? Da wird nun die Antwort gegeben, gerade hierin

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

habe der Kongostaat ein sehr schönes Verfahren eingeschlagen, indem jeder, der so und so viele Tonnen Kautschuk ausführt, so und so viele junge Kautschukpflanzen im Jahre zu setzen hat. Dadurch will man den dem Lande entzogenen Standwert wieder ersetzen. Es ist nicht zu leugnen, daß dies zahlenmäßig eingehalten wird und daß jedes Jahr ein Waldkontrolleur im Lande herumzieht und jede Pflanzung auf ihren Zuwachs hin revidiert. Mit der Frage aber, welche Bedeutung diese Anpflanzung hat, ist die andere Frage verbunden, wie es überhaupt mit den Anbau- und Plantagenverhältnissen als Wertzuwachs der Kolonialarbeit bestellt ist. Im ganzen Kassaigebiet bestehen folgende Pflanzungen: für die Kassai-Kompanie Madibi, Tse Modane, Bolombo, Bena Makima, für die Société anonyme Belge Mange, für zwei kleine Kompanien alter Zeit Galikoko und Lubefu und endlich noch zwei kleine alte Anpflanzungen. Am berühmtesten war bisher eine Plantation in der Gegend von Lussambo. Im Jahre 1898 wurde viel davon gesprochen; der Gründer derselben war der erste, der als Privatmann eine Plantage anlegte. „Un agro-

nome au Congo!“ Ein Ansiedler! Hm! Die Pflanzungen sind von ihm gegründet worden. Ihr Schöpfer war ein hochbedeutender Mensch in seiner Art. Ich bin überzeugt, daß seine Pflanzungen früher wirklich sehr wertvoll waren. Er ist auch ein recht wohlhabender Mann geworden. Aber nun kommt die Kehrseite: er hat sein Vermögen nicht etwa als Ansiedler erworben, sondern als Kautschukkaufmann. Er hat genau so den Kautschuk sammeln lassen, wie ihn heute noch die Kassai-Kompanie sammelt. Seine Leute zogen vom Sankuru ins Lubudigebiet und gründeten Demba. Ich glaube, er hat ungefähr acht Tonnen Kautschuk den Monat gewonnen, aber nicht etwa aus seinen Plantagen, sondern durch Abbau des Waldkautschuks. Die Plantations bestanden weiter und sie bestehen heute noch, und die Welt war bis vor kurzem davon überzeugt, daß hier etwas sehr Wertvolles existiere, bis ein deutscher Gärtner als Angestellter dieser Pflanzungen eintraf, der nun das traurige Resultat kund gab, daß zurzeit alles so ziemlich wertlos sei und daß man von vorn anfangen müsse. Die höchsten Beamten der Kassai-Kompanie gingen als Sachverständige

zur Nachprüfung in die Pflanzung. Sie waren es, die mir den Zustand geschildert haben. Bei der Gelegenheit wurde mir auch gar manche lange Vorlesung über das Thema „Wert der Pflanzungen in dem Kassai- und Kongogebiet überhaupt" zuteil. Es waren recht betrübende Nachrichten, die ich erhielt, sie deckten sich aber vollständig mit den Beobachtungen, die ich selbst z. B. in Bena Makima gemacht habe.

In Wahrheit besitzen die Pflanzungen, welche im Kongostaate angelegt worden sind, einen Wert, der nur dem allerminimalsten Teile des riesenhaften Reichtums entspricht, der aus dem Lande geführt wird. Wer die Geschichte der Kaffeepflanzungen aus dem Bangalagebiet kennt, der weiß, daß nicht nur die Kautschukpflanzungen, sondern auch wohl der größte Teil aller Kulturanlagen dieser Art einen höheren Wert nicht besitzt. Wir müssen diesen streichen. Bei der Gelegenheit möchte ich übrigens betonen, daß ich gegen den Grundgedanken, das wieder anzupflanzen, was durch Abbau entzogen wird, absolut nicht Stellung nehmen will. Im Gegenteil. Nur ist es gänzlich falsch, eine kaufmännische Ausnutzungskompanie mit der Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

pflichtung des für sie wertlosen Plantagenbaues zu belasten. Sie kann daran kein großes Interesse haben, sie wird darauf nicht viel Liebe verwenden. Daß diese Kautschukproduzenten mit ihrem Konzessionssystem so hohe Einnahmen erzielen, daß man von ihnen verlangen kann, die Mittel zu zahlen, die zum Ersatzanbau nötig sind, das muß ohne weiteres zugegeben werden. Ich möchte aber vorschlagen, daß man das lieber in der Form einer Abgabe regelt, die der Staat einzieht und entweder selbst zum Anbau verwendet oder denjenigen Plantagenfirmen zur Verfügung stellt, die aufforsten wollen, und die dies nur deswegen nicht können, weil die ersten Jahre zu teuer sind. Wenn ich hier vom Staate rede, so meine ich die Kolonie selbst. Derartige Dinge sollten immer in der Kolonie selbst als selbständigem Wirtschaftsorganismus zu einer kräftigen Entwicklung geregelt werden.

Ich komme nun zur letzten Frage, wie sich nämlich die Verhältnisse im Punkte der Eingeborenenpolitik entwickelt haben. Für unsere nordische weiße Rasse sind große Teile der breiten Tropenwelt als Ansiedelungsgebiete nicht

nutzbar zu machen, weil eine vollständige Akklimatisation für unsere Rasse erst nach Generationen eines regen Austausches zwischen Tropen und unserer gemäßigten Zone erreichbar ist. Des ferneren ist unsere Rasse im allgemeinen nicht geeignet für die Feldarbeit in jenen Gegenden. Infolgedessen brauchen wir die eingeborene dunkelfarbige Bevölkerung, und diese Bevölkerung ist dementsprechend das wertvollste Gut, welches die Kolonien bergen. Die Erhaltung, Erziehung und Verwertung der schwarzen Arbeitskraft sollte deshalb die erste Aufgabe sein, die sich eine kolonisierende Macht stellt. Der Wendepunkt in der Eingeborenenfrage ist eingetreten um die Wende des siebzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, als nämlich die europäischen Mächte gegen die Sklaverei auftraten. Bis dahin waren Millionen und aber Millionen von Negern Westafrikas nach Amerika hinübertransportiert worden. Damals war der westafrikanische Neger der beste Arbeiter. Ein großer Teil des blühenden Plantagenbaues in den Regionen des mittleren Amerika ist lediglich auf die ausgezeichnete Leistung aus Westafrika importierter Negerarbeit zurückzuführen.

Und heute haben wir das Gegenstück. Die „Arbeiterfrage" ist in Westafrika die schwierigste. Man beschwert sich darüber, daß die Neger nichts zu arbeiten vermögen, man klagt, daß man nicht genug Arbeiter erhalten könne. An Bevölkerungsmangel kann das nicht liegen, denn Westafrika ist zum Teil sehr stark bevölkert; auch liegt es nicht daran, daß zu viele Sklaven ausgeführt werden. Eine kurze Fahrt an der westafrikanischen Küste, der Besuch einiger Hafenplätze genügt, um schnell zu erkennen, woran das liegt. Es liegt an einer großartigen Entsittlichung. Die niedrigeren Instinkte der durch schwachen Charakter ausgezeichneten Rasse sind zur Blüte gebracht und die besseren und höheren sind unterdrückt worden. Dies Arbeitertum ist das Produkt einer falschen Erziehung. Es ist gradezu wunderbar, daß schon Tausende von klar sehenden Menschen dies erkannt haben und daß noch niemand es gewagt hat, dagegen energische Schritte anzuraten oder zu unternehmen. Ich glaube, daß unsere Expedition die erste gewesen ist, die Experimente in dieser Hinsicht unternommen hat, und ich hoffe, daß die Resultate unserer Arbeiten

dazu führen werden, die europäischen Kolonialmächte oder die in Afrika arbeitenden Kolonialverwaltungen zu einer Revision der jetzt bestehenden Erziehungsverhältnisse zu veranlassen. In Kürze will ich hier schildern, wie die Verhältnisse im Kassai-Kongo-Gebiet liegen.

Land und Leute waren bis vor kurzer Zeit unberührt. Hier können wir die Uebergangsformen sehen. Es ist just der Moment, wo die Entwicklung eintritt. Es ist der Augenblick, in dem noch Einhalt geboten werden kann. Die Arbeiten im Dienste der Kompanie sind im allgemeinen zweierlei Art. Die eine ist die eigentliche Kautschukproduktionsarbeit, der Handel mit Elfenbein usw., die andere ist die Stationsarbeit. Letzere beruht darin, daß die Station gebaut und gesäubert, daß der Kautschuk aus dem Inlande und die europäischen Waren an die großen Ströme geschafft werden, daß der Kautschuk geschnitten und in Magazinen getrocknet und gewendet, alsdann in Säcke gefüllt und verfrachtet wird. Zur Erledigung dieser beiden Arbeitsarten, der Produktionsarbeit und der Stationsarbeit, werden zwei verschiedene Kategorien von Arbeitern verwendet. Der Produk-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tionsarbeiter ist ein mehr oder weniger unabhängiger Mann. Er ist selten fest angestellt, sondern verdient eben das, was er durch Arbeit erwirbt. Der Stationsarbeiter dagegen ist gegen festes Gehalt und wöchentliche Rationierung angestellt. Während die ersteren kommen und gehen (und zwar meistens um den Ersten des Monats herum; siehe, was ich oben über die Kapitas gesagt habe) und in ihren eigenen Dörfern resp. als eingeführte Kapitas bei den eigentlichen Eingeborenen zu Gaste wohnen, sind die Stationsarbeiter bei der Station selbst angesiedelt. Im allgemeinen kann man sagen, daß diese Produktionsarbeit freie und ungebundene Leistung darstellt, während die Stationsarbeit nur unter bestimmtem Zwange auszuführen ist. Ich stelle fest, daß ich hier zunächst keinen Vorwurf erheben will, denn ich möchte selbst für die gebundene Arbeit plädieren, aber ich möchte im folgenden zeigen, inwieweit diese Arbeitsleistung erzielt wird.

In den eigentlichen Waldgebieten und bei den eigentlich schwarzen Völkern stellt sich der Stationsarbeiter nicht von selbst ein, sondern er wird von seinem Häuptling, dessen Sklave er ist, geschickt. Der Häuptling erscheint denn

auch von Zeit zu Zeit auf den Stationen und heimst den Lohn ein. Im Süden bei den braunen Völkern erscheinen die Arbeiter ohne Häuptling. Ein großer Irrtum ist es aber, wenn man etwa annehmen wollte, daß dies Freie sind; keineswegs, das sind auch Sklaven, nur funktioniert hier im Süden alles nach größerem Vertrauen und nach größerem Stile, und so kann man sehen, daß von Zeit zu Zeit diese Arbeiter verschwinden und den größten Teil, wenn nicht den ganzen durch Stationsarbeit erworbenen Lohn ihrem Besitzer überbringen. Einen sehr wesentlichen Bestandteil der eigentlichen Arbeit für den Stationsdienst verrichtet aber die belgische Mission, die eine sehr merkwürdige Stellung zur Kassai-Kompanie einnimmt. In dem großen Zentralgebiet dieser Mission hat der Staat seinerzeit Sklaven angesiedelt, die im Araberkriege befreit wurden. Diese Leute dürfen das Gebiet nicht verlassen; laufen sie fort, so werden sie wieder eingefangen. Die Arbeit der Mission basiert zum großen Teil auf der Tätigkeit für die Kassai-Kompanie. Eine Station liefert allein über vierhundert Kautschukträger per Monat. Eine der Pflanzungsstationen der Kompanie

steht unter der Leitung solcher Missionare. Der eine ist als Gérant angestellt, der andere als Adjoint, und sie beziehen auch dementsprechend ihren Gehalt. Im übrigen haben sie eine Missions-Station, eine Kapelle und Gottesdienst. Die Station hat zu Ehren des Generaldirektors resp. dessen Patrons den Namen St. Victorien erhalten. Ich sage das nur, um zu zeigen, welche enge Beziehung zwischen Kompanie und Mission besteht. Auch mit anderen Missionen belgischen Ursprungs ist ein Arbeitskontrakt geschlossen, so z. B. am Kuilu, wo die weißen Väter von Bandundu Holzstapelplätze errichtet haben und von ihren Kindern für ihren Dampfschiffs-Verkehr Holz schlagen lassen. Außerdem liefern sie nach Dima aus ihren Gärten Gemüse, welches direkt per Scheck bezahlt wird. — So weit die gebundene Arbeit im Kassai-Gebiet.

Wie erreicht nun die Kassai-Kompanie die freie Produktionsarbeit? Da gibt es verschiedene Methoden. Zunächst genießt sie in einzelnen Teilen eine gewisse Unterstützung durch den Staat. Die Eingeborenen sind nämlich verpflichtet, Kupferkreuze als Steuer zu zahlen. Diese Kupferkreuze sind das alte eingeborene

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geld. Der Staat verkauft die Kupferkreuze an die Kompanie. Um nun für den nächsten Steuertag wieder Kupferkreuze in der Hand zu haben, muß der eingeborene Häuptling sie von der Kompanie erwerben, und von dieser bekommt er sie nur gegen Kautschuk. So veranlaßt also der Staat auf direktem Wege die Eingeborenen zur Kautschukproduktion und erhebt dabei noch selbst seine Steuer. Eine zweite Art der Anregung zur Kautschukproduktion beruht in der Ausnutzung der Tatsache der Nahrungsarmut einiger Kautschukgebiete. Jenseits des Gebietes A, welches nahe bei einer Station liegt und sehr nahrungsreich ist, befindet sich das an Nahrungsmitteln sehr arme Gebiet B, in welchem die Eingeborenen nach Fleisch lechzen. Da werden die Leute von A mit ihren Ziegen nach B geschickt. In B wird sogleich das Kautschukproduzieren beginnen. Die A-Leute verkaufen ihre Ziegen, kommen mit dem eingetauschten Kautschuk nach der Station und erhalten hier dafür viel mehr, als sie für ihre Tiere hätten bekommen können. — Das System der Aussendung von Kapitas habe ich oben schon erwähnt.

Die Frage ist nun die, ob bei diesem ganzen

System eine Förderung der allgemeinen Kulturverhältnisse eintritt. Förderung der Kultur ist gleichbedeutend mit Förderung der Arbeitsleistungsfähigkeit. Ich gebe natürlich zu, daß die Momentanleistung hier eine ausgezeichnete ist. Dafür sprechen ja die enormen Zahlen. Aber diese enormen Zahlen sagen auch zum zweiten, daß ostentativ für die Kultur keine Aufwendungen gemacht werden, und das bezieht sich ganz besonders auf die Eingeborenenkultur. Es gibt z. B. wohl verschiedene Missionare im Lande, die sich mit Schulunterricht, sei es häufiger, sei es seltener, befassen. Aber wirkliche Leistungen in dieser Hinsicht weisen nur eine amerikanische und eine kleine englische Mission auf. Vor allen Dingen aber habe ich keinerlei Förderung der Eingeborenenverhältnisse im Sinne der Eingeborenen beobachtet. Die Eingeborenen haben vordem eine geradezu grandiose Industrie gehabt, haben wundervolle Plüschstoffe, sehr schöne Korbwaren, gutes Eisengerät, viel Schnitzerei und zum Teil unvergleichlich schöne Töpfereifabrikate produziert. Sie haben hochentwickelte Institutionen des Familien- und Vaterrechts, Staatskompositionen

und auch ethische Lebensregeln besessen. Daß ein großer Teil dieses alten Kulturbesitzes unter dem Andrange der Kulturwelle Europas zerstört werden muß und auch leider meist zerstört wird, versteht sich von selbst. Es ist nur immer die Frage, was an seine Stelle tritt. Ich weiß z. B. nicht, ob alle Industrien untergehen müssen. Und vor allen Dingen schmerzt es mich tief, zu sehen, wie an Stelle des alten wertvollen Eingeborenenbesitzes, der bleibenden Wert hatte, ein urjämmerliches, schnellvergängliches europäisches Exportfabrikat Einzug hält. Wenn schon die alte Blüte der Handarbeit durch die Industrieartikel zerstört wird, so sollte doch wenigstens irgend ein gutes Fabrikat Einzug halten. Aber dies sind alles Dinge, über die sich streiten läßt.

Nicht streiten aber läßt sich über das Folgende. Es ist eine alte Regel, daß niemand zweien Herren dienen kann. Des weiteren: die Grundlage aller Kultur ist die soziale Gliederung. Diese beiden Tatsachen, diese wahren Lebensgesetze der Kulturentwicklung werden aber direkt mit Füßen getreten. Früher saßen da die kleinen Häuptlinge, sprachen Recht nach

alten Sitten, es war ein ungestörtes einheitliches Bild. Heute siedelt sich vielleicht in der Nähe eine Faktorei an. Der Faktoreichef tritt nun natürlich neben alle diese Häuptlinge. Er schlichtet nun alle kleinen Streitigkeiten. Natürlich tut er es nicht nach dem Eingeborenenrechte, das er nicht versteht, sondern er tut es im besten Falle nach seinem europäischen Rechtsgefühl, das in sehr, sehr vielen Punkten der Eingeborenensitte widerspricht, wodurch ein Dilemma hervorgerufen wird, welches durch die sehr häufigen Mißverständnisse, entstanden durch mangelhafte Sprachkenntnis, noch verschlimmert wird. Dann spricht der Kaufmann auch noch von „Bulamatari" (Kongostaat), der sie strafen würde, wenn sie nicht artig wären. Vor Bulamatari herrscht im größten Teile des Landes eine furchtbare Angst, aber gar kein Zutrauen zu seiner Gerechtigkeit; und das beruht nicht etwa darauf, daß der Staat besonders ungerecht ist, nein, der Grund hierfür ist, daß die Eingeborenen nie etwas von Bulamatari gesehen, aber in seinem Namen sehr viele Drohungen gehört haben. Dazu kommt, daß der Eingeborenenname für die Soldaten des Kongo-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

staates „Pumbulu“ ist, d. h. Hyäne, was zwar die meisten Agenten nicht wissen, wenn sie sagen: „Paßt auf, daß Bulamatari mit seinem Pumbulu nicht kommt!“, was aber einen sehr schlechten Eindruck auf die Zuhörer macht. Denn Hyänen hat man auch in Afrika nicht gern in seinen Dörfern. — Kurz und gut, trotz alles besten Willens wird das Eingeborenenrechtsgefühl zerstört und die Autorität der Eingeborenenhäuptlinge untergraben. Das ist der Anfang der Entsittlichung.

Dann zieht aber mit den Agenten auch das Stationsgesindel ein. Und das Stationsgesindel repräsentiert die größte Gefahr für die Kultur der Eingeborenen. Es ist jener Typus von Leuten, der im Mittelalter den marschierenden Heeren folgte und der sich überall da einstellt, wo große Kraft große Erfolge erzielt, und wo nun dieses kleine Lumpenpack im Dunkeln Kleinigkeiten fischt. Es sind alte Frauen, die auf den Dampfern mitfahren, alte Boys, „Haushälterinnen“ der Weißen, „erprobte Nachtwächter“ und dergleichen. Ueberhaupt die Dampfschiffe sind die großen Wege der Entsittlichung. Das Stationsgesindel repräsentiert

das weit Gereiste, Wissende, Schwatzhafte. Es ist fürchterlich, was man am Feuer abends hören kann, wenn diese Leute Schauerdinge vom Europäer erzählen. Es naht sich auf diesem unscheinbaren Wege dem naiven Volk die Untergrabung der Autorität, die Erziehung zur Verlogenheit, die dem Neger so nahe liegt.

Wenn solche Station auf einige Jahre Arbeit zurückblickt, dann sind die fundamentalen sozialen Einrichtungen der alten Zeit vernichtet. In lauernder Gier hat der Eingeborene es gelernt, kleinen billigen Erfolgen nachzulaufen. Kein großzügiger Handel ist ins Land gekommen, sondern die Zersetzung des Alten. Ich wiederhole: niemand kann zweien Herren dienen. Die Grundlage aller Kultur ist soziale Gliederung.

Nun wäre die Frage zu beantworten, in welchem Punkte denn schwere Verfehlungen gegen die Forderungen der Eingeborenenpolitik ins Auge fallen. Und da habe ich vor allem das eine zu betonen, daß es im Sinne der Eingeborenenpolitik nur zwei Möglichkeiten gibt, welche eine gesunde Eroberung eines neuen Gebietes bedeuten: Entweder der Staat geht voran und wacht überall darüber, daß nach einem be-

stimmten Gesichtspunkte die Umwälzung der Dinge vorgenommen wird, so daß direkt an Stelle der eingeborenen Häuptlinge die Staatsgewalt der neuen Kolonialmacht tritt. In solchem Falle mag die Ausnutzung einer konzessionierten Gesellschaft überlassen werden. Es muß aber Sorge dafür getragen werden, daß der Staat diese Industrieschulen unterhält und die Entwicklung großer Handelsplätze der Eingeborenen fördert. Oder aber es kann ein Gebiet vom Staate dem freien Handel eröffnet werden. Dann können sich unter Mitarbeiterschaft der betreffenden Kolonialmacht gesunde republikanische Verhältnisse entwickeln, dann muß der Staat Industrieschulen anlegen und dem Handel fällt ohne weiteres die Aufgabe zu, die Handelsplätze zu schaffen.

Diese beiden Forderungen müssen gestellt werden. Wenn ich von der Erziehung des Negers spreche, dann meine ich nicht, daß er anfangen soll mit dem Erlernen von Schreiben und Lesen. Das sind Dinge, die wir auch in Europa so spät von Volkswegen gelernt haben, daß die meisten Staaten heute noch genügend Analphabeten aufweisen. Man soll

da anfangen, wo die Eigenart der Rasse Anhaltspunkte gibt. Und da kann ich sagen, daß nach meinen Studien und Beobachtungen und vor allen Dingen nach meinen Experimenten — um nur eins zu erwähnen — die Neger Westafrikas in wenigen Generationen den größten Teil der Holzwaren und Schnitzereien würden produzieren können, den heute die Welt benötigt. Der Eisenreichtum Westafrikas würde es ermöglichen, Kunstschmiedeartikel zu fabrizieren. Die wundervollen Faserungen bestimmter Produkte tropischer Wälder würden gemeinsam mit der billigen Negerarbeitskraft mit Leichtigkeit große Erfolge auf dem internationalen Industriemarkt erzielen.

Habe ich das Einsetzen der Staatsgewalt und Erziehung und eine vernünftige Schulung als erste Forderung bezeichnet, so bringe ich als zweite die Erklärung, daß im Kassai-Gebiet so viel wie nichts, ja man kann sagen garnichts für die Förderung des Eingeborenenverkehrs getan wird. Man vergleiche, was die verrufenen und berüchtigten Araber in diesem Punkte im Sudan und in Ostafrika geleistet haben. Das Resul-

tat ist großartig, und es gibt manche Kolonialmacht, die sich schämen muß, wenn sie dieses sieht. Es wird kaum ein Weg gebaut. Wir haben es erlebt, daß der aus dem Süden kommende Kautschuk durch einen zwei Stunden langen Sumpf geschleift wurde. Es war der offizielle Weg. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, eine Brücke zu schlagen. Verkehrswege schaffen den Verkehr und Handel; das ist ein uraltes Gesetz. Aber um den Eingeborenenhandel, den Handel der Eingeborenen untereinander, der nach neuen und wachsenden Werten, nach Besitzzuwachs strebt, kümmert sich hier kein Mensch, nicht Kompanie, nicht Staat. Es ist überhaupt schlimm, daß diese konzessionierte Gesellschaft in solch großer Unabhängigkeit vom Staate handeln und wandeln kann, wie es der Augenblick erheischt und wie es die momentanen Interessen fordern. Es hat da gar keinen Sinn, zu sagen, wie einfach es ist, unter Berücksichtigung der eingeborenen sozialen Verhältnisse auch die Kautschukproduktionsarbeit zu vervielfachen, denn der größte Teil der Agenten würde es kaum verstehen, und die Kompanie kann mit dem momentanen Nutzen zufrieden sein. Ob die

sozialen Gebilde zerstört werden, ist ihr gänzlich gleichgültig.

So wie das ganze System heutzutage der Schöpfung des Kongostaates widerspricht, so ja auch natürlich jede Einzelheit. Für den freien Handel wurde er geschaffen und konzessionierte Gesellschaften „exploitieren" das Land. Der arme Kaufmann, der da oben Handel treiben will, fällt einem Staatsprozeß anheim, der ihn all sein Gut kosten kann. Es ist der wahre Segen, daß jetzt überall öffentlich sowohl als besonders im stillen Verhandlungen gepflogen werden, wie dem jetzigen Zustand abgeholfen werden könne. Bei dieser Ueberlegung wird natürlich das Fragennetz der Eingeborenenpolitik eine große Rolle spielen, denn aus „Humanitätsrücksichten" hat ja Leopold II. die Anregung zur Gründung des Kongostaates, die unter Bismarcks Leitung bei rückhaltloser Anerkennung dieser hohen Gesichtspunkte auch erfolgte, gegeben.

Wenn ich nun aber auf die Fragen des vorigen Abschnittes zurückkomme, so müssen wir erklären: keine Förderung, eher Entwertung auch auf dem Gebiete der Eingeborenenkultur.

Endlich zurück zum ersten Gedanken dieser kleinen Skizze. Viele denken sich das so einfach: Irgend ein europäisches Land pflückt so eine Kolonie etwa wie eine Zitrone, preßt den Saft heraus und wirft die Schale fort. Derartige koloniale Zitronenpresserei können sich mehr oder weniger private Kapitalisten leisten, aber eine Kulturmacht als solche vermag die Verantwortung für solche Art nicht zu tragen. Persönlich gebe ich der Hoffnung Ausdruck, daß vorstehende Anregungen für das Land, in dem ich so lange arbeiten konnte, von Wert werden möchten.

7. Nigerreise.*)

(ZWEITE REISE.)**)

(1908.)

1. Auf der Ausgangsstation am Niger; Arbeit und Arbeitsstudium; Arbeit der Sudaner. — 2. Epenforschung in Mopti am Rande Farakas.

Die erste Reise im Sinne der Forschungsexpedition war abgeschlossen. In erfreulicher Weise waren Notizbücher und Skizzenhefte gefüllt; manches war noch im Unreinen, vieles

*) Aus: „Auf dem Wege nach Atlantis; Bericht über den Verlauf der zweiten Reiseperiode der D. I. A. F. E. in den Jahren 1907 bis 1910". Charlottenburg; Vita, Deutsches Verlagshaus. 1911. S. 50—58; 219—223. Das erste Stück behandelt das Leben in Sans-Souci, meiner Forschungsstation in Bamako, der Metropole des westlichen französischen Sudan, u. zw. am Niger, das zweite eine Seite unserer Tätigkeit in Mopti, einer alten Eingeborenenstadt am Rande des Kulturbeckens Faraka. Die Assistenten der Expedition waren Dr. ing. Hugershoff und der Kunstmaler und Zeichner Fritz Nansen.

**) Die zweite Reise (1907—1909) führte zunächst vom Senegalgebiet zum oberen Niger und nach

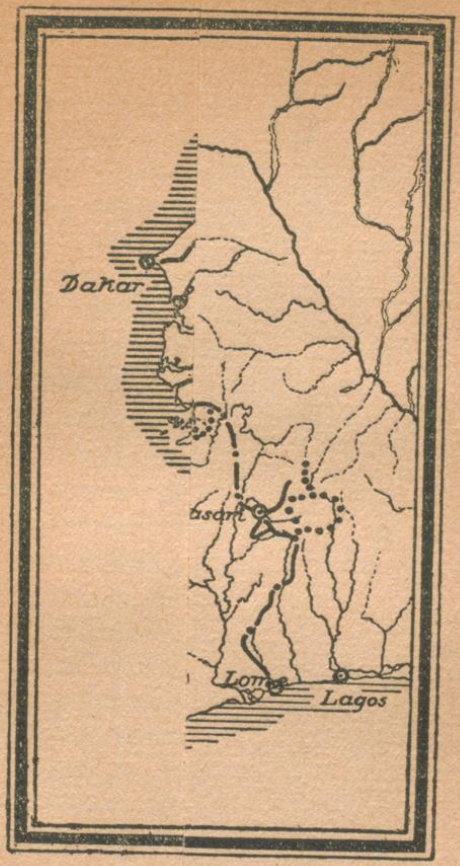
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schon ausgeführt, das Ganze machte aber jenen Eindruck der Verworrenheit, den auf der Route eingeheimstes Material immer hervorruft. Gar mancher Reisende ist mit derartigen zusammengerafften Aufzeichnungen heimgekehrt, hat daheim die Arbeit des Ordnens vorgenommen und dann mit Schrecken gesehen, wie „fast zufällig aufgerafft" solche Ergebnisse ausschauen. Daher hört man so oft den Ausruf: „Wenn man nach Europa heimgekehrt ist, muß man ordnen und dann noch einmal in das gleiche Gebiet zurückkehren, um das Fehlende zu ergänzen." Mehr oder weniger wird es jedem so ergehen, und je sorgfältiger später durchgearbeitet wird, desto mehr Lücken werden gefunden werden. Immerhin sollte ein Zurückkehren zum notwendigen Ergänzen nicht in Frage kommen. Es muß ein

---

Liberia, dann hinauf nach Timbuktu und in südlicher Richtung Togo von Norden nach Süden kreuzend wieder zur Küste. Hauptförderer dieser Expedition waren die Direktoren der Museen für Völkerkunde in Hamburg und Leipzig; auch die wissenschaftlichen Stiftungen beteiligten sich hier wiederum. Bei dieser Expedition wurde zum ersten Male die steinzeitliche Periode des westlichen Afrika eingehend durchforscht.

Anmerkung des Institutes.


Dakar
Lomé
Lagos

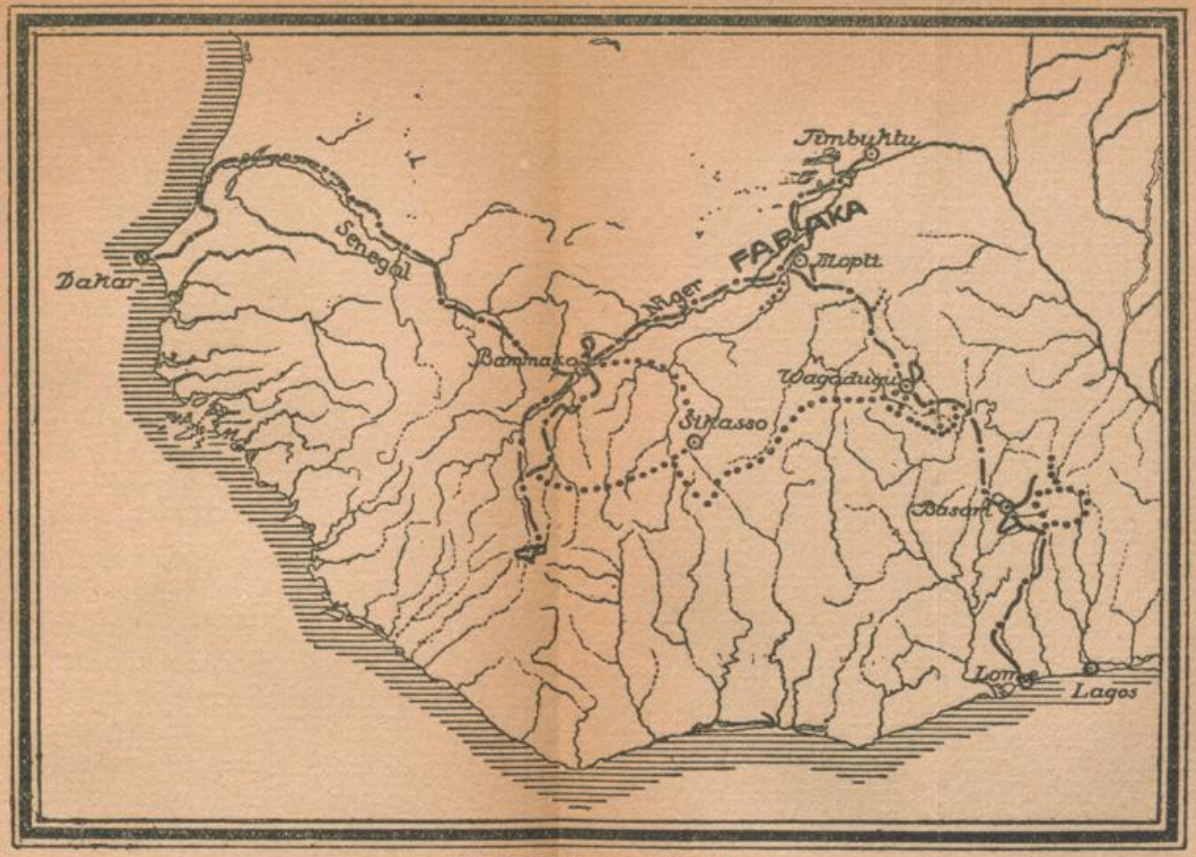


Abb. 2. Skizze zur zweiten Reise.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geschlossenes Werk sein, das heimkommt, — schon wenn es heimkommt, und ein „Zusammenstoppeln", wie es leider allzu häufig stattfindet, sollte nicht in Betracht gezogen werden. Das kann aber der, der so dicke und wohlausgefüllte Aufgabenbücher mit hinausnimmt wie wir, nur dann erreichen, wenn er von Zeit zu Zeit sichtet und in Ordnung bringt. Bitte, langweilen Sie sich nicht, verehrter Leser oder Kollege, wenn Sie einen Hinweis auf diese Tätigkeit in meinen Reisewerken öfter finden.

Also Ordnen und Sichten der Aufzeichnungen und Skizzen. Danach begann das Ergänzen. Mehrmals am Tage wurden Bammana unter meinem Dache versammelt und ausgefragt. So manche Ergänzung zu meinen Erfahrungen über die Tänze der Bewohner Beledugus wurde mir da zuteil, und somit war ich nach dieser Richtung für das entsprechende Weiterstudium im östlichen Bammanagebiet sehr gut vorbereitet. Größere Schwierigkeiten aber bereitete mir die Verfolgung der historischen Erinnerungen der Völker. Vereinzelte Angaben hatten ja schon die älteren französischen Reisenden beigebracht. Der Charakter ihrer Nachrichten ließ mich

aber vermuten, daß darin nur Stückwerk und nicht die Berichte selbst wiedergegeben seien. Es drängte mich, einige Originalberichte zu erlangen. Fraglich war es mir natürlich, ob es gelingen werde, Wesentliches aufzufinden; denn ich mußte mir immerhin sagen, daß ich nur kurze Zeit unter diesen „legendarisch", wenn nicht historisch denkenden Völkern weile und so an irgendeine Vollkommenheit in diesem Studium nicht denken dürfe. Aber eine Probe wollte ich hören. Also nur eine Probe!

Zunächst sandte ich Karimacha auf die Suche. Wurde nichts. Ich sandte Mballa, Nama, ja Nege. Keiner fand etwas. Man brachte mir Leute, die niedliche kleine Legenden erzählten, aber die Region der historischen Ueberlieferungen blieb mir ein gänzlich verschlossenes Gebiet. Ich hatte den Anfang mit der Suche schon in Kayes gemacht. Vor dem Aufbruch nach Kumi wurde es nichts. Auf der Kumireise selbst ward es auch nichts. Jetzt, während meines zweiten Aufenthaltes in Bamako, mußte es gelingen. Aber wie das anfangen? — Nun, es gelang auf eine sehr originelle Weise. Ich wußte, daß unsere sämtlichen Boys, Kapitas

(Kolonnenführer), Interpreten, also der ganze Stab und die ganze Arbeiterschaft aus Horro und Numu, aus Vornehmen und Industriellen bestand. Eines Tages engagierte ich den Boy Kalfa, der angab, ein Kuloballi zu sein. Einige Stunden nachher kam aber Karimacha verächtlich lachend zu mir und erklärte, dieser Knabe tauge nicht viel für uns; denn er habe eine Mutter, die eine Dialli (also aus der Bardenkaste) sei. Wenig später erschien Nege und sagte mit etwas verlegener Miene, ich solle nur Kalfa entlassen, denn es werde Streitigkeiten in der Kolonne geben, da dieser Bursche „nur" ein Dialli sei und die andern Mitglieder des Stabes nicht gerne mit ihm aus einer Schüssel würden essen wollen.

Sobald ich das hörte, entstand in meiner schwarzen Ethnologenseele ein recht schöner Plan. Ich erklärte, daß ich mir die Sache überlegen wolle, und ließ sie damit auf sich beruhen. Nun war unter meinen jugendlichen, allabendlich erscheinenden Geschichtenerzählern ein junger Mann, der ein echter, reiner Dialli war. An diesem Abend, als alle zum Geschichtenerzählen bei mir versammelt waren, fragte ich diesen

Knaben in Gegenwart des rund herum hockenden Stabes, ob er in meinen Dienst treten wolle, um Geschichten zu sammeln und vorzutragen. Der Junge sagte: „ja!“ Ich setzte hinzu, er solle heute nach Hause gehen und mit seiner Mutter darüber sprechen. Am andern Tage solle er um zehn Uhr wiederkommen und man könne dann weiter darüber verhandeln. Der Knabe ging. Meine Leute sahen mich mit Erstaunen und Verwunderung, ja mit Entsetzen an. Sie mußten sich ganz folgerichtig sagen, daß dieser Schritt, den ich vorhatte, irgendeine ganz besondere Veranlassung haben müsse, da sie mich doch gerade an diesem Tage darüber unterrichtet hatten, daß sie nicht einmal einen Diallimischling unter sich sehen wollten. Es mochte wohl auch eine gewisse Ahnung in ihnen dämmern. Natürlich kümmerte ich mich nicht um ihre Mienen, sondern ging zu Bett. Wohl aber hörte ich noch lange bis in die Nacht hinein aus Neges Haus ein Rechten und Sprechen und heftiges Parlamentieren, wobei der Name „Dialli“ oft genannt wurde. Am andern Morgen erschien der junge Dialli pünktlich, ebenso pünktlich trat aber auch Nege an

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und fragte, weshalb ich diesen jungen Mann engagieren wolle. Sehr ernst erwiderte ich dem Guten, ich hätte, seit ich angekommen und seitdem er mir selber gesagt habe, daß es früher ganz anders hier gewesen und dies Alte im Gedächtnis der Dialli aufgespeichert sei, oft nach einem Dialli gefragt, der die alte Geschichte kenne. Ich hätte aber keine Auskunft erhalten. Nun wolle ich diesen Jüngling anwerben, um Beziehung zu dieser Kaste zu erhalten. Prompt erfolgte die zweite Frage: „Willst du auf den Jungen verzichten, wenn ich dir einen alten Dialli bringe, der alles weiß und dir erzählen wird?“ Antwort: „Ja!“ — Punkt ¾11 Uhr hielt der alte Barde Korongo aus Segu bei mir Einzug. Rechts und links von ihm nahmen Karimacha und Nege Platz, und dann begann Korongo zu erzählen: „Von Uranfang an“ — erzählte er, erzählte, erzählte! Mittendurch nahm ich in einer Pause ein schnelles Gabelfrühstück und Kaffee ein und ließ dem edlen Sänger auf seinen Wunsch Schnaps vorsetzen. Dann ging es weiter bis zum Abend. Da konnten wir alle nicht mehr, und Korongo war infolge häufiger Auffüllung von Absinth vollkommen be-

trunken. Leider hatte er noch Geistesgegenwart genug, ein Honorar von vierzehn Franken zu fordern. Das ging nun so Tag für Tag.

Erst war ich mir nicht recht klar, was das bedeuten solle, was da der edle Sänger mir verriet. Ja, ich mißtraute anfangs sogar seinen Versicherungen und Berichten. Denn er hub nicht nur mit einer „Ode auf den Schnaps" an, sondern bekräftigte die Behauptung, daß er „das alles" wissen müsse, damit, daß er auf seine, allerdings recht alte Gitarre hinwies. Diese Gitarre, betonte er immer wieder, habe er dem größten Dialli, der je gelebt habe, nämlich dem Führer der Dialli in Segu, schon vor zwanzig Jahren gestohlen. Deswegen habe er aus Segu fliehen müssen, und deswegen könne er dahin nie wieder zurückkehren. Deswegen wisse er aber auch „alles" sehr gut, denn sein Meister habe alles gewußt, und diese Gitarre stamme von seinem Lehrer in Segu. — Diese in schöner Negerlogik vorgetragene Nachricht befestigte nicht das geringe Zutrauen, das ich Korongo anfangs entgegenbrachte. Aber ich ward in angenehmster Weise enttäuscht.

Was Korongo mir von den Stammherren der

Malinke vortrug, das war wahrhaft prächtige, echte, alt-mythische Historie, die teilweise an polynesische Traditionen, teilweise an biblische Geschichte erinnerte. Es war wundervolle Wandersage, in der mythologische Vorstellungen sichtlich mit historischen Erinnerungen verknüpft waren, ein Produkt, das wir Ethnologen als Goldkörner der Wissenschaft nicht hoch genug schätzen können. Und wie wuchs dann mein Erstaunen, als am fünften Tage der Bericht über die Sage der Soninke begann. Darin war manche Tiefe und Größe der Auffassung, manche Klarstellung der Vergangenheit, Volksauffassung und Volkssitte enthalten, die Licht nach allen Seiten verbreitete. So merkte ich denn, daß die französischen Reisenden nur das Datenmäßige der Wiedergabe für wichtig erachtet hatten, oder aber, daß ihnen nie der ganze Bestand vorgeführt worden sei. Das, was ich da aufzeichnen konnte, war wunderbare Weisheit, und ich beschloß, dieser Sache noch mehr Zeit zu opfern, als ich vorher gewollt hatte. Ich werde nachher zu berichten haben, wie dieser Fund meine ferneren Reiseabsichten beeinflußte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zunächst war allerdings nicht an ein so schnelles Abreisen behufs Weiterführung der Kolonne, wie anfangs beabsichtigt, zu denken. Als ich von Kumi nach Sans-Souci zurückkam, fand ich meine kleine Station in einem nicht sonderlich guten Zustande vor. Die Ecken und Winkel waren verschmutzt, die Wände der verschiedenen Häuser mit Termitengängen bedeckt. Auch in Kisten und an Kofferwänden hatten sie sich angesiedelt, und außerdem fehlte, nach dem muffigen Geruch zu schließen, ein kräftiger Verkehr mit Wasser und Besen. Die ganze Station machte etwa den Eindruck eines Dornröschenschlosses, in dem während langer Zeit kein wirkliches Leben mehr pulsiert hatte. Und dieser Eindruck ward verstärkt, als ich, über den toten Hof reitend, vor dem Hause des Doktors anhielt und abstieg. Der da herauskam, der — fast hätte ich gesagt: alte — Mann mit den eingefallenen Wangen, mit den matten Augen, aus denen nur flaue Blicke herausflatterten, der Mann mit der gebückten Gestalt und dem schleifenden Gange, der kam mir vor wie einer, der lange Zeit in einem Zauberschlosse vertrauert hatte, ein Mann, der ausgegraben

wurde, aber nicht wie der frische, tatenlustige kleine Hugershoff, an dessen frischer Hoffnungsfreudigkeit sich in Berlin alle Welt ergötzt hatte. Das halbeingesunkene Zelt, der scheinbar alternde, blasse Doktor, der träumerische Schmutz, — das paßte vorzüglich zueinander, und ich mußte gleich einmal aufseufzen. Da galt es ja schleunigst zu reparieren und aufzuräumen, in diesem Mann und in dieser Station, und das nahm meine Zeit gehörig in Anspruch. Mein kleiner Doktor war im wissenschaftlichen Uebereifer — das war mir nach fünf Minuten Unterhaltung klar — verbüffelt.

Na, da wurde denn natürlich die kleine Welt, die uns umgab, etwas umgekehrt, so daß das Unterste zu oberst, das Oberste zu unterst kam. Bei dem einfachen Ordnungschaffen ließ ich es nicht bewenden. Alles, was in den Häusern lag und stand, kam ins Freie; die Mauern wurden abgekratzt und innen mit einem Putz, aus Lehm, Asche und Petroleum gemischt, überzogen. Mußte ich doch daran denken, daß ich in einigen Wochen für etwa ein halbes Jahr nach dem Innern abreisen wollte, daß die Station dann als Magazin, und als solches vielleicht auch in

der Regenzeit, aushalten sollte. Da mußte gründlich vorgesorgt und von oben bis unten alles aufgefrischt, gegen Termiten und Nässe geschützt werden. Einige Häuser sollten außerdem mit Tür- und Fensterverschluß versehen und einige provisorische Bauten für Nansen und mich überhaupt neu errichtet werden. Arbeit genug für einen halben Monat, in dessen Verlauf außerdem noch umfangreiche ethnologische Arbeit zu erledigen war.

Mir ward die Leitung der Arbeit zunächst durch meine Unkenntnis der Arbeitsweise der Sudanneger erschwert. Daß die Leute ganz anders funktionierten als die West- und Zentralafrikaner, war mir schon während der Reise nach Kumi klar geworden. In welcher Weise aber die Unterschiede ausgenützt, die Einwirkungsform auf die Menschen umgeändert und Ansprüche herauf- oder herabgesetzt werden müßten, das konnte ich bei dem Umbau der Station Sans-Souci, im Dezember 1907, kennen lernen. Ich habe in dem Werke über die erste Reise der D. I. A. F. E. geschildert, wie ich die Arbeitsweise der Kulineger untersuchte. Es konnte der große Unterschied zwischen

freiwilliger und dienstlicher Arbeit genau charakterisiert werden. In Sans-Souci beobachtete ich die Arbeiter des Hausbaues in Dienstbarkeit, und in Kumi, später nach Kankan zu und andernorts die freien Arbeiter im Hausbau. Zunächst sei betont, daß ich die spielerische Form der Arbeit auch beim freiwilligen Hausbau hier n i c h t wahrnahm, ich habe sie auch bei anderen Tätigkeiten nicht gesehen. Wenn aber der Mussonge, der Muluba, Mujansi webt, dann tut er das eine Zeitlang, nicht allzu lange. Sobald irgendwo etwas im „Dörfli" passiert, wenn zwei sich streiten, wenn irgendwo einer mit Jagdbeute auftaucht, wenn an der Ecke des Dorfes die Hunde sich eine kleine Bataille liefern, also bei jeder Kleinigkeit erhebt sich der „emsige Weber", geht zu dem Spektakulum und ist innerlich so froh über die schöne und nichtige Unterbrechung des Alltagslebens und — der Arbeit, daß er an dem Tage sicher nicht mehr zu der Weberei zurückkehrt, da für die Weiterführung des Stückes ja unendlich viel Zeit übrig ist. Wie anders die Frau dieses Kassaimannes, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein beim Ackerbau, beim Korn-

stampfen, Kochen, d. h. bei zum Teil wirklich sehr anstrengender Tätigkeit beschäftigt ist und dabei noch die Kinder wartet oder ein keimendes Wesen in sich herumschleppt. Diese Frau arbeitet, — sie kann arbeiten. Ich habe die Westafrikanerin als Arbeiterin hochschätzen und achten gelernt, während ich ihrem Manne, dem Westafrikaner, die „Kenntnis der Arbeit", das „Arbeitenkönnen" abstreite. Genau das Gleiche war es seinerzeit im Grunde genommen beim Arbeiten an meinen Stationshäusern, und nur da, wo der Arbeitszwang durch Dienstverpflichtung eintrat, war die Leistung eine bessere. Der Schluß, der hieraus zu ziehen ist, zielt nicht dahin, daß die Frau von Natur besser arbeiten kann, sondern hat dahin zu erfolgen, daß die Frau zur Arbeit erzogen worden ist, und zwar durch eben diesen Mann erzogen, der als Stärkerer durch das schwache Geschlecht die gleichlaufende, wenn auch körperlich anstrengendere Arbeit des Gartenbaues ausführen läßt.

Mit diesem Beobachtungsergebnis verglich ich nun die Tätigkeit des Sudannegers, wie ich sie in den Mandingoländern kennen lernte, und ich fand einen sehr, sehr großen Unter-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schied. Ich sah hier Weber in den Dörfern bei der Arbeit, die fast ohne Unterbrechung, ohne aufzustehen, ihrem klappernden Handwerke vom Morgen bis zum Mittag, vom Nachmittag bis zum Abend oblagen. Mochte irgendwo ein Krawall entstehen, eine große Karawane durchkommen, eintreffen oder abmarschieren, was alles den Westafrikanern willkommene Abhaltung von der „Arbeit" für mindestens ein bis zwei Tage geboten hätte, so störte das den Weber oder den Lederarbeiter oder den Schmied hier nicht im geringsten. Er sah nicht einmal auf und unterbrach nicht einmal seine Tätigkeit. In gleicher Emsigkeit arbeiten die Bauern auf dem Felde, arbeitet alles, was jung und kräftig ist, und nur das Alter hockt stumpfsinnig oder kannegießernd auf den Dorfplätzen, der Galla oder vor den Häusern. Das war für mich als Bauherrn ein ganz anderes Arbeitermaterial. Der Baustoff für ein neues Spitzdach (Stroh, Bambus, Rindenstreifen als Verbandmittel) wurde von 14 Mann in zwei Tagen beschafft und dann an einem Tage verarbeitet. Sie banden das Stroh am Vormittag, bauten das Gerüst binnen drei Stunden am Nachmittag,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deckten es in weiteren zwei Stunden und hoben es am gleichen Abend noch auf das Wandwerk. Achtzehn 2,50 m lange, 25 cm starke Gabelhölzer schlugen 14 Mann in zwei Tagen und lieferten sie am zweiten Tage abends in der Station ab. Man vergleiche damit das Arbeitsergebnis gleicher Art am Kuilu. („Im Schatten des Kongostaates" Kap. 6.) Gewiß waren hier die Instrumente besser, und ein wenig muß auf diese Tatsache Rücksicht genommen werden. Aber damit läßt sich der bedeutende Unterschied in der Leistung nicht erklären. Es kommt noch eine ganze Reihe von Gründen des Unterschiedes dazu. Zunächst ist der Sudanneger kräftiger oder geübter als der Westafrikaner. Das kann man beim Tragen, bei der Handhabung schwerer Werkzeuge und anderem mehr sehen. Es ist das nicht erstaunlich; denn die Arbeit des Ackerbaus hat die Glieder des Volkes gekräftigt, und die Nahrung des Sudan, vorzügliche Hirse, ist nach meiner Ansicht viel vorteilhafter als der bevorzugte wabblige, wässrige Maniokbrei Westafrikas.

Vor allen Dingen aber ist die Arbeitsform der Sudaner eine organisierte, und zwar eine

sehr gut organisierte. Der einzelne Mann ist arbeitsfreudiger, emsiger und williger. Die Arbeit ist etwas Selbstverständliches, nichts Ungewöhnliches. Jeder findet es ganz natürlich, daß alle jungen Männer kräftig tätig sind. Und hierfür habe ich eine Erklärung gesucht und glaube ich eine gute Begründung bieten zu können. Anfangs meinte ich sie in dem Berufe der Hackbauern finden zu können; denn vielleicht war mit dem Hirsebau eine Arbeitserziehung geboten. Aber das ist nicht richtig; denn der Hirsebau, den im Sudan zumeist die Männer betreiben, erfordert weniger Anspannung der Kräfte als der Urwaldgartenbau, der in den Händen der Westafrikanerinnen liegt. Nein, das ist es nicht! Vielmehr glaube ich, daß es der Männerarbeit im Sudan ebenso gegangen ist wie der Frauenarbeit in Westafrika. Dort wurden die Frauen von den Männern erzogen, hier die Männer von fremden Unterdrückern.

Der westliche Sudan ist, soweit es sich um die Mandingoländer handelt, durchweg versklavt.*) Mit Erstaunen ersieht man aus den

*) Diese Ansicht, daß der Drill der Sklaverei zur höheren Arbeitsform des Negers im Sudan

alten, halb heiligen Sagen, daß die edlen Geschlechter der heute teilweise noch im Sudan regierenden Horro (Edlen, Adligen) von Sklaven der alten Könige abstammen. Diese alten Könige repräsentieren aber ein Unterdrückervolk, das heute selbst in den Reihen der Vornehmen aufgegangen ist. Welle auf Welle brach aus der Wüste, ein Herrenvolk nach dem andern über diese Länder herein. Die Gesänge erzählen vom ersten Auftauchen und von gewaltigen Siegen des ersten Reitervolkes. Wir kennen einen Teil der historischen Vorgänge, aber nur einen Teil. Aber dieses uns Bekannte läßt genug von Unbekanntem ahnen. Man denke

---

geführt habe, bedarf zweier Ergänzungen. Zum ersten hat innerafrikanische Sklaverei mit unserer Vorstellung von Sklaverei nichts zu tun. Sie führt zur Pflichtarbeit und nicht zur Zwangsarbeit, ist viel mehr Hörigenschaft, geboten gegen Schutzpflicht, als Fron gleich Ausnutzung der Schwachen. — Des ferneren muß ich meine Ansicht von 1907 noch dahingehend gründlich verbessern, als mir auf den späteren Wanderungen unter den sudanischen Splittervölkern mehr und mehr klar wurde, daß das strenge religiöse Patriarchat als Grundlage der höheren Arbeitsfähigkeit anzusehen ist. Diese prachtvoll erzogenen Sippenvölker wurden erst nach dieser Ausbildung Hörige der Herrenvölker.

an den Tyrannen Samory, der Tausende und Hunderttausende in die Sklaverei führte, — man denke an die Stadt Uassulu, die gar volkreich war und mit einem Schlage leer und vereinsamt wurde, als diesen Sklaven die Freiheit geschenkt wurde. Es war, als sei ein gewaltiger Windhauch über das Land hingefahren und als seien diese Menschen Spreu gewesen, die nun weggefegt ward, — so wirkte die Freiheitsbotschaft.

Die Sklaverei des westlichen Sudan war eine schwere, schwere Geißel. Diese Sklavenkriege haben unendlich mehr Unheil über diesen Teil Afrikas gebracht, als Europa je — soweit wir historisch denken können — erlebt hat, aber immerhin, es war nicht ein Sklavenhandel wie der der Portugiesen in Westafrika, die das Menschenmaterial ausführten und so die Kraft dem Erdteil entzogen, — es war nicht die Sklaverei der Araber Ostafrikas, die ihre Leute nur zu Raubkriegen und Elfenbeinschlepperei, sehr selten aber zum Anbau verwandten. (Wer weiß allerdings, ob sich hier nicht auch im Laufe der Zeit eine günstigere und wertvollere Schulungssklaverei eingestellt hätte, wenn Europa nicht eingegriffen hätte?!) Nein, im

westlichen Sudan ist die Sklaverei zur Völkerschule geworden. Hier hat sie zu einer Form der Organisation geführt, die zuletzt dem Volke von Segen war. Die Schulstunde wurde mit Blut und Schändung bezahlt. Das ist wahr und traurig. Ja, es ist möglich, daß mancher der erbärmlichen und schwächlichen Charakterzüge der Negerrasse auf das Konto dieser Erziehung zu bringen ist. Ich glaube es. Denn die Negernatur ist im großen und ganzen heute eine Sklavennatur. Aber trotz und wieder trotz alledem kam der Segen der Arbeitserziehung über das Volk und in das Land. Die Arbeit ist also heute als eine in diesen Ländern durchaus einheimische und zugehörige Pflanze zu bezeichnen. Diese Völker brauchen den schweren Arbeitszwang nicht mehr, der den Westafrikanern dringend nottut, wenn man sie den europäischen Völkern erhalten will. Denn entweder lernt ein Volk arbeiten oder es geht unter der Kulturwelle Europas zugrunde.

Deshalb sind die Aufgaben der kolonisierenden Völker Europas in diesen Ländern andere als in den Gebieten Westafrikas, denen die Verschreibung des Arbeitszwanges noch zuteil wer-

den muß. Der Sudanneger des oberen Niger hat in der Sklaverei arbeiten gelernt, aber er hat ein gut Teil der Menschenwürde verloren. Das ist es, was ihm wiedergegeben werden muß, und es soll mir eine wertvolle und ernste Aufgabe sein, zu der Lösung dieses Problems einen Beitrag zu liefern. Indem ich diesen Betrachtungen und Gedanken während der Beobachtung meiner Bauarbeiter nachhing, erschlossen sich mir Ausblicke auf ernste Probleme.

Denen, die mit Verwunderung fragen, was mich dazu trieb, hier (in Mopti) so lange in so unbehaglichem Logis zu verweilen, eine Aufzählung der Gründe: Mit Mopti verließ ich das alte Kulturbecken Faraka, das Ueberschwemmungsgebiet des Niger, und kam in die Gebirge. Also war hier voraussichtlich die letzte Möglichkeit, mich mit den alten Kulturen des Westens noch einmal gründlich zu beschäftigen. Vor allem konnte ich hier hoffen, einen tieferen Einblick in das Leben und Treiben der Fulbe Massinas, in ihre alten Wanderungen und vorislamitische Gesittung zu gewinnen. — Zum zweiten galt es, die Expedition, den Zug auf

der Sehne des Nigerbogens vorzubereiten und von vornherein gleich möglichst vollständige Erkundungen über Völker und Wege, Städte und Vergangenheit einzuziehen. — Endlich mußte notgedrungen, um das Gesamte zu vervollständigen, eine Aufnahme der Architektur Djennes vorgenommen werden. Diese letzte Aufnahme vertraute ich Nansen an, der sich in einem großen, gut equipierten, aber wenig gegen die Unbilden der Witterung schützenden Boote auf den Weg machte.

Ich selbst aber vertiefte mich noch einmal in das Studium jener Akten, die in den Köpfen aller Barden leben. Hier in Mopti lernte ich den alten Allei Sangu, einen hinkenden, trunksüchtigen, geldgierigen und über alle Maßen häßlichen Mabo-Barden kennen, einen jener Leute, deren Gedächtniskraft und Wissensreichtum uns schreibkundige Europäer immer wieder verblüfft. Der häßliche Allei diktierte, betrank sich und bestahl mich nach Noten. Es war nicht gerade angenehm, mit diesem Menschen arbeiten zu müssen, aber er zauberte mir ein Gemälde aus dem Boden, wie ich es ohne ihn wohl nie hätte gewinnen können: Massinas Ver-

gangenheit. Er war ein häßlicher, abstoßender Mensch; aber wenn er sang, dann verlor sich dieser Eindruck, und eine gesunde Phantasie konnte ihn leicht als Knappen eines der gewaltigsten Helden des goldenen Ritteralters deuten.

Mopti! Ritterleben! Königspracht!

Die Leser dieses Buches wollen sicher nicht mit leidigen Stichworten abgespeist werden. Sie haben ein Recht darauf, etwas von dem zu hören, was mich hier gewaltig erregte und mich geduldig und freudig in diesem Wanzen- und Flohnest ausharren ließ. Und wie kann jemand, der nur den landläufigen Typus des heutigen Negers kennt, es ohne weiteres verstehen, daß in meinen Akten ebensoviel von Mannheit, Turnierkunst, Waffenklirren, Knappentreue und Frauenschönheit verzeichnet ist wie in jedem Werke über Rittersagen unseres eigenen Altertums!

Die nördlichsten Teile des Sudan, jene Länder, die am Südrande der Sahara liegen und vom Senegal und Niger durchzogen werden, waren nicht immer von Negern bewohnt und waren ebensowenig wie unser Norden stets dem

wirtschaftlichen Drange der Gegenwart unterworfen. Gelbe und rote Leute wohnten hier, und ihre Art hatte nichts Negerhaftes am Körper und im Wesen. Aber nach Süden hin wohnten die Neger in Ländern, die reich waren an Korn und Gold. Und diese Nachbarschaft war das Unglück der Gelben und Roten. Sie zogen hinab und eroberten Schätze und Sklaven, männliche und weibliche. Die männlichen mußten die Felder bestellen, die weiblichen teilten allzuhäufig das Lager der Edlen. Mischvolk entstand. Immer mehr schlug das Negerblut durch. Der Sudan vernigerte, immer schwärzer ward das Volk. Nur wenige „reinere" Familien hoben sich allerorts vom vorherrschenden Gesamttypus ab, und die waren dann nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der Tat die Vornehmen, die Adligen.

Mehrmals ist gelbes oder rotes, dann auch weißes Maurenvolk darüber hingerollt.

Das heutige Sudanvolk ist das Produkt dieses Werdeganges. Es ist ein buntes Durcheinander von Farben und Typen. Das aber, was die Sänger in ihrem Rhythmus festgestellt haben, das ist das in vielen Varianten und Gleich-

nissen, Erzählungen und Dichtungen gewahrte Lied vom Dasein, vom Kampf und Untergang jener edleren Völker, die hier im nördlichen Sudan einst lebten und webten. Manches alte Volk muß hier seinem Aeußeren nach viel Aehnlichkeit mit jenen Aethiopen gehabt haben, von deren heiliger Herrlichkeit uns der alte Diodor so mancherlei Wunderbares erzählt hat. Ihrem Wesen nach stimmten sie aber ganz und gar nicht mit jenen überein, — gar nicht, wenigstens wenn die Schilderungen der alten Herren des klassischen Altertums richtig sind.

Desto verblüffender ist die Aehnlichkeit mit dem Menschentypus der nordischen, der deutschen und der französischen Heldensagen. — Die alte Zeit muß sowohl königliche Helden im Besitz selbsterworbener, großartiger Schätze als arme, hochgeehrte Ritter gesehen haben. Es gab größere Städte und mächtige Reiche. Aber der Schwerpunkt lag bald hier, bald dort. Diese Verschiebungen waren die Ergebnisse der ritterlichen Tüchtigkeit einzelner. Die Mehrzahl der Recken rekrutierte sich aus der Reihe jener Königs- und Fürstensöhne, die nicht das Erbrecht hatten, weil nach dem Tode ihres König-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichen Vaters und Herrn dessen Bruder oder ältester Schwestersohn die Thronfolge übernahm.

Die nicht zur Erbschaft berechtigten Söhne zogen aus. Der Vater gab ihnen Pferde und Waffen, dazu einen alten Hörigen, der in der Sitte wohlerfahren und im Leierspiel bewandert war. So ausgerüstet zog mancher junge Degen aus, bereit, die Wunder der Welt, die noch durchaus eroberbar waren, kennen zu lernen und in edlem Kampfe Belege guter Erziehung, edler Abstammung und persönlicher Kraft zu erbringen. Die Sage weiß zu erzählen von Kämpfen mit wilden Jägervölkern, von der Befreiung einer minnigen Maid, die an den grimmigen Drachen ausgeliefert werden soll, vom Kampfe gegen ganze Reiterscharen. Am liebsten aber weilt sie bei dem klirrenden Zweikampf, und meist schließt die Handlung mit der Eroberung eines Herrschersitzes.

Dieses Volk hatte Charaktereigenschaften, die mit denen eines Negervolkes nichts zu tun haben. Den Ritter ziert vor allem edle Rasse und persönlicher Mut, der ihn auszeichnet vor den nur in der Masse kriegstüchtigen Kasten. Er soll offen, treu und freigeistig sein. Das

Gleiche, dazu edle Sangeskunst und Opfermut bis zum Tode verlangte man von den Knappen. Die Fräulein waren minnig schön. Die Ritter brachen ihrer Geliebten wegen Stadtmauern und Königsrechte. Ueberall herrscht in den Liedern der Preis der persönlichen Liebe. Bekannt war jener Periode das lustige Gelage, und auch das Spielbrett fehlte nicht.

Das Auffallendste bei allen wunderbaren Eigenarten dieser Dichtungen ist für mich die Tatsache, daß die persönlichen Eigenschaften der Helden und Frauen außerordentlich fein beobachtet und beschrieben werden. Dieser Zug fehlt den weitaus meisten Volksdichtungen der älteren Menschheit, und auch der dunkle Mann kennt nur „gut" und „böse", „listig" und „tölpelhaft". Aber hier im Bardengesang des Sudan werden klare Charaktere dargestellt, ehrgeizige, plumpe, feinfühlige, besonnene, feige. Ja, sogar das Erwachen der Männlichkeit, wie in dem Parsivalgesang, finden wir wunderbar geschildert und umschrieben. Ganz besonders schön sind die Ausarbeitungen der Frauencharaktere, auch die Umbildung bestimmter Charaktereigenschaften bei ihnen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alles in allem würde niemand etwas Merkwürdiges dabei finden können, wenn ich eine Reihe dieser alten Kunstwerke unter dem Titel: „Neuentdecktes Heldenbuch der Franken“ oder ähnlich herausgeben würde. Wir fragen gespannt nach dem Urhebervolke. Wer schuf das? Allzu schnell wird heute bei allen höheren Kulturgütern Afrikas auf Asien als Heimatland und auf die Araber als Kulturträger hingewiesen. Im vorliegenden Falle können wir das prompt zurückweisen. Denn Lied und Sang der arabischen Wanderperiode kennen wir. Es mag eher darauf hingewiesen werden, daß am Nord- und Südrande des westlichen Mittelmeeres „vordem“ Völker saßen, deren nördliche Zweige wohl allen Zuschuß zum Kulturgute unseres Mittelalters geliefert haben, während die südlichen Verwandten durch phönizische und arabische Einflüsse wohl ziemlich sicher in die Atlastäler und in den Sudan gedrängt worden sein dürften.

Die Gesänge sind erhalten. Ob auch Nachkommen der alten Barden?

Wenn der Trunkenbold Allei seinen Platz eingenommen und, was oft mühsam genug war,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Weg in sein Lied hineingefunden hatte, dann ward er meist so fortgerissen, daß er singend und spielend seine Umgebung und sich vergaß und, ohne mir die Möglichkeit einer Hemmung zu lassen, den Faden abrollte, bis der Held gefallen oder das Glück von ihm erobert war. Dann funkelten seine Augen. Er stampfte zum Kampfspiel mit den Füßen. Er schluchzte mit dem Sterbenden und strahlte im Siege. Wenn ich solche Sangesentwicklung sah, legte ich Stift und Blatt beiseite, lehnte mich zurück und freute mich, dies Bild genießen zu können. Hatte er geendet, so griff ich wieder nach meinem Gerät und sagte:

„So Allei, — nun wiederhole es mir noch einmal, — langsam, damit Nege den Text übersetzen und diktieren kann!“

8. Kulturgeographische Betrachtung Nordwest-Afrikas.*)

(1909.)

Die drei Zonen. — Werturteile über Kulturen. — Verschiedenartigkeiten in Regionen und Provinzen. — Tiefe der Kulturen. — Kulturzufluß und Isolierung. — Die atlantische Kultur.

Aus dem Vortrage, welchen ich am 9. Oktober ds. Js. die Ehre hatte vor der Gesellschaft für Erdkunde zu halten, möchte ich einige Punkte herausgreifen, welche in geographischer Beziehung von Interesse sind.**) Dabei verweise

*) Erschien in der „Zeitschrift für Erdkunde" zu Berlin 1909.

**) Zur Erläuterung des Vortrages diente außer den Lichtbildern eine im Sitzungssaale veranstaltete Ausstellung einer kleinen Auslese aus dem Tausende von Zeichnungen, photographischen Aufnahmen, Architektur-Aufnahmen, Oelstudien und Routen-Aufnahmen umfassenden Material, welches die Frobeniussche Expedition neben den umfangreichen Manuskripten und den reichen ethnologischen Sammlungen heimgebracht hat. Anm. der Redaktion.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ich auf die spezielle Arbeit, welche in einem Ergänzungshefte von „Petermanns Mitteilungen“ in Bälde zu erwarten ist. In dieser sollen diejenigen Funde und Reiseergebnisse kurz behandelt werden, welche ein Anrecht auf allgemeine Beachtung haben.

Das nordwestliche Afrika umfaßt unter Ausschluß der Mittelmeer-Länder drei Zonen. Wir haben im Norden die Sahara, in der Mitte den West-Sudan, nach Südwesten die Randländer am Atlantischen Ozean, also die Guinea-Küste, nebst den dahinter aufgewölbten Landschaften. Die Expedition hat die erste Zone, die Sahara, nur in einem Punkte berührt, nämlich in Timbuktu. Die zweite Zone haben wir dagegen auf der Reise durch Senegambien nach Bamako, auf der Kumi-Reise, auf der Wanderung durch Liberia und zurück auf dem Marsche nach Timbuktu und nach Wagadugu bezw. durch das nördliche Togo durchkreuzt. In die dritte Zone traten wir nördlich von Liberia ein und erreichten sie dann wieder am Ende der Reise im südlichen Togo.

Schärfere Gegensätzlichkeit, als sie im Wesen dieser Zonen liegt, läßt sich wohl nur in Asien auffinden. Wir haben in der Nordzone die absolute Trockenheit, das Anhaften der Kultur an wenigen, oasenartig verteilten Quellen — dementsprechend eine außerordentliche Triebfähigkeit der in den Wüsten- und Steppenländern sich breit machenden Viehzüchterei. Dem gegenüber der Sudan, in welchem mit der größten Regelmäßigkeit Regenzeit und Trockenzeit abwechseln, in denen einmal infolge der Abflußschwierigkeiten eminente Landstrecken in Lehm, Moräste und Sümpfe verwandelt werden und dann in der nachfolgenden Trockenzeit unter der Dürre seufzen. In der nassen Jahreszeit kann der Mensch und kann das Vieh allenthalben auf Trunk rechnen, in der trocknen dagegen gilt es, sich an die wenigen laufenden Gewässer der Volta-, Niger-, Senegal-Systeme anzuklammern oder aus tief in den Boden geschnittenen Brunnen zu schöpfen. Das ist ein Land großer Fruchtbarkeit, welches bestimmtes Korn, als da sind: Sorghum, Penisetum und Panikum, dann Mais, aber auch Reis bequem und in

üppiger Fülle hervorbringt. Also eine Region der Hackbauern, zwischen denen die Viehzüchter hin und her treiben. Den westlichen Sudan, der die eben geschilderten charakteristischen Eigenschaften aufweist, gliedere ich in zwei Teile, in das westliche Mande-Plateau, welches das Niger-Quellgebiet und den Niger-Oberlauf und die Senegal-Oberlaufländer umfaßt, und in das Mossi-Plateau, welches, weiter nach Osten gelegen, etwa das eigentliche Volta-Becken repräsentiert. In dieser Zone sind bestimmte, die Plateau-Eigentümlichkeiten durchbrechende Landschaftsbilder nicht selten.

Im großen und ganzen strecken sich die mächtigen Sandstein-Laterit-Bänke, durch Abflußtäler wenig modifiziert, d. h. abgestuft, in unsympathischer Weise gleichförmig und das Auge des Wanderers ermüdend aus. Je weiter man von Norden nach Süden vorrückt, desto näher treten lichte, der Küste parallel laufende Bodenwellen hervor, und in der Aufwölbung des Westrandes begegnet dem Wanderer häufig das Bild halbkugelig zugeschliffener Granitkuppen. Diese Granitkuppen spielen kulturgeographisch keine Rolle. Eine um so größere da-

gegen die Tafelberge, welche von Futa-Djallon nach Nordost und Osten reichlich erscheinen. Da sind z. B. die eigenartigen Sandsteine, Tafelberge, bei Bafulabe, dann auch solche im Nordwesten Bamakos, weiterhin diejenigen von Kulikorro, im Norden der letztgenannten Stadt, welche ganz unverkennbar den Erosions-Charakter tragen. Am berühmtesten wurden diese Berge durch meinen deutschen Vorgänger, den großen Reisenden Dr. Heinrich Barth, der im Süden Timbuktus und des Niger-Bogens den Namen „Homburri-Berge" festlegte. Diese Homburri-Berge repräsentieren aber nicht nur das Ergebnis intensiver Erosion, sondern hier finden wir auch eine Verwerfung, welche höchst wichtig ist. Da ist die von den Franzosen als Falaise bezeichnete Stufenwand, die sich etwa von Kani-Bonso nach Homburri hinzieht, die aber nach Osten hin noch in einen Graben zu verlaufen scheint, aus welchem der Koruol-Fluß sich bei Dunsu in den Niger ergießt. Es ist typisch, daß in den von mir besuchten Westländern alle Tafelberge und wesentlichen Sandsteinerhebungen nördlich von der Falaise liegen, während nach Süden hin kaum ein

einziger Brocken angetroffen wurde, daß fernerhin im Tale des Koruol vulkanische Gesteine gefunden wurden. Aber nicht nur hier, sondern auch am Nordrande der Nord-Guinea-Aufwölbung finden sich solche Sandsteingipfel sowie andere geeignete Schlupfwinkel, welche sämtlich eine hochbedeutsame kulturgeographische Bedeutung haben; es sind die Zufluchtsorte alter, verdrängter Stämme, die für die treibenden Nomadenstämme wenig zugänglich geblieben sind.

Als zweite Ausnahmeerscheinung im öden Sudan-Plateau-Typ muß die eigenartige Landschaft Faraka erwähnt werden. Nachdem nämlich der Niger bei Mopti den Bani aufgenommen hat, beginnt er sich über etwa zwei Breitengrade hin in Kanälen, stehenden Sümpfen und Seen auszudehnen. In der Trockenzeit versiechen die Sümpfe, treten die Seen zurück und nur in wenigen enggeschlossenen Kanälen quält sich der seichte Niger-Strom dahin. Ein ganz anderes Bild dagegen bietet die Regenzeit, in der das Land weithin überschwemmt ist und in welcher Zeit man meinen könnte, über eine mächtige, gewaltige See, über ein Meer hinzufahren,

aus dem grün schimmernde Inseln emporsteigen. Dieses Land Faraka liegt zwischen der Saharastadt Timbuktu und der Sudanstadt Djenne.

Die dritte Zone repräsentiert die Ober-Guinea-Küste und ihr Hinterland. Der außerordentliche Regenreichtum, welcher diesen Ländern ungeheuren Segen spendet und in älteren Zeiten jedenfalls überall gleich üppige Pflanzendecken geschaffen hat, wie wir sie aus dem Kongo-Gebiet während der ersten Reisen gut kennen lernten, charakterisiert auf der einen Seite diese Landschaft, nach der andern aber tritt bemerkenswert die aus Gneisen, Dioriten, Graniten und Sandstein bestehende Aufwölbung des Hinterlandes hervor. Wir haben hier also nicht wie im Kongo-Gebiet weitgestreckte Laterit-Plateaus, die vielfach durch tiefe Täler zerschnitten sind, sondern gebirgiges Land, das mehr oder weniger dicht mit Urwäldern bestanden ist. Bananen und Maniok treten als Nahrung in den Vordergrund; an Stelle des Schi-Butterbaumes, welcher die Fettstoffe im Sudan liefert, erscheinen die Eläispalmen. Das Rindvieh verschwindet und ebenso das hochbeinige Schaf. Die kurzbeinige Ziege

und das schwarze Schwein sind die Haupttypen der Viehzucht. Diese Symptome bedingen das absolute Verschwinden des Nomadismus und andererseits die Entstehung und Erhaltung in kriegsbereiter Abgeschlossenheit lagernder und versteckter Waldstädte. Im Laufe der Jahrtausende haben aber an vielen Stellen der Guinea-Küste die Sudanvölker nicht nur die sicher seit uralten Zeiten wiederholten kriegerischen Einfälle in das Land unternommen, sondern sie haben auch auf wirtschaftlicher Basis eine Umformung hervorgerufen, welche an die Vorgänge erinnert, die wir aus der Kulturgeschichte Italiens so gut kennen. Die Hackbauern sind mit ihrem Korn aber ins Land gekommen und haben die Wälder vernichtet. Wäre das Land ein Laterit-Plateau, wie das Kongo-Land, so wäre dieser Vorgang nur langsam erfolgt und noch nicht so weit vorgeschritten, wie er es in der Tat ist. Wie die Verhältnisse aber liegen, d. h. in den hier vorherrschenden Gebirgsstöcken, in denen der Pflanzenwuchs bei weitem nicht die Vorbedingung zur Haftfähigkeit findet wie im Laterit, wo nicht auf jedem verlassenen Felde sogleich wieder der

Tropenwald aufsproßt, in diesen gebirgigen und steinigen Ländern Ober-Guineas sind vielerorts die Wälder gerade in den Tälern und Abhängen so gut wie vernichtet, und das eigentümlichste Bild pflanzengeographischer Verbreitung West-Afrikas, dessen ich mich erinnere, repräsentiert einerseits mancher Bergstock in Nord-Liberia, andererseits das Kabre-Land in Nord-Togo, in welchem alle Bergabhänge heute durch Terrassen-Anbauten der Ackerkultur gewonnen sind, so daß die letzten Urwaldreste dort erhalten sind, wo sie am wenigsten verständlich erscheinen, nämlich auf den Spitzen der Berge, die den Ackerbauern am wenigsten zugänglich und am wenigsten wertvoll sind.

Damit habe ich im allgemeinen die drei Zonen charakterisiert, und es sei nun auf die Frage eingegangen, welche Kulturteile in den einzelnen Gebieten entsprechend der geographischen Lagerung sich ihre Eigentümlichkeiten noch am besten erhalten haben. Diese Frage erscheint um so wichtiger, als ich während dieser Reise den Eindruck gewonnen habe, als

ob man bislang in Afrika dem Wesen der verschiedenen Kulturtypen, so wie sie durch geographische Eigentümlichkeiten bedingt sind, nicht ganz gerecht geworden sei. Der erste Eindruck täuscht, und er hat auch mich zuerst längere Zeit in Irrtümern gefangen gehalten. Betritt man durch den Urwald schreitend eine Lichtung, in der sich ausgedehnte Plantagen zeigen, denen sich ein sauberes, weit und ordentlich angelegtes Stadtgebilde anschließt, betritt man dann die Hütten, nimmt eine große Zahl von Kulturgebilden wahr, die in allerhand Kunstfertigkeiten gearbeitet sind, erfreut sich dann an der reichen und schönen Kleidung, sieht die würdigen, tätigen Dorfbewohner bei ihren handwerklichen Arbeiten, so gewinnt man den Eindruck einer umfangreichen und erfreulichen Kultur. Hat man dagegen eine Wanderung in der Wüste zurückgelegt, stößt auf ein Zeltlager, welches mehr oder weniger liederlich angelegt ist, eine Wohnstätte, die flüchtig errichtet, dem flüchtigen Wanderleben angepaßt ist, sieht man die schmutzigen Leute in ihrer abgebrauchten Kleidung und kommt zu dem Schlusse, daß außer den Viehherden nicht recht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

besonderer Kulturschatz hier zu erwarten sei, so ist man geneigt, die Viehzüchter der Wüsten und der Steppen in einen verhältnismäßig niederen Kulturbereich zu versetzen. Dieser Eindruck ist entschieden falsch. Die Schlußfolgerung, derzufolge wir die beiden Gegensätze konstruieren, hier kulturreicher Plantagenbauer des Waldes, dort kulturarmer Nomade der Steppe, ist falsch, dieser Gegensatz existiert in Wahrheit nicht. Schon ältere Ethnologen — ich verweise auf Hahn und Schurtz — haben die niedere Stellung, die Tiefschiebung des Nomadismus zu verändern gewußt, indem sie darauf hinwiesen, daß der Nomadismus nur eine Verwilderungsform der Kultur repräsentiere. Es wird mir aber eine wichtige Aufgabe sein, in Zukunft mit Energie und an der Hand umfangreichen Materials den Beweis zu erbringen, daß die Steppen-Nomaden im Gegensatz zu dem äußeren Eindruck eine t i e f e r e Kultur besitzen als die Gartenbauer der Wälder.

Es ist das ein kulturgeographisch so wichtiges Moment, daß ich diese Erkenntnis als einen der wichtigsten Erfolge meiner bisherigen Reisen hinstellen muß. Es ist sehr bedauerlich, daß

die Mittel noch nicht flüssig gemacht werden konnten, um durch Wiedergabe des gesamten Materials den Beweis als Erkenntnis festlegen zu können. Ich möchte doch aber an dieser Stelle in einigen Sätzen die Quintessenz dessen niederlegen, was sich mir aufgedrängt hat. Ich schildere die beiden äußersten Gegensätze, zwischen denen es natürlich alle Varianten des Ueberganges gibt.

Die Kultur des Plantagenbauern ist eine durch manuelle Tätigkeit geschaffene und fortgeführte materielle; sie ist eine Kultur, die einerseits auf der Frauenarbeit, andererseits auf der im Spieltriebe der Männer fortgeführten Handfertigkeit basiert. Es ist außerordentlich charakteristisch, daß, wenn man ein solches Waldvolk aus einem uralten Versteck aufspürt, es verdrängt, ihm allein seinen Besitz nimmt und es an irgend einem andern Platz ansiedeln will, daß dann der ganze Zauber des wunderbarsten Kulturreichtums verschwunden ist. Ich habe solche Verschiebungen miterlebt. Ich habe Stämme kennen gelernt, die aus ihrem materiellen Kulturrahmen herausgerissen, auf einen neuen Boden verpflanzt wurden, habe die

Unfähigkeit dieser Menschen gesehen, sich ohne weiteres wieder einzufügen. Wenn die Leute ihren Kulturbesitz mitnehmen können, dann haften sie aber fest, dann werden sie brauchbar. Nimmt man ihnen ihre Schätze, so verkommen sie.

Ganz anders der Steppen- und Wüstenmensch. Seine Kultur lebt im Kopfe. Seine Kultur beruht im Wissen, in der Erziehung der Denktätigkeit, im Ausgleich der sozialen Kräfte. Gar manchesmal habe ich während der letzten Reisen die schäbigsten und kümmerlichsten Individuen, die außer einem schmutzigen Kaftan oder elenden Burnus an äußerer Kultur absolut nichts besaßen, in mein Beobachtungs- und Studiengelaß genommen und habe meine Untersuchungsinstrumente angesetzt. Und nicht ein einziges Mal habe ich den Stumpfsinn angetroffen, der die Waldbewohner charakterisiert. Jedesmal gelang es nach kürzerer oder längerer Zeit, mit den Leuten einen Konnex herzustellen, es so weit zu bringen, daß ihr Auge leuchtete, daß dem Munde ein Strom naturgeborener sowohl als ererbter und durch Beobachtung in Besitz genommener Weisheit entfloß. Omnia

mea mecum porto, kann jeder von diesen Leuten sagen. Er hat ein ganz ausgezeichnetes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Natur und Mensch, er hat ein ganz genaues Wissen von den Funktionen der Natur, wenn er die ihm geläufigen Erscheinungen auch häufig in der phantastischsten Weise deutet. Aber er deutet doch, während der Waldmensch nur stumpfsinnt. Unter diesen Steppen- und Wüstenmenschen findet man eine Anzahl von Individuen, welche genau in der gleichen Weise wie wir Europäer ihre persönlichen Interessen haben und ihnen zufolge ganz persönlich ihr Interessengebiet beackern. Der eine weiß genau Bescheid mit der Geschichte der Stämme, der Familien, der Individuen, der andere kennt jedes Käferlein, jeden Schmetterling, jedes Blatt und weiß ganze Geschichten von alledem zu berichten. Der dritte studiert ununterbrochen die Kräuter auf ihre Heilkraft hin, weiß von den entferntesten gleich bestrebten Kennern, hört von ihnen und bildet sich mehr und mehr zum Spezialisten in diesem Gebiete aus. Der vierte ergibt sich Gedanken über das Rechtswesen, und wenn auch heute vielfach und zum größten Teile schon das

Recht der Moslim, das Recht des Kadi Einzug gehalten hat, so wird man unter den Mauren, den Sarakolle, den Tuareg usw. noch eine Unmasse von Leuten finden, welche das Studium der alten Rechtsanschauungen und der alten Rechtssätze weiter betreiben, nicht in der Ausübung als Kadi, als angestellter Richter, sondern als guter Kenner, der in jeder Versammlung der Männer um Rat gefragt wird, weil er es am besten weiß, wie die Sache von den alten Leuten betrieben, angesehen und behandelt wurde. — Da gibt es Leute darunter, welche das Vieh zu beobachten wissen, andere, die genau auf die Sterne achten, andere, die sich durch bestimmte technische Kenntnisse auszeichnen. Das alles aber tritt nicht hervor in irgend welchem erkennbaren oder für den Fremden ersichtlichen Wirken, sondern es ist ein Wissen und ein Können, das im Stamme lebt, als ein großes und starkes, unter der Oberfläche brennendes Feuer. Die Menschen dieser Art kann man verjagen, vertreiben, man kann ihnen alles nehmen, alles rauben, sie halten ihre Kultur und werden sie so leicht nicht verlieren können. Wo diese Menschen hinkommen, da tragen sie

ihr Alles aber mit hin. In diesen verachteten Menschen ist die Kultur tief.

Unter diesem Gesichtswinkel gilt es, die kulturgeographische Lagerung in Nordwest-Afrika zu betrachten. Von diesem Gesichtspunkte aus wolle man das beurteilen, was im folgenden noch kurz zusammengefaßt wird, nämlich den Typus der Provinzen, wie wir sie aufgefunden haben.

Die beiden wesentlichsten Provinzen, welche auf der Reise von 1907 bis 1909 untersucht wurden, sind das Mande-Plateau im Westen, das Mossi-Plateau im Osten. Es ist bekannt, daß um das Jahr 1000 die islamitische Kulturwelle durch den westlichen Sudan von Marokko aus hereingebrochen ist und große Teile des Landes für sich usurpiert hat. Die Provinz, welche am meisten unter diesem Einfluß gelitten hat, ist das Territorium des Mande-Plateaus. Diese Provinz ist nach Norden zu durch die Sahel-Gegend so gut wie offen und in breiter Linie unbedingt zugänglich. Das Mande-Plateau trug in alter Zeit eine hervorragende Kultur. Sie wurde durch diesen Stoß auseinandergesprengt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zwar entstand noch einmal eine kulturelle Zusammenfassung, ein Epigonenland, das Kaiserreich Mali, aber dieses trug nicht mehr die alten Blüten. Als jene Stürme von Norden her hereinbrachen, zuerst Berber, dann Mauren, da spritzte durch diesen Hammerschlag zersplittert das alte Kulturwesen nach allen Richtungen auseinander, und überall da im Sudan, wo ein guter Haftplatz war, lagerten sich Bruchteile des alten Kulturbesitzes nieder. Ein Teil ward der Richtung des Hammerschlags entsprechend nach Süden in die Wälder Oberguineas geworfen, andere Teile flüchteten sich nach Osten, sanken in den Schichten der Gneistäler nieder oder hafteten auf den unzugänglichen Spitzen der Tafelberge im Homburri-Lande usw. fest. Ein Teil erhielt sich im Lande Faraka. Von diesem Schlage hat sich die Kultur des Mande-Plateaus niemals erholt. Es blieb nur ein verhältnismäßig kümmerliches Restlein übrig, auf der einen Seite die Spracheinheit, auf der andern die Tradition.

Ganz anders waren die Verhältnisse auf dem Mossi-Plateau. Das Mossi-Plateau war am besten gegen diese Stürme gesichert durch die

Kultur des Mande-Plateaus, die zwar durch den Einfall der Welle des Islam zerstört wurde, in welchem Zerstörungswerke sich aber dann auch die Kräfte des Islam erschöpften. Das Mande-Plateau nahm infolgedessen die flache Kultur des Westens auf. Nach Norden war das Mande-Plateau geschützt durch die Songai-Reiche. Gefahr drohte diesem Lande nur von Osten her, aus den Haussa-Ländern, die aber doch ihrerseits wieder genügend befestigt waren und dem Islam auch genügende Widerstandskraft entgegensetzten, um als Eingangstor nur einfach passiert werden zu können.

Mit diesem Bilde sind in kurzen Zügen die Vorgänge geschildert, die als Folge der islamitischen Invasion bezeichnet werden können. Dadurch ist der heutige Standpunkt charakterisiert und eine Erklärung dafür gegeben, wieso diese Zersplitterung entstanden ist. Ganz anders nun ist die Frage, welcher Art das Kulturgut gewesen ist, das durch den Islam vernichtet ward und welches weitere wir dem Islam selbst zuzuschreiben haben. Der Islam selbst und seine Gelehrten nehmen alles, was an Hervorragendem und Ungewöhnlichem die Sudan-Menschen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

besitzen, als islamitisch an. Es ist dies ein frecher Diebstahl, wie ihn aber schon so manche Kirche ausgeübt hat. Wir kennen derartige Verdrehungen schon aus dem alten Testament und sehen sie im Laufe der Geschichte häufig wiederholt. Sogar die christliche Kirche hat sich nicht gescheut, die Großtaten heidnischer Götter in Großtaten christlicher Heiliger umzuwandeln. Und so manche schön gelegene Kirche prangt auf dem Platze, auf dem vordem den heidnischen Göttern geopfert wurde. Genau so ist es mit dem Islam. Ich habe in meinem Vortrage auseinandergesetzt, daß nach der Angabe des Islam Timbuktu als Empore des Islam um 1100 gegründet worden sein soll, daß aber unter dieser sogenannten islamitischen Stadt noch eine ältere im Sande ruhte. Genau das gleiche Verfahren wurde in der alten Bardenkunst angewendet. Die alten Helden, über deren Bedeutung uns noch die Etymologie des Namens Aufschluß gibt, sind zu Söhnen Mohammeds gestempelt worden. Es sind Helden, deren historische Fixierung um das Jahr 300 gelungen ist, so daß sie also mehrere Jahrhunderte vor dem Propheten ihr Werk vollführten. Es ist mir zur-

zeit eine wichtige Arbeit, zu untersuchen, welche Kultureigentümlichkeiten der Islam eigentlich nach Afrika und in den West-Sudan getragen haben k a n n, und ich habe das merkwürdige Resultat gezeitigt, daß es so gut wie nichts ist. Die Handelsstraßen sind älter — die Baustile sind älter — die Bardengesänge sind älter —, und das früher blühende Handwerk ist durch den Islam nur zerstört worden. Somit haben wir also die geschichtliche Abschätzung zu ergänzen. Wir können den Islam im Sudan nicht als Förderer der alten Kultur, sondern nur als ihren Zerstörer betrachten.

Das nun, was vordem hier gewesen ist, werden wir einerseits zum Teil auf historischem Wege an die uns bekannte Geschichte anzugliedern versuchen müssen. Auf der anderen Seite werden wir aber diese Anknüpfung immer nur durchführen und die dadurch gewonnenen Anhaltspunkte ausnutzen können, wenn wir die kulturgeographische Lagerung und deren Gesetzgebung im Auge behalten. Nach alledem, was bis jetzt heimgetragen wurde, und nach dem zu schließen, was sich als wesentliches

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Material schon am Horizont zeigt, nach alledem möchte ich annehmen, daß diese Kulturen ein ganz außerordentliches Alter haben. In der Zeitschrift für Ethnologie gebe ich einen Bericht über die Beziehung, die sich historisch mit den Traditionen der alten Aegypter und Phönizier herstellen läßt. Diese Tradition lehrt uns, daß Nordwest-Afrika, das südlich von der Sahara gelegene Gebiet in für uns uralten Zeiten schon eine hervorragende Kultur geborgen haben muß, offenbar dieselbe Kultur, deren letzte Blüten der Islam vernichtete. Unwillkürlich werden wir zu der Frage gedrängt, welches in alten Zeiten das Zentrum, der Mittelpunkt, die Haftbasis dieser Kultur gewesen sein könne. Es ist die Frage dann zunächst nur auf Grund kulturgeographischer Ueberlegungen zu beantworten, und gerade auf Grund dieser Erwägung bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß das Land Faraka als einer der wesentlichsten Ausgangspunkte einer hier heimisch gewordenen großen Kultur in Anspruch genommen werden muß. Die große Zahl gewaltiger Erdpyramiden, welche in diesem Lande ihre roten Häupter in den blauen Himmel strecken und mit ihren

Füßen in einem der ältesten Reisfelder der Erde ruhen, dieses Gebiet Faraka dürfte kulturgeographisch genommen noch nicht der wichtigste Punkt meines Reisegebietes sein. Ich glaube aber und habe die Hoffnung, daß es auf unserer nächsten, abschließenden Reise gelingen wird, diese alte, dem Wesen ältester Hochkulturen so nahestehende Faraka-Kultur recht nahe in Beziehung zu dem Entwicklungsgange historisch beglaubigter Kulturformen zu bringen. Bei Beurteilung dieser Frage darf aber nicht vergessen werden, daß nicht die materielle Kultur dabei in Betracht kommt, von der ich oben sagte, daß sie, nach Süden verschlagen, dort wohl weiter bestehen, sich aber kaum erneuern kann, sondern vor allen Dingen die geistige Kultur, welche noch heute in den Steppen und Wüsten Nord-Afrikas erhalten ist.

Die Erkenntnis dieser Zweiteilung, nämlich: der Erhaltung der geistigen Kultur im Norden und der Verdrängung der materiellen Kultur nach Süden, erachte ich als die wichtigste kulturgeographische Erkenntnis, welche diese Reisen bis jetzt gezeitigt haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Von der Erkenntnis dieser Zweiteilung müssen wir bei der kulturgeographischen Betrachtung ausgehen, wenn die Frage beantwortet werden soll: sind die beiden Kulturtypen, deren nördliche im geistigen Besitz, deren südliche im materiellen Besitz so außerordentlichen Reichtum bieten, miteinander verwandt, und wie ist in solchem Falle die Auseinandertreibung zu verstehen?

Fünf wesentliche Punkte lege ich vor, um die Verwandtschaft zu beweisen:

1. Dem außerordentlichen Reichtum an Traditionen und Märchen im Norden, in den Steppen und Wüsten entspricht ein dem Material und dem ganzen Bestande nach verwandter, aber kümmerlich, sehr kümmerlich degenerierter Rest in den Wald- und Bergländern des Nordens.
2. Klar ausgesprochene, alte Klan-Organisation im Norden, verkümmerte Form im Süden.
3. Das Wesen des Baustils, des Stils der Architektur des Nordens zeigt Formen, die im Süden in umgebildeter Weise noch gut erkennbar sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Der Stil, d. h. die Ornamentik der Geräte, ist in beiden Gebieten derselbe. Es ist der Bandstil, das alte Riemenwerk, das nur im Norden verkümmerte, im Süden aber in wunderbarer Pracht und Fülle erhalten ist.
5. Endlich haben wir bestimmte Waffenformen, die im Norden einfach und schlicht, aber klar erhalten sind, im Süden aber in außerordentlichem Varianten-Reichtum aus überaus zweckwidrigem Material nachgebildet sind; das Wesen dieser Waffen, zumal des Bogens, ist dasselbe. Die zweckwidrige Wucherung infolge des Tastens nach zweckmäßigerer Materialverwendung im Süden ist so auffallend, daß die Entstehung der Typen im Süden ausgeschlossen ist.

Diese wenigen Punkte seien betont, aber ich kann hinzufügen, daß eine außerordentlich große Zahl von mehr oder weniger scharf erkennbaren Uebereinstimmungen vorliegt, so daß die Einheitlichkeit der Verwandtschaftsgruppen trotz ihrer Divergenz als geklärte Tatsache zu buchen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist. Ausgehend von der Feststellung der Einheit fragt dann aber die geographische Kulturkunde nach den Vorgängen, welche den Tatbestand der Differenz verständlich machen. Und da gibt es nur eine entscheidende Antwort, die der Richtungstendenz in der Kulturbewegung Nordwest-Afrikas entspricht, einer Richtungstendenz, die naturgemäß auf geographischen Tatsachen beruht. Diese reiche, schöne, tiefe Kultur muß unbedingt in alten Zeiten vollkommen geschlossen in nördlichen Ländern heimisch gewesen sein. Den gleichen Hammerschlag, den der Islam von Magreb gegen Faraka hin ausgeübt hat, diesen gleichen Hammerschlag muß die Kulturgeschichte dieser Länder schon öfter erlebt haben. Eine ziemlich naheliegende Vermutung ist die, daß in unberechenbar alten Zeiten diese Kultur gar nicht in Nordwest-Afrika heimisch gewesen ist, sondern in Nord-Afrika, an den Rändern des Mittelmeeres, daß sie sich von diesen Rändern des Mittelmeeres aus tiefer nach dem Inlande hin ausgedehnt hat, daß sie aus dem Aufwölbungslande der Westküste Gold und andere Metalle zu schürfen suchte und so eine Verschiebung

nach dem Süden zu annähernd freiwillig vornahm. Möglich auch, daß eine alte Umschiffung Nordwest-Afrikas zu Hilfe kam und eine Ergänzung darstellte. Möglich, daß solche Umschiffung zum erstenmal die Metallquellen Nordwest-Afrikas den Kulturträgern der Nordküste bekannt gab und daß dann erst die Straße durch den Sudan, also auf dem Landwege, aufgesucht, gefunden und festgelegt wurde. Wir dürfen für den Anfang eine Vermutung setzen, um die erste Ausdehnung zu verstehen; wir könnten auch eine weitere Vermutung über den Ursprung dieser sicher mit dem Osten und Norden zusammenhängenden Kultur vorbringen, wollen solches aber für die Zukunft noch aufsparen. Wir begnügen uns damit, ein Verständnis, eine Erklärung für die Ausbreitung der Kultur über Nordwest-Afrika zu finden.

Dann erfolgte der Zerfall, der durch die Unwegsamkeit der Sahara und die Schwierigkeiten der Umschiffung Nordwest-Afrikas gegeben war. Der große Westblock des afrikanischen Kontinents ist durch die Sahara dann kulturell in zwei Teile gegliedert worden. Der nördliche, am Rande des Mittelmeers gelegene Teil empfing

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auch fernerhin Anregung und Befruchtung durch die Mittelmeer-Kulturen, der im Sudan ansässige Teil aber blieb vereinsamt. Er ist nicht nur vereinsamt geblieben, sondern er empfing die Hammerschläge, die zersetzenden, die materielle Kultur zermalmenden Einbrüche, welche in dem Einfall der nomadisierenden, verwilderten Sahara-Völker zum Ausdruck kamen.

Diese Völker der Sahara nun, welche das alte Kulturgut noch lange Zeit hindurch in Oasen bewahrt haben müssen — ich erinnere nur an die eminente Bedeutung von Tichit und Walata! —, waren infolge des überhandnehmenden Nomadentums nicht imstande, die materielle Kultur aufrecht zu erhalten. Aus diesem Grunde schon mußte die materielle Kultur hier auf ein Minimum herabsinken. Aber alte Stickereien, Lederarbeit, manches Restchen der Bronzearbeit und Holzschnitzerei beweisen doch, wieviel hier einst gewesen war. Im Gegensatz hierzu waren die Landesverhältnisse des Südens mit dem reichen Boden und der Menge der Quellen durchaus geeignet, eine Verflachung des geistigen Kulturbesitzes aufkommen zu lassen, wie wir sie sehr häufig bei Völkern finden,

deren Betätigung infolge leichter Ernährung und günstiger Lebensumstände schnell atrophiert. Der Spieltrieb erhielt die Fortpflanzung einer großen Menge materieller Kulturformen. Aber das geistige Band schwand. —

Nachdem ich mich bemüht habe, derart auf geographischer Basis ein Verständnis für den Zustand der Kulturen zu gewinnen, möchte ich aber nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß doch wohl noch ein ziemlich bedeutender Restbestand, man kann sagen, eine konzentrierte Lösung der alten Kulturen-Einheit vorhanden sein muß. Diese Arbeit soll abgeschlossen werden mit dem Hinweis auf diese Reste. Man wird es verstehen, wenn an dieser Stelle — um nicht allzu große Hoffnung zu erwecken — mit Zurückhaltung über das gesprochen wird, was in dieser Hinsicht erkundet wurde. Aber alle Anzeichen, alle Nachrichten über jene Länder, welche auf dieser Reise nicht besucht werden konnten, drängen zu der Ueberzeugung, daß es noch ein Gebiet gibt, in welchem die ganze Einheit jener alten atlantischen Kulturen vielleicht überdeckt, aber doch noch vorhanden ist.

Dieses Gebiet aufzusuchen, ist die Aufgabe meiner nächsten, der dritten und voraussichtlich letzten großen Reisearbeit.

Jene Kulturen der neu aufzusuchenden Provinzen sind überdeckt von jüngeren Kulturschichten, aber nach allem, was ich jetzt schon weiß, darf ich die Ansicht vertreten, das alte Atlantis lebe unter der Schicht des durch Islam und moderne Kolonisationsbestrebungen aufgewirbelten Staubes noch fort. Dieses alte Atlantis darf nicht aufgefaßt werden als ausgerechnet jene Hochburg, die ägyptische Priester dem Solon geschildert haben, aber doch wohl als eine jener Kulturburgen, die nach dem Modell jener Poseidonssprossen errichtet wurden und die sich als die Verkörperung eines der ältesten kulturellen Ideale der Menschheit in solchen fernen Winkel der Oekumene gerettet haben.

9. Atlasländer.*)

(DRITTE REISE.)**)

(1910.)

Oasenarchitektur und Kastenwesen. — Fürsten der Berge. — Alt-Rom bis heute und zum Niger.

Von den drei Siedlungs- und Lebensformen, die ich im Verlaufe dieser Reise kennen lernte, fordert zunächst der Oasentypus sein Recht. Ein deutscher Ingenieur, Herr Bernhard, schloß sich uns an, und wir beschafften uns ein eigenes Gefährt. Der Wagen rollte und schleifte nach

*) Aus: „Auf dem Wege nach Atlantis. Bericht über den Verlauf der zweiten Reise-Periode der D. I. A. F. E. in den Jahren 1907 bis 1910.“ — Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. S. 388 bis 396.

**) Die dritte Reise (1910) ging von Alger aus und führte in das Kabylenland, zum Aures und in die nördlichen Grenzgebiete der Sahara. Die Aufgabe war, die alte Berberkultur durch Untersuchung ihrer Reste an Bodenfunden und Grabformen wieder aufzufinden. Außerdem gelang es, die älteren Architekturtypen festzustellen.

Anmerkung des Institutes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Südwesten hin durch die Oasen Litschina (oder Lichina), Tolga, El-Amri und Doussen bis nach Ouled Djellal und später auf gleicher Straße heimwärts — ein wohl schon oft begangener Weg und doch für mich überreich an allenthalben auftauchenden neuen Eindrücken und Einblicken.

In Litschina empfing uns ein freundlicher alter Scheich, bot zum Frühstück leckere Datteln und führte uns in seine Behausung, wo wir den landesüblichen Kaffee schlürften. Welche Ueberraschung bot mir dann die Wanderung durch die Stadt! Auf Hunderte von Metern hin waren die Straßen überbaut, so daß wir, besonders an Biegungen, vollkommen im Dunkeln tappten. Sicherlich war solche maulwurfsartige Anlage, insonderheit mit Berücksichtigung der mangelhaften Reinlichkeitsbedürfnisse der Einwohner, keine allzu angenehme. Aber dem wandernden Ethnologen enthüllte sich hier eine Eigenart dieser uralten Stadt- oder Siedlungsanlagen, die heute noch vielfach erhalten ist. In östlicher Richtung ist das Bild der überdeckten Straßen bis zur Oase Siwa, in westlicher Richtung bis ins marokko-algerische Grenzgebiet als Re-

siduum aus alter Zeit für mich durch gutes Material erwiesen. Alte Reste fand ich im Aures; bei den Kabylen dagegen sah ich nichts derartiges. Der Kenner europäischer Siedlungsform denkt dabei unwillkürlich an gleiche Erscheinungen im südwestlichen Frankreich und andernorts. Wir aber, die wir zunächst nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen, werden bei diesem Anblick an die wunderlichen archaischen Bauten der Burgbauern im Norden der Guineaküste erinnert, an die „unterirdischen" dunklen Gänge der Bobodörfer, an die in völliges Dunkel gehüllten Untergeschosse der Ssolagehöfte in Nord-Togo.

Und der nächste Rastplatz, der uns die Nacht über bergen sollte, brachte uns eine Erscheinung, die noch viel energischer auf die Stammverwandtschaft solcher Sudankultur mit der am Nordrande der Sahara hinweist. Aus dem Häusergewirr ragt hier ein vierstöckiger Turm auf. Er ist nicht bestimmt, den Menschen Wohnung zu bieten, sondern ist ein Vorratsspeicher. Eine hübsch geschnitzte Tür mit hölzernem Schloß ist eingelassen. Der Turm begrüßte mich wie ein alter Bekannter des Südens. Bis zu der

Form des Schlüssels stimmt er mit seinen Epigonen im Sudan überein. Verdeckte Gänge und Räume und diese Speichertürme zusammengeschmolzen riefen, wie wir wissen, dort den Burgbau ins Leben.

So wie in diesen charakteristischen Sondererscheinungen und Wesenszügen herrscht aber auch in allen anderen Architekturelementen Uebereinstimmung der Merkmale im Süden wie im Norden der Sahara. Jeder Luftziegel der Bammanabauten könnte in Doussen oder Biskra geformt sein, die eigenartige Deckenlagerung Djennes fand ich in einem Torgebäude Ouled Djellals wieder, und die ganze Anlage des Oasenhauses mit tragenden Mauern, stützenden Säulen und Impluvien ist ein Mittelding zwischen dem (wer kann sagen, von wo übernommen) späteren Hause der Römer einerseits und dem Madugu, dem alten Palastbau der Sudanfürsten, anderseits. So liegt in der Mitte eines von Südeuropa bis nach Westafrika ausgedehnten Gebietes das alte Quellenmaterial noch greifbar zutage, ein Material, das uns als Mittelschicht gelten kann zwischen dem, was in Europa unter dem Wechsel der Zeitstürme längst weg-

gespült wurde, und dem, was eine vernegerte Menschheit in die Tropen schleppte, damit es dort, konservativ nachgeahmt, verkleinert und verwuchert, ein stil- und konstruktionsschwaches Dasein friste. Klassische Zeugen, altrömische, aus Afrika stammende Mosaiken im Londoner Museum beweisen aber, daß das Altertum in diesem eurafrikanischen Kulturspeicher gleiche Form aufwies.

Der bei weitem großartigste und imposanteste Eindruck, der uns alle gleichartig und gleichzeitig packte, ward uns zuteil nach unserer Ankunft in Ouled Djellal. Wir waren vor den Toren der Stadt abgestiegen, hatten die Bereitung eines Abendessens besprochen und nun noch Zeit genug, zwecks einer ersten Besichtigung einen kurzen Gang in die Stadt zu unternehmen. Die Sonne war dem Untergang nahe; die letzten vollen Lichtwellen beleuchteten unsere Straße, bis wir den großen Marktplatz erreichten. Durch ein Torgebäude betraten wir ihn, und der Anblick, der sich uns überraschend bot, erfüllte mich mit feierlichem Staunen. In den einfachsten Formen umgaben die nur an einer Stelle gebrochenen Fassadenreihen, gefügt

aus weißgestrichenen Luftziegeln, den Platz, auf dem die würdigen Gestalten der Stadtväter und fremder Kaufleute, in helle, wallende Wollmäntel gehüllt, auf und ab wandelten. Das hellere Licht schied. Tiefviolett wölbte sich das Himmelszelt empor, und nun ragten die hellen Zinnenkrönungen der Fassadenflächen graziös in die farbige Dunkelheit. Zumal die Moschee mit ihrem hohen, spitzen Minarett und ihrem Zinnenkranz über langer Fassadenbahn trat leuchtend hervor, so daß uns diese Formenreinheit und Einfachheit unwillkürlich eine große Aehnlichkeit mit jenem Platz aufdrängte, auf dem früher der alte, jetzt der neue, berühmteste Campanile Italiens aufwächst.

Diese einfache Formenreinheit hat etwas ungemein Packendes. Wir benutzten jede freie Stunde unseres Aufenthaltes in Ouled Djellal, uns an ihr zu erfreuen, und besonders die Wirkung im Dämmerlichte wird niemand, dem der Anblick vergönnt war, so leicht vergessen. Die räumliche Gruppierung dieser Fassadenreihen entspricht dem dem ganzen Stil- und Bauwesen entwachsenen Raumgebot; die Krönung der Fassaden aber ist die mir bekannt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

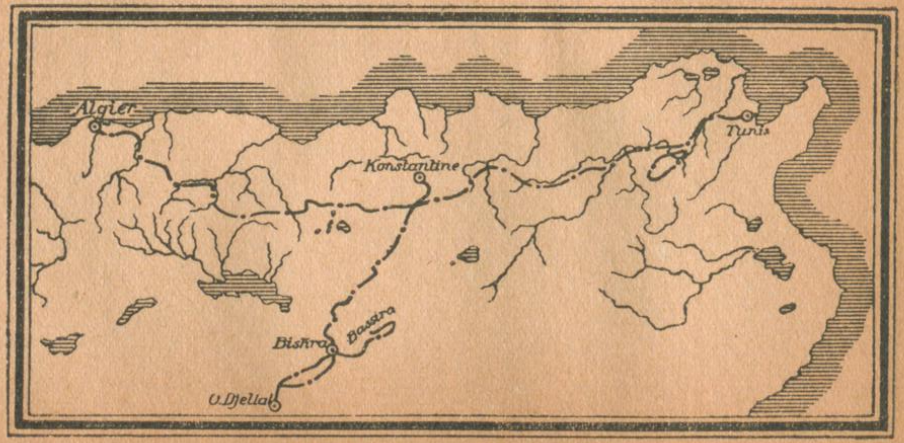


Abb. 3. Skizze zur dritten Reise.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

gewordene zierliche Ausgestaltung der Lehmziegelgruppierung, wie wir sie einfacher, aber im Stil gleichartig auch anderweitig zwischen Siwa und Marokko nachweisen können. Die Ebenmäßigkeit und Schönheit, die wir hier noch erhalten sahen, ist also nichts als ein Rest vorklassischer Kulturbildungen dieser Länder. So oder ähnlich waren demnach wohl auch die Plätze vor den Königshöfen eines Massinissa und in den Städten eines Juba.

Und die entfernten Nachkommen aus so edlem Stamme lernte ich unten in den Städten der sogenannten „Negerherrscher" am Niger kennen. Gar manches ähnliche Architekturbild aus jenem Süden hat sich mir ja eingeprägt. Aber während es dort unten doch immer wieder landfremd und als edler Gast neben dem kleinlichen, vulgären Rundhüttengehöft anmutet, gewinnt man in diesem Nordlande unbedingt das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Boden, Bau, Menschen und Kulturmilieu.

Als ich anderntags in altgewohnter Weise mit einigen alten Herren plauderte — der Sohn des Kirchenfürsten des Ortes hatte uns mit Einführung in die Moschee und durch freundliche

Bewirtung mit den maßgebenden Kreisen in Berührung gebracht —, da kamen wir auch auf Bevölkerungsgeschichte, auf Lebensgewohnheiten und Rassengruppierung in den umliegenden Oasengebieten zu sprechen. Da wurde mir berichtet, daß besonders in südlicher Richtung noch eine ganz reinliche Sonderung zwischen nomadisierenden, reinblütigen, helleren Herrenstämmen und zwischen dunkelhäutigen, ansässigen Hörigen, Ackerbauern und Industriellen aufrechterhalten würde. Diese Hörigen würden Haratin genannt, die helleren, herrschenden, nomadisierenden Berber aber Horr oder Harr. Als ich dies Wort „Horr" oder „Harr" hörte, da zog vor meinen Augen die Schar der alten Heldenkämpfer der Sahel und des Sudan vorbei; da mußte ich der ritterlichen Herrenkaste gedenken, die auf den Namen „Horro" hörte. Die Horro des Sudan stammen ab von den Horr der Sahara, und die verwandten Benennungen für „Herr" und Mensch reichen vom Mittelmeer in flächenmäßiger Verbreitung bis zu den Westküstenländern Afrikas. In diesen sind sie noch zerstreut bei einzelnen Stämmen in insularer Verbreitung erhalten, so bei den Muntschi am

Benue, den Bongo und Sande im Nil-Ubangi-Scheidegebiet, den Bateke am Kongo — man sieht, lauter Stämme, die durch körperliche Eigenart und kriegerischen Sinn unter den dunklen Landesgenossen auffallen. Ein Bild der Wellenkreisungen um die atlantische Hochburg!

Fast noch eindrucksreicher gestaltete sich die zweite Reise, die uns mit dem Typus der alten Gebirgsbewohner und der Kultur des Südatlas bekannt machen sollte. Ein würdiger Scherif, der als solcher starken Anteil an der Blutsverwandtschaft mit dem Propheten beanspruchte, ward als Diener und Führer angeworben und eine Anzahl Maultiere zum Reiten und zum Gepäcktransport gemietet. Eines Tages ward die Nachricht von unserem Aufbruch in die Berge gesandt, und am andern Morgen trabten wir erst die große Straße nach Sidi Obka hin, bogen dann aber nach Nordosten ab, um über Drauh dem Oued el Abiod zuzureiten. Unser Ziel war das Herz des Aures, unser erstes Nachtlager in Mochoumech.

Das Landschaftsbild war ungemein charaktervoll: starre, felsige Oede. Nur an den Wasser-

läufen hier und da Palmoasen, deren Gehöfte und Bewohner einen gleich ärmlichen Eindruck machten. Von beiden Seiten rückten die Gebirgsfalten näher heran. Lebendiger ward aber das Bild erst am Nachmittag, bei der Annäherung an das in reichen Palmenschmuck gehüllte Mechoumech, das auf beiden Seiten des hier aus der Schlucht heraustretenden Flusses am Fuße des kahlen Gebirgsstockes sich ausbreitet. Hier begann das rege Leben des Schaulalandes uns zu umfangen. Hier kam uns der Kalifa, der Stellvertreter und Bruder des Kaids, in altem Prunkgewande entgegen, das so ganz merkwürdig von dem einfachen, groben Wollkleid der Bevölkerung abstach. Hier meldete sich der uns entgegengesandte und zu unserer Verfügung gestellte Spahi; hier gab es kein Handeln mehr um Nachtquartier und Lebensbedürfnisse für Mensch und Tier; hier waren wir zu Gast bei der reichen arabischen Fürstenfamilie, die über die verarmten Berberbauern herrscht. Es war ein wunderliches Gemisch von vornehmer arabischer Gesinnung und Gesittung und verbrauchten, stillos verwandten europäischen Kulturerzeugnissen, das uns geboten ward. Ein

altes europäisches Bett neben einem wertvollen, alten arabischen Teppich; ausgezeichnete Eingeborenenbedienung bei einem karikiert europäischen Mahle, dem, „da wir Deutsche seien", auch das Bier nicht fehlte. Kurz, es war ein kurioses Symposion in einem stickigen Loche, dem der Kalifa mit denkbarstem Ungeschick präsidierte, bis plötzlich eine effektvolle Erscheinung auftrat.

Draußen Pferdegetrappel, scharfes Parieren, Herbeilaufen von Menschen, kurze Kommandorufe! — Wir sehen uns zwischen den Wachskerzen fragend an. — Da klappern auch schon kurze, sprunghafte Schritte die enge Treppe herauf, und dann steht vor uns — der Märchenprinz! Wirklich, der Anblick war entzückend und in der ganzen Wucht seiner Wirkung wie aus Tausendundeiner Nacht herausgegriffen! Mit einem Schlage war der karikierte Anstrich, den das alte europäische Bett, die schäbige europäische Wandverkleidung der traurigen Kopie eines europäischen Festmahls gegeben hatte, vergessen. In imposanter Größe und morgenländischer Schönheit, gekleidet in seidene, wallende Gewänder und voll Jugendkraft und

Keckheit dreinschauend, stand Prinz Ahmed, Sohn des Fürsten des Tales, vor uns und nahm mit einer Gewandtheit, in der sich der arabische Adel mit französischer Liebenswürdigkeit paarte, Begrüßung und Festleitung in die Hand.

Prinz Ahmed sprudelte. Sein Vater, Si Bou Haf, habe ihn aus dem Bade, in dem er weile und in dem ich ihn ja vor einiger Zeit aufgesucht habe, hierher gesandt, damit er uns in seiner Vertretung im Lande begrüße und bewirte; er wolle uns morgen nach seiner Residenz in Tkout begleiten; wir würden dort ja Gäste des französischen Postens sein, aber er rechne nach den Wünschen seines Vaters darauf, uns einmal in Si Bou Hafs Residenz begrüßen zu dürfen. Sein Vater habe schon manchen hohen Besuch gehabt, noch nie aber deutsche Forschungsreisende, und noch weniger eine deutsche Dame; demnach freue er sich doppelt auf die Ehre usw. usw. — Das glitt so geläufig hervor wie aus dem Munde eines geübten Causeurs. Und in diesem Fahrwasser steuerte das arabisch-französische Prinzlein die Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein, und dann lockte es uns noch in den Hof hinaus, wo es uns seinen prächtigen Schimmel

vorführte. Der Hengst schnupperte wohlig zu dem strahlenden Monde empor, aus dessen Lichtkreis auch wir uns nur ungern entfernten, um unser dumpfiges Lager aufzusuchen, dessen Reichtum an kleinen Bewohnern wir noch nicht einmal ahnten.

Schwerfällig und mehr oder weniger gelangweilt war unser kleiner Trupp am vorigen Tage dahingezogen. Wieviel schneller pulsierte Lebenslust und Wanderfreudigkeit am neuen Morgen! Der Troß schwoll an. Der Kalifa begleitete uns noch über die erste Hügelkette. Unser Scherif hatte ein eigenes Reittier und einen bedienenden Kameraden bekommen. Vor uns trottete auf frischem Pferde der bunte Spahi, und nach einiger Zeit schloß sich uns Prinz Ahmed mit seinen persönlichen Dienern und Soldaten an. In einigen Oasenweilern, die wir passierten, kamen Scheichs und andere Würdenträger, um uns Gruß und Kaffee zu bieten, weiterhin ritten Ahmed und seine Begleiter uns eine Fantasia vor, und so blieb der Tag reich an wechselnden Bildern und kleinen Ereignissen, während die Landschaft immer härteren, gebirgigeren Charakter annahm.

Am späten Nachmittag tauchten denn endlich die Mauern und der Moscheeturm von Tkout am Horizont auf, und bald darauf kam uns ein größerer Reitertrupp entgegen. Dieses Bewillkommnen ist eine der schönsten afrikanischen Sitten. Der unbekannte Gastgeber wird dem fremden Ankömmling sogleich vertraut. In diesem Falle war es der Leutnant Blanc, der mit seiner jungen Gattin und zwei anderen Herren die Leitung der Eingeborenen handhabte und uns seine hübsch geschmückten Räume liebenswürdig und gastfrei zur Verfügung stellte. Mehrfache Wanderung durch die Steinburgen von Tkout, zu dem altrömischen Wasserbassin, dann ein Diner, das Frau Blanc in graziöser Weise leitete, und ein zweites, das andern Tages Prinz Ahmed uns zu Ehren veranstaltete, bildeten hauptsächlich unsere Unterhaltung.

Dann wurde Abschied genommen, und nun begann der wichtigste Teil unserer Unternehmung; der gemächliche Talritt im Flußbett des Oued Bassira. In die Sohle des etwa sieben Kilometer breiten Tales zwischen Djebel Zellatou und Djebel Ahmar Kraddou hat der Oued Bassira vom Ort Bassira bis Mechoumech sein

Bett in einer zwischen hundert und zweihundert Meter schwankenden Tiefe eingesägt. Die Sohlenbreite dieses in vielen Windungen sich hinschlängelnden Einschnittes wechselt von achtzig bis hundertzwanzig Meter. Da, wo die schroffen Wände eingestürzt sind, haben sich Schuttkegel im Tale gebildet, auf denen die Schauja Olivenbäume und Dattelpalmen angepflanzt haben.

Als Ergänzung für die Phantasie des Lesers gebe ich am Kopf dieses Werkes eine Farbenstudie aus der Bilderreihe, die ich meinem Reisebegleiter verdanke. Hier sieht man auf der Oberkante der scharf abgesägten Talwand die Geläa, die Burgen und Speicher der Schauja, angelegt. Das Textbild am Schluß dieses Kapitels zeigt fernerhin auf einem Schutthügel an einer Windung des Tales den Ausläufer einer Schauja-Anpflanzung. An die obere Felskante geklebt, sind hier einige Bauerngehöfte gerade noch zu sehen. Was leider auf keinem Bilde recht zu erkennen ist, weil die kümmerlichen Reste allenthalben eingestürzt und schlecht erhalten waren, das sind die in die Talwand eingemeißelten Bewässerungskanäle, die in alter Zeit

von vielen Stellen des Flußbettes aus das notwendige Naß auf alle Vorsprünge und Schuttkegel führten, denn vordem wurde jede Krume Erde vor allen Dingen für den Olivenbau ausgenützt. Nur verhältnismäßig schwache Reste von Anpflanzungen, aber eine Unzahl von Kanaltrümmern beweisen zur Genüge, daß die Ueberlieferung der Eingeborenen auf Wahrheit beruht: in alter Zeit soll das ganze Bassiratal eine fast ununterbrochene Kette blühender und fruchtreicher Olivenpflanzungen dargestellt haben. „In dieser alten Zeit waren wir Schauja reich," sagen sie.

Hier nun will ich das Fazit ziehen, das sich auf der Bassirareise aus meinen Beobachtungen und Erkundungen für die kulturgeschichtliche Beurteilung dieser Länder ergab. Nicht nur die überreichen Reste von Kanälen und die weit ausgedehnten Ruinen von kunstvoll durchgeführten Terrassenbauten belegen die Wahrheit der Behauptung von früherer Wohlhabenheit, intensiver Ackerkultur und reicher Besiedelung des Aures. An vielen Stellen stößt man auf alte Steingräber, deren dann oft hunderte nebeneinander liegen. Sie sind anscheinend alle von

Arabern, die nach Perlen und Schätzen aller Art suchten, beraubt; ihre ganze Form und die Verwandtschaft mit anderen, leichter zu datierenden Gräbern in anderen Gegenden bezeugen, daß sie vorrömisch sind. So zeigen diese Tatsachen, was schon andere Ueberlegungen und Ueberlieferungen wahrscheinlich gemacht haben, daß das Aures schon eine reiche, fleißige, plantagenbauende Bevölkerung trug, als die römische Herrschaft und die dritte Legion hier ihren Einzug hielten.

Wir wissen heute aus vielen Belegen, daß die Römer glänzende Kolonisatoren waren, und als solche haben sie es auch hier sehr wohl verstanden, ein inniges Zusammenleben mit den Schauja zu erreichen. Oben in Tkout ist noch heute ein mächtiges, teichartiges Wasserreservoir, das aus römischer Initiative entstanden sein muß, wie die dortigen echt römischen Quader beweisen, die Wohltat der Ortschaft. Wenige hundert Meter südlich von derselben Ortschaft sah ich Baureste römischer Villen, dergleichen solche auf dem Haupthügel von Baniam; und Leutnant Blanc berichtete mir von sehr

wohlerhaltenen Trümmern römischer Bauart, die am Djebel Ahmar Kraddou jüngst gefunden wurden. Fragt man die Eingeborenen nach dem Namen der Erbauer dieser Werke, so antworten sie: „Das waren die Ruama“ (Singular Rumi), d. h. die Römer.

Aber noch aus einem anderen Anzeichen kann man erkennen, wie geschickt die alten Kolonisatoren es verstanden, diesen Eingeborenen ihre Bürgerzugehörigkeit zum Reiche der ewigen Stadt gefühlsmäßig beizubringen. Als „wilde Urbewohner“ des Aures hießen die Eingeborenen im Gegensatz zur herrschenden arabischen Familie Schauja. Sich selbst aber nennen sie in den Bassira-Ortschaften Ruama, d. h. Römer. Das ist ein eigentümliches Spiel der Kulturwellen. Das alte Rom, die Heimatstadt der dritten Legion, ist schon über tausend Jahre ein Trümmerhaufen, aus dem das Mittelalter und die Neuzeit je eine neue Blüte trieben. Der kleine, weltentlegene, fremden Autochthonen aufgepfropfte Ableger der Weltstadt des Altertums, der seitdem ganz unbeachtet der arabischen Aussaugekunst zum Opfer fiel, dessen vielleicht uralte Kulturkraft von diesen egoistischen

Räubern bis zur absterbenden Verkümmerung verbraucht wurde — dieses unglückliche Winkelpflänzchen trägt dankbar noch immer den Namen der nordischen Kolonisten, die ihm vordem das fremdartige Bürgerrecht verliehen.

Sie nennen sich Ruama gleich Römer. Wenn mein Maultier durch die seichte Flut des Oued Bassira zwischen den hochstrebenden Wänden, vorbei an kümmerlichen Resten des alten Plantagenreichtums, tief unter den Mauern der am Felsrande schwebenden Berberburgen hintrottete, mußte ich unwillkürlich über das Schicksal der Völker und Völkernamen nachdenken. Das Interessante ist nicht nur die eminente Erinnerungszähigkeit, mit der die Eingeborenen an diesem Namen der Römer — für den sie doch keinerlei sonstige historische Anknüpfung mehr besitzen — hängen, indem die Ruama als städtegründende Könige in Tolga, Ouled Djellal und anderen Ortschaften heute noch gerühmt werden, indem das Grab des Juba, der mächtigste Tumulus des Africa minor, als Kbour-er-Rumia benannt wird. Für den aus dem Sudan kommenden Forscher ist mit diesem Römernamen noch eine andere Erscheinung verbunden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Im Mittelalter sandte der Kaiser Marokkos ein Heer gegen das Kaiserreich Songai; das eroberte Timbuktu und breitete sich über die Länder längs beider Schenkel des Nigerbogens aus. Die Nachkommen der so dem Sudan erwachsenen neuen Herren aus marokkanischem Berberursprung führen im Sudan heute noch den Namen Ruma und Arama. Heinrich Barth hat am Niger dem Ursprung dieses Namens nachgespürt und kam zu der Uebersetzung: „Scharfschützen". Mir selbst ward dieser Sinn von Songai, Arabern und Arama bestritten, ohne daß ich einen besseren Ersatz dafür aufzutreiben vermochte, bis ich hier in Bassira hörte, mit welcher Zähigkeit die einst von Römern beherrschten Gebirgsbewohner sich heute selbst noch als Ruma, als römische Bürger bezeichnen. — Das alte Rom verschwand, aber eine fremde Rasse trug lange nach seinem Tode seinen Namen durch die Sahara, weit hinab in die Negerländer. Wie lehrreich ist dies Beispiel für jede Namenforschung!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

10. Betrachtungsweisen reisender Kulturforscher.*)

(1910.)

Die Möglichkeiten ethnographischer Schau; monographische und polygraphische Betrachtungsweise. — Die Stärken und Schwächen beider Methoden. — Eigenes Streben.

Jede ethnographische Untersuchung kann aus zwei oder sagen wir drei Gesichtspunkten unternommen werden. Einerseits kann das Hauptziel darin gedacht werden, die Zustände, die Verhältnisse und die Formen eines beschränkten, durch einen gemeinsamen Typus belebten Gebietes festzustellen. Solche Arbeit muß stets als monographische bezeichnet werden. Ihr Zweck ist, den Stoff insofern erschöpfend zu behandeln, als alle Eigentümlichkeiten des untersuchten Objektes, also der Kultur nach Psyche und Physis, möglichst ausnahmslos und gleich-

*) Aus „Kulturtypen aus dem Westsudan". Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 166. Justus Perthes, Gotha, 1910. S. 110—113.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wertig behandelt und beschrieben werden. Alle Eigentümlichkeiten des religiösen und des profanen Lebens, alle Industrien, die Geschichte, die Kleidung usw., alles ist im engeren Gesichtskreise zu behandeln und es ist nach Möglichkeit dahin zu streben, daß die Verhältnisse der einzelnen Erscheinungen untereinander klargestellt werden und somit das Leben dieses Volkes und seiner Kultur einheitlich und geschlossen zur Vorführung gelangt. Zum zweiten kann eine ethnographische Arbeit aber auch den Zweck verfolgen, die Erscheinungen, die auf einem größeren Gebiet lebendig sind oder waren, also mehrere Typen auf ihre Verhältnisse in Gegenwart und Vergangenheit, auf ihre Entwicklung hin zu untersuchen. Das Extrem dieser zweiten Untersuchung stellt die allgemeine menschliche Entwicklung als sein Studienobjekt dar. Sie untersucht, wie die sozialen Verhältnisse der Menschheit, in allen Teilen miteinander verglichen, sich entwicklungsgeschichtlich im Periodenaufbau zu den einzelnen Typen gestaltet haben. Aber dieses die ganze Erde überspannende Untersuchungsstreben, welches das äußerste Extrem der Wissenschaft

überhaupt darstellt, kommt für den Reisenden so gut wie nicht in Betracht, denn kein Mensch wird je imstande sein, alle Völker der Erde zu vergleichen, zu untersuchen und vergleichend zu beschreiben. Das ist heimatliche Studienarbeit, die mit den Autoren der Vergangenheit, mit den Resultaten der gesamten Forscherwelt zu rechnen hat. Im Grunde genommen ergibt der dritte Gesichtspunkt eine Unterabteilung dieses zweiten, extremen Verfahrens. Dieser dritte Gesichtspunkt beschränkt den Forscher, den Ethnologen, auf die Bearbeitung derjenigen Gegend, desjenigen Raumes, den er selbst bereisen und persönlich kennen lernen kann. Er betrachtet bei diesen Reisen die Völker untereinander vergleichend. Es ist ihm nicht Hauptaufgabe, jeden einzelnen Stamm monographisch bis in die feinsten Feinheiten hinein zu untersuchen und festzulegen — ein Ideal, das auch sonst nicht erreicht werden kann —, sondern auf der Basis reihenweiser Einzeluntersuchungen strebt er danach, die Varianten, die Abweichungen, die Verschiedenartigkeit der einzelnen Völker, der einzelnen Stämme eines bestimmten Gebietes aufzuhellen. Diese Methode bezeichne ich im

Gegensatz zur monographischen als die polygraphische. Es versteht sich von selbst, daß, da alle derartigen Reisen immer nur Linien darstellen, die durch das Land gezogen werden, und da solche Linien niemals ganze Flächen aufhellen, diese polygraphische Methode auch nur lückenhaftes Material ergeben kann. Die Stoffe der Völkerkunde sind eben derartig verzweigt und verästelt, so schwierig faßbar, so beweglich und flüssig, daß weder der Monograph je sein Ideal der abschließenden, lückenlosen Einzelbeschreibung noch der Polygraph sein Ideal der Untersuchung der flächenmäßigen Verschiedenheiten ohne Lücken und ohne Fehler erreichen kann.

Die beiden Methoden der monographischen und der polygraphischen Untersuchungsweise haben eine jede ihre bedeutenden Schwierigkeiten und Gefahren. Der eigentliche Wissenschaftler der Völkerkunde kann im Grunde genommen nicht nur Monograph sein. Der Monograph, der in der Materialvollständigkeit die Lösung seiner Aufgabe sieht, wird im allgemeinen weder rechts noch links sehen dürfen, selbst

wenn er lange, lange Jahre in einem Gebiete gearbeitet hat, wenn er auch nur annähernd erschöpfend den Stoff zusammenbringen will. Dieses sein Sichvertiefen in ein einzelnes Volk bringt aber die Gefahr für den Untersuchenden mit, daß, wenn er später etwa vergleichend arbeiten will, er dann immer nur durch die Brille des einen Volkes sehen kann und sehen wird. Es ist einfach eine Folge der versteinernden Nebenerscheinung lang anhaltender Betätigung der Psyche, wenn der derartig eingearbeitete Monograph das Wesentliche immer in der Einheit dieses Volkes und in den ihm so vertrauten Eigentümlichkeiten des einen Punktes sieht und unwillkürlich die in einem Punkte gefundenen Untersuchungen und Interessen auf alles andere überträgt. Aus dieser Gefahr der Gesichtskreisverengung, die durch langanhaltende monographische Beschäftigung entsteht, ist es zu erklären, wenn jeder klassische Philologe, der sich lange mit dem Griechentum beschäftigt hat, überall griechische Spuren wiederentdeckt, daß jeder Missionar, dessen Hauptinteresse von Berufswegen doch in der Bibel basiert, überall wieder Reste der biblischen An-

schauung des jüdischen Volkes und den berühmten verloren gegangenen Stamm entdeckt, daß also jeder die Interessen seines Studiengebietes in die weite Ferne trägt und durch die Brille dieser Objekte sieht. Es ist eben der Stoff, der den Menschen mehr oder weniger zu beherrschen beginnt. Somit bedeutet die Einengung, die durch die Monographie hervorgerufen wird, ein Einengungsbestreben, das alle Monographen der Wissenschaft gegenüber an den Tag gelegt haben und heute noch an den Tag legen. In der Tat ist in der Monographie und in der allzu starken Betonung der monographischen Gründlichkeit der Grund zu suchen, weshalb die Völkerkunde so lange Zeit hindurch das Stiefkind der großen Wissenschaft bleiben mußte.

Derart angesehen, bedeutet die polygraphische Methode ein Erweiterungsverfahren. Es ist charakteristisch, daß die polygraphische Methode nicht herausgewachsen ist aus dem Kreise von Leuten, welche selber gereist sind, welche also gewissermaßen Völkerbeschreiber (Ethnographen) von Fach darstellen, daß sie vielmehr hervorgegangen ist aus der Stubengelehrsamkeit. Wer daheim an seinem Schreibtisch arbeitet, litera-

rische Quellen studiert und museales Material zu Hilfe nimmt, der verfällt, wenn die Vorbildung dies nicht etwa mit sich bringt, nicht so leicht in den Fehler der Gesichtskreiseinengung wie der reisende Monograph und Ethnograph, besonders dann, wenn die Grundlage seines Wissens wirklich umfassend ist. Es ist typisch, daß einer unserer bedeutendsten Polygraphen (Ethnologen), d. h. derjenige, welcher sich bis zu seinem etwa vierzigsten Lebensjahre zu einer ebenmäßigen völkerkundlichen Vorbildung durchgearbeitet hatte, daß Heinrich Schurtz niemals wesentliche ethnographische Studienreisen unternommen und auch eine Abneigung gegen solche nie verleugnet hat. Immerhin wird doch die gründliche Fundierung der Ethnologie kaum erfolgen können, ohne daß Ethnologen von Fach — also Vertreter der vergleichenden Völkerkunde — selbst den Reisestab und das Tagebuch unter den Arm nehmen. Es ist nicht nur ein berechtigter Wunsch, wenn der Völkerkundler selber die Gebiete, die er bearbeitet, zu sehen wünscht, sondern es ist für ihn auch eine gewisse Notwendigkeit, die Dinge, über die er arbeitet,

lebendig vor sich zu sehen. Den meisten unserer alten Ethnologen fehlte die Kenntnis des eigentlichen Lebens, und eine große Anzahl von verfehlten Arbeiten ist darauf zurückzuführen, daß die Theorie allzu grau war. Nun habe ich oben schon darauf hingewiesen, daß das eigentliche Extrem ethnologisch-polygraphischer Forschungsarbeit in der Prüfung aller Völker und Erdräume liegt. Wir haben in der Völkerkunde einen Mann gehabt, welcher in der Tat diesem Ideal so nahe gekommen ist, wie es nie wieder geschehen kann, und wir können in den Arbeiten dieses Mannes die Unmöglichkeit erkennen, solchen Wunsch durchzuführen. Ich denke an unsern alten Bastian. Dieser Mann mit seinem ungeheuren Wissen, mit seinem ungeheuren Ideenreichtum, mit der gewaltigen Erfahrung hat die vergleichende Völkerkunde seiner Zeit in den schwersten Mißkredit gebracht, in den sie kommen konnte. Die Stoffe quollen zu gewaltig in seinem Kopf. Er hatte nicht Zeit, sie zu formen, und so wird es jedem gehen, der polygraphisch nicht in bestimmten Grenzen arbeitet. Aber abgesehen von dieser Gefahr des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ueberquellens der Stoffe, bietet die polygraphische Methode noch eine zweite Gefahr, das ist diejenige unebener, unexakter, allzu flüchtig eingeheimster Formen der Stoffsammlung. Der Monograph fordert mit Recht Kenntnis der Sprache seines Studiengebietes. Der Polygraph kann dagegen unmöglich, wenn er bestimmte Erdräume und Sprachgrenzen überschreitet, die von polyglotten Völkern bewohnt werden, alle Sprachen erlernen. Er ist auf Dolmetscher angewiesen. Die Dolmetscher werden ihn auf längeren Reisen begleiten, werden sich leicht an das Schema seines Fragens gewöhnen, werden mit größter Geschicklichkeit und um sich dem Leiter angenehm zu machen, sowie auch aus Faulheit sehr leicht bestimmte Antworten aus den Eingeborenen herausfragen und so ein verschobenes Bild geben. Fernerhin wird der Polygraph mit der Gefahr rechnen müssen, daß ihm bei der verhältnismäßigen Geschwindigkeit des Reisens wesentliche Dinge entgehen, und er muß von vornherein darauf vorbereitet sein, daß die monographische Schule ihn der Lückenhaftigkeit zeiht. Diese und noch einige andere Gefahren der polygraphischen Arbeitsmethode lassen sich

absolut nicht wegleugnen, und es kommt auf die Geschicklichkeit und Erfahrung des betreffenden Forschers an, inwieweit er es versteht, die notgedrungenen Fehlerquellen auf ein Minimum zu beschränken. Das eine sei aber doch gesagt, daß, ebensogut wie es keinerlei Präzisionsinstrumente gibt, die nicht eine Fehlerquelle besäßen, ebensowenig eine wissenschaftliche Methode existiert, die nicht mit einer solchen behaftet wäre. Es gibt keine Monographie, die vollständig sein will und nicht doch ihrerseits irgend welche Schwächen hat. Also allzu stolz dürfen auch die Monographen nicht sein. Fernerhin möchte ich aber vor allen Dingen die Monographen auf einen gewaltigen Vorteil der polygraphischen Methode hinweisen, der mir auf meinen Reisen oftmals und in der eklatantesten Weise bemerkbar wurde: auf die Bereicherung der Gesichtspunkte infolge Vergleichs. Dadurch, daß die Umgebung des Reisenden einerseits vielfach wechselt und daß er andererseits bei verschiedenen Stämmen sein Material einsammelt, gewinnt er eine große Fülle von Gesichtspunkten und werden seine Beobachtungen ausgiebiger. Vielfach fand ich, daß gerade Leute, die immer

an einem Orte gelebt haben, zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre und mehr, bestimmte Erscheinungen des sozialen und religiösen Lebens, die zwar in ihrer Umgebung, aber im stillen funktionieren, nicht kannten. Bei dem einen Volk tritt irgendetwas Besonderes betont und laut auf, da lernt es der Reisende kennen. Er hält nun sorgfältig beim Weiterwandern Umschau, ob er nicht das gleiche in verkümmerten und latenten Formen wiederfindet. Solche latent vegetierenden ethnischen Erscheinungen habe ich öfters wahrgenommen, habe dann mit den betreffenden Herren, die in dem Gebiet schon lange wohnten, darüber gesprochen, fand, daß diese Herren sie verleugneten, daß dann gemeinsam und nochmals scharf untersucht wurde und die Bereicherung des Wissens dann endgültig gebucht werden konnte. Nun gibt es aber ja nicht nur soziale, religiöse und familiäre Einrichtungen, über die der Polygraph infolge der Gefahr seiner Methode sich täuschen kann, sondern es gibt ja auch materielle Kultur, und auf diesem Boden blüht der Weizen der Polygraphen. Solche Reisen wie die unsrigen zeichnen in dieser Hinsicht regelrechte ethnische Profile

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in die Landschaft. Man kann als reisender Polygraph Grenzen der Verbreitung feststellen, gerade in materiellem Besitz, und über diese Tätigkeit möchte ich am Ende dieses kleinen Werkchens doch noch einiges sagen.

Es sind nun mehr als zwölf Jahre her, daß ich für die ethnologischen Arbeiten eine Bevorzugung der kartographischen Darstellung nach bestimmten Gesichtspunkten forderte. Nur dadurch, daß wir uns graphisch die Bilder der Verbreitung einzelner Merkmale vor Augen führen, erkennen wir deutlich einerseits die Lücke der Kenntnis, anderseits auch die Gesetzmäßigkeit in der Verbreitung bestimmter Eigentümlichkeiten. Während nun die vergleichende Darstellung von Sitten und Gebräuchen ewig lückenhaft wird bleiben müssen, während sie, auch wenn sie bis zu einem bestimmten Grade gelingt, immer noch eine Einschachtelung in Schablonen repräsentiert — Schablonen, die eben bei der flüssigen Materie der Völkerkunde sehr gefährlich sind —, ist es durchaus möglich, die Verbreitung der materiellen Besitztümer in einem bestimmten und viel grö-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ßeren Maßstabe mit Sicherheit festzustellen. In Petermanns Mitteilungen von 1907 und 1908 habe ich die weite, ausgedehnte und methodisch erweiterte Grundlage einer solchen Darstellungsweise zu schaffen versucht. Die Arbeiten waren naturgemäß noch roh, allzu anspruchsvoll und schablonenhaft, wie das aus dem damals noch weit mangelhafteren Zustand der Stoffe, meiner Jugend und dem kriegerischen Geiste, mit dem neue Anschauungen in die Welt einzuziehen pflegen, entsprang. Im Lauf der dazwischen liegenden Zeit bin ich nicht nur selbst auf Reisen gegangen, um an Ort und Stelle die Verhältnisse nachzuprüfen, lebendig auf mich wirken zu lassen und das Material zu ergänzen, sondern ich habe auch in voller Würdigung der Tatsache, daß solche Reisen doch immer nur Linien und Straßen kennen lehren, aber nicht Flächen, ein umfangreicheres Verfahren zur Materialbeschaffung eingeschlagen.*)

*) Es folgt dann eine Skizze der Arbeit zur Beschaffung des Fragebogenmaterials und als Beispiel polygraphischer Arbeitsweise eine Studie über Bogenformen, auf die ich in Bändchen V dieses Werkes zurückkommen werde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

11. Nach der Atlantisfahrt.*)

(VIERTE REISE.)**)

(1912.)

Grundgedanken der Forschung; Die Anschauung von 1891. — Erste Erfahrungen im praktischen Negerstudium. — Kulturabschätzung: Menschenfresserei und Kultur. — Dokumente der Kultur; Gräberforschung. — Die großen Tumuli. — Das Urkundenmaterial der Kulturgeschichte Afrikas.

In diesem ersten Kapitel will ich mich bemühen, den Leser in jene Fragen, die unser Herz am meisten bewegen, einzuführen.

Im Jahre 1891 stand in einer Berliner Zeitung zu Beginn eines sehr gelehrten Artikels: „Afrika bedeutet uns nach neuzeitiger Ansicht, soweit es von Negern bewohnt wird, keinerlei

*) Erschien als erstes Kapitel des Werkes „Und Afrika sprach; Bericht über den Verlauf der dritten Reiseperiode der D. I. A. F. E. von 1910—1912." Bd. I—III. Vita, Deutsches Verlagshaus Berlin-Ch. 1912/13.

**) Die vierte Reise (1910—1912) nahm ihren Ausgang von Lagos. Im Hinterlande wurden Ausgrabungen angestelit und dann Züge in die

geschichtliche Rätsel, denn nach allem, was wir von den Forschungsreisenden und Ethnologen aus diesem Erdteile gehört haben, fängt für dessen Bevölkerung die Geschichte der eigentlichen Kultur erst mit der Invasion des Mohammedanismus (schreibe besser: Islam) an. Vor den Arabern, die diese Religion und höhere Kulturen den Eingeborenen zutrugen, gab es weder eine organisierte Staatenbildung (!), noch eine eigentliche Religion (!), noch ein entwickeltes Gewerbe (!). Wir müssen uns bei der Betrachtung der eigentlichen Neger und ihrer vormohammedanischen Zustände also auf die Schilderung ihres rohen Fetischismus, ihrer brutalen, oft kannibalischen Sitten, ihrer geschmacklosen und abstoßenden Bildwerke und

---

Haussaländer sowie in das nördliche Adamaua (deutsches Tschadsee-Gebiet) gerichtet. Unterstützt wurde diese Expedition von den drei großen deutschen Museen der Völkerkunde (Berlin, Hamburg, Leipzig) und wissenschaftlichen Stiftungen. Hauptfunde waren die Terrakotten und Gelbgüsse von Ife, deren Auffindung es von da an ermöglichte, die afrikanische Kultur mit derjenigen des Mittelmeers, und zwar schon für das Altertum, zu verknüpfen sowie die Feststellung der templaren und tellurischen Religionssysteme.
Anmerkung des Instituts.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihrer recht elenden Wohnstätten beschränken. Die natürlichsten Instinkte leiteten das Handeln und Treiben der Neger, die noch von keinerlei ethischen Regungen beseelt wurden. Der poetische Reiz, der märchenhafte Zauber, den für alle anderen Erdteile eine sagen- und sangesreiche Vergangenheit bietet, also das Anziehende jedes geschichtlichen Jenseits, die Aussicht, in nebelhafter Ferne ein wesentliches oder unwesentliches Zauberland aufsteigen zu sehen, die Hoffnung, der Erde hie und da Altertümer abgewinnen zu können, auf alles das muß jeder Beobachter und Beurteiler der sogenannten afrikanischen Kultur von vornherein verzichten. Wenn wir Kolonisierenden heute mit unseren Pflügen die afrikanische Erde aufreißen, so wird aus der Furche keine alte Waffe auftauchen. Wenn wir Kanäle durch die neue Erde ziehen, wird unser Grabscheit nirgends auf alte Gräber stoßen, und wenn wir den Urwald lichten, wird die Hacke nirgends auf die Fundamente eines alten Palastes stoßen. Afrika ist geschichtlich ärmer, als irgend eine Phantasie sich vorstellen kann. „Neger-Afrika“ ist ein rätselloser, geschichtsloser Erdteil!“ — sic!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In meinem nächtlichen Studierstübchen griff ich damals zur Schere und schnitt den Aufsatz aus. Damals legte ich ihn nachdenklich zur Seite, wandte mich dann zu meinen Freunden auf dem Bücherbrett und ließ die Bilder, die Schweinfurth vom Hofstaate eines Königs Munsa, die Wißmann von dem Trubel der Bassonge-Städte, Pogge vom Muata-jamvo, die englischen Reisenden vom Zeremoniell des Ugandaherrschers entworfen hatten, an mir vorübergleiten. Ich erinnere mich nicht, mit welcher Absicht ich eigentlich damals den Zeitungsaufsatz herausschnitt und verwahrte; sicherlich aber dachte ich nicht daran, ihn überhaupt an die Spitze dieses Werkes zu setzen. Dann und wann kam er mir aber im Laufe der Jahre beim Durchblättern alter Akten in die Hände; im übrigen nahm er in meinem Gedächtnis zunächst keinen hervorragenden Platz ein. Als mir dann aber zwanzig Jahre später im Ausgrabungsgebiete Ife eine wunderschön geschnittene braune Hand aus tiefem Erdreich empor den ersten, noch mit feuchter Erde bedeckten Terrakottakopf emporreichte, fiel mir in raschem Ideenwechsel dieser Zeitungsab-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

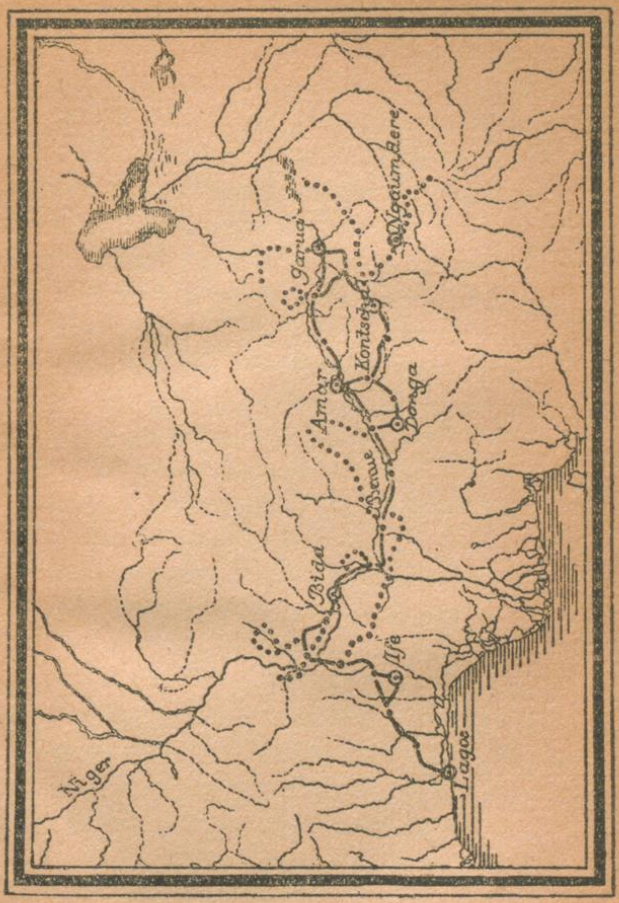


Abb. 4. Skizze zur vierten Reise.

schnitt wieder ein. Die edlen Züge dieses alten Kunstwerkes schienen mir trotz aller erhabenen Ruhe, die seine Stirn auszeichnet, in mein Lächeln über die moderne Altklugheit einzustimmen. Dann wieder mußte ich dieser „neuzeitlichen Auffassung" gedenken, als ich einige Monate später in das alte Bollwerk eingezogen war, das den geschichtslosen „Heidenvölkern" dereinst als Trutzwehr gegen den von Norden eingedrungenen Islam gedient hatte. Diesmal saß ich einigen der dunkelhäutigen Herren gegenüber, und diese lächelten sehr eigentümlich, so sonderbar, daß ich daran erkannte, wie dämlich in diesem Augenblicke mein Gesichtsausdruck war. Heute gebe ich die Berechtigung zu diesen Mienen durchaus zu. Denn ich habe den geistreichen Gesichtsausdruck noch bei jedem durch höhere Bildung geweihten Moslem gesehen, wenn ich erzählte, was ich damals hörte, daß nämlich in der Periode von 631—643, vor dem Umsichgreifen des Islams, das Symbol unserer christlichen Religion im Scheitelpunkte des inneren Westafrika errichtet wurde.

So kam mir der alte, vergilbte Zettel, der auf sehr schlechtem Papier gedruckt war, wäh-

rend der ganzen Reiseperiode 1910—1912 nicht wieder aus dem Gedächtnis. Aus Steinen und Erzen, aus Fleisch und Blut sprudelte dann eine Kunde nach der andern aus immer weiterer Tiefe empor, bis wir hinabsteigen konnten in die Mysterien einer erstaunlich weit zurückliegenden Vergangenheit! Das Reich jener Götterkönige, die im heiligen Ritual gemäß vorgeschriebener Sitte, nach genau begrenzter Regierungszeit, regelmäßig von den Priestern ermordet wurden, stieg aus grauer Vorzeit, schauerlich beredt wie Banquos Geist, vor mir auf. Was die Autoren des klassischen Altertums als von fernher erklingende Nachricht mit Staunen einst gehört haben, das gewann Leben zwischen diesen tropischen Blättern der Weltgeschichte; mir aber versiegte das Lächeln, wenn ich auch oft daran denken mußte, daß Negerafrika ja „ein rätselloser, geschichtsloser Erdteil" sein sollte. Die Steine sprachen, die ehrwürdigen Erze leuchteten aus alten Gräbern hervor. Wir suchten das Totenreich und forderten Eintritt, wie einst der vielgeprüfte Flüchtling, als er unter dem Zorne des Poseidon litt. Hartes Werk ist es, gegen den Willen der

Götter zu fordern, und bitter ist das Schicksal des Menschen, der die Zufluchtsorte göttlicher Vergangenheit aufspüren will. Die Hand, die den Schädel des längst Verstorbenen aus afrikanischen Grabhöhlen ergreifen will, wird von Skorpionen gestochen; der Kühne, der dem Naturwillen zum Trotze tosende Winterflüsse durchschwimmt und steile Bergesrücken hinaufklimmt, wird vom Fieber und von Todesnot bedroht. Aber was heißt das! Unser Altvater Odin gab ein Auge um Weisheitserkenntnis. In stummen Nächten summte wie schauerliches Knochengeklapper das Wort jenes alten Zeitungsabschnittes durch mein Hirn, wie der Rhythmus einer tosenden Maschinenwerkstatt: „Rätsellos, geschichtslos!"

Das Lachen und Lächeln vergeht dem, der da unten die Vergangenheit heraufbeschwört. Mancherlei werde ich von dem zu erzählen haben, was das Schicksal uns auf der Wanderfahrt von 1910 bis 1912 und was die Arbeit von zwanzig Jahren uns an Gutem und Bösem beschert hat. Ich meine aber, nur dann könne das, was wir heute als Kredit in unser Hauptbuch eintragen dürfen, recht verstanden werden, wenn ich die

Erlebnisse der Arbeit mit der Darlegung des Gewonnenen verbinde. Und deshalb setze ich den „status quo“ der Meinung von 1891 an die Spitze. Und deshalb will ich auch zeigen, welches der schwerste Teil des Werkes, welches der Anfang ist, der überwunden werden muß für jeden, der in die Mysterien der Tatsachenwelt des vergangenen Negerafrika eingeweiht werden will. Im Vordergrund steht das Flachste des Flachen, das Jämmerlichste des Jämmerlichen, das Primitivste vom Primitiven: die Albernheit und die Banalität des Heute.

Denn das ist an jenem alten Ausspruch wahr: der sogenannte Neger zeigt sich dem Europäer zuerst meist, ja, man kann sagen, fast stets, als ein so gut wie hoffnungslos geschichtsbares und in allen tieferen Dingen entwicklungsarmes Geschöpf. Ich sage: Er zeigt sich zunächst so! Genau so, wie eine Unmasse bester europäischer Kraft dazu gehört hat, die Außenseite dieses zähen Erdteiles, dessen Eigenarten den jämmerlichen Typus des Negers zu seiner jetzigen Erscheinungsform umgebildet haben, zu durchdringen, auf deutsch: die Oberfläche des Erdteiles zu enträtseln — genau so, wie in der Tat

vordem bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eigentlich nur die Küsten und die von der islamischen Kultur damals beschrittenen Wege im Innern für europäische Forscher zugänglich waren — genau ebenso zeigte der dunkle Bewohner Afrikas im allgemeinen bislang auch nur da, wo Islam und Küstenhandel einen Zutritt vorbereitet hatten, oberflächliche Zugänglichkeit, im übrigen aber ein unzugängliches Innere und zähen, gleichgültigen Widerstand gegen jedes Eindringen europäischer Forschersehnsucht. Und wenn der gleiche Typus auch schon in der alten Zeit hie und da merkwürdigen Variantenreichtum zeigte, der unbedingt auf geschichtsreiche Vergangenheit schließen lassen konnte, wenn es auch schwer war, richtig zu interpretieren, so wurde es doch eben durch dieses banale Aeußere und eine gewisse Trivialität, der der Neger anheimfiel, sowie er mit dem Europäer in nähere Beziehung kam, erschwert, das Tieferliegende zu erkennen. So habe auch ich es erlebt! Und folgerichtig will ich deswegen hier die Schilderung meines ersten Zusammentreffens mit Negern anschließen, und wenn gerade damals, wie so oft später, der aus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

spontaner Wallung sentimental angehauchte, dankbare Negerknabe sprach, so scheint auch das gerade für die Negerart typisch.

Ein Jahr nachdem ich die oben wiedergegebenen Ansichten ausgeschnitten und beiseite gelegt hatte, fand ich zum ersten Male Gelegenheit, persönliche Bekanntschaft mit den schwarzen Objekten meines Studiums zu machen. Ich hatte mit einem jungen Manne, der in einer Hamburger Reederei angestellt und zumeist im Freihafen beschäftigt war, das Uebereinkommen getroffen, daß er mich immer sogleich benachrichtigen sollte, wenn auf irgendeinem Schiffe einmal einige Schwarze ankommen sollten, die Mitteilungen über die Zustände im Kongolande machen könnten. Denn aus dem Kongolande erhoffte ich damals ganz besonders wertvolle Aufschlüsse. Sobald solche Nachricht einlief, stahl ich mich von meinem Pulte fort und fuhr schnellstens der Seestadt zu. Es war das erstemal. Mein Freund holte mich am Bahnhofe ab. Er hatte gleich ein Individuum, das durchaus eigenartig aussah, mitgebracht. Als ich es aber erblickte, erkannte ich sogleich, daß dieses nicht

ein Kongomann, sondern ein Abeokutajüngling sein mußte, denn er hatte die bekannten drei Narben auf jeder Wange. Das verstimmte mich zunächst. Ich hatte mich so recht auf einen Kongomann, womöglich ein Individuum aus der alten Stadt San Salvador, gefreut. Und nun war es nur ein Lagos-Mensch! Mein gutmütiger Freund war betrübt. Er bat mich jedoch, nicht so schnell an der Sache zu verzweifeln, da er im ganzen sechs Individuen auf Lager habe und dies gewissermaßen nur eine Musterprobe sei. Somit nickte ich denn dem Probestück gnädig zu und fuhr in den Hafen. John, der englisch sprach, folgte nach.

Ich erinnere mich nicht mehr, was für ein Schiff es war, das die sechs Jünglinge aus Afrikas Westen in Hamburg ans Land gespien hatte. Nur so viel weiß ich, daß es kein Woermann-Schnelldampfer gewesen sein kann, denn an Bord des Kahnes herrschten Schmutz und übler Geruch in solchem Uebermaß, daß sogar meinem wissenschaftlich bedürftigen „Feuergeiste“ die Luft ausging! Zudem suchten wir die noch restierenden Fünf vergebens an Bord; niemand konnte uns über ihren derzeitigen Auf-

enthaltsort Auskunft geben. Und erst nachdem wir John wieder erreicht hatten, hörten wir, daß die anderen wahrscheinlich ihren „shop“ im „dinner-house“ zu sich nähmen. Also verließen wir den duftenden Kahn, ließen möglichst unbekümmert einige kräftige Matrosenscherze über uns ergehen und folgten den Spuren der fünf verschwundenen Exemplare. Vergebens bemühte ich mich, meinen Groll gegen das verfehlte Individuum John so gut wie möglich zu unterdrücken und meine Auffassung vom englischen Sprachgebrauch mit der seinen in irgendeine Uebereinstimmung zu bringen, was beides mir recht schwer wurde und nach längerer Selbst- und Dialektüberwindung zu der Ueberzeugung führte, daß vier der anderen ebenfalls Lagosboys, der sechste aber ein Loangomann sei. Die Aussicht auf das Studium des Loangomannes erfüllte mein Herz wieder bis zum Rande mit Hoffnung. Nach Johns Behauptung sprach James, der Kongomann, ausgezeichnet englisch, like white man, und wußte über jede Sache genau Bescheid. Es war klar, daß James ein Ideal sein mußte, und John machte mir das immer deutlicher, bis ich bei der Ankunft im Dinner-Lokal,

und nachdem ich ziemlich tief in die Geheimnisse des Vokalschatzes meines Führers eingedrungen war, volle Ueberzeugung davon erlangt hatte.

Wenig später saßen wir zwischen den sechs schwarzen Burschen in einem Lokale, dessen Luft man entschieden auf Abbruch hätte verkaufen können. Ich erklärte dem Burschen mit aller mir zur Verfügung stehenden Ernsthaftigkeit, was mich zu ihm geführt habe, und während an den Nebentischen vergnügte Lieder gebrüllt wurden, bemühte ich mich, auf den Schwingen der Wissenschaft in eine bessere Luft zu gelangen. Der Jüngling James, der sich als verheirateter Katholik und französisch sprechender Familienvater erwies, wiederholte nach jeder Frage, die ich in wissenschaftlichen Dingen an ihn richtete: „very old — très vieux — very old — très vieux.“ — Und zwar war es ganz gleichgültig, ob ich über das Königreich Loango, den Amerikaner Stanley, die Kunst des Bogenschießens oder Sambi, den lieben Gott, sprach. Nachher verlangten alle sechs „brandy!“ und bekamen dann sehr schnell glänzende Augen. Damit endete der erste Studientag vor-

schnell. Für den anderen Tag hatte ich James für zehn Uhr in mein Hotel bestellt. Ein Schiffsjunge brachte ihn um zwölf Uhr in völlig betrunkenem Zustande — ich hatte ihm ja am vorhergehenden Tage noch zwei Mark geschenkt! — Am Nachmittag kamen noch zwei seiner Kameraden, die mich auch anbettelten. Gegen Abend war ich im Hafen an Bord und fand alle sechs in seliger Verschlingung in einem Winkel des Zwischendecks. Nachts war ich betrübt. Ich hatte mir das Studium der Afrikaner leichter vorgestellt!

Mein Freund von der Reederei weigerte sich, „mit mir weiter zu arbeiten"! Eigentlich hatte ich auch die Absicht, die unglückliche Sache abzubrechen. Die Weigerung des anderen erweckte aber nun gerade meinen Widerstand. Am vierten Tage war jedoch auch mein Eigenwille gebrochen und ich wollte abfahren. James war aber auch zu trunksüchtig! Ich ging nach einem letzten Versuch bekümmert aus dem Hafen. Es kam jemand hinter mir hergelaufen. Ich kannte diese schlürfenden, der Stiefel ungewohnten Fußlaute zur Genüge. Ich dachte mir: „Aha, nun wollen sie dich doch noch ein-

mal anbetteln." Ich war aber in diesem Augenblick sehr hart und völlig am Ende meiner Geduld. Ich wandte mich gar nicht erst um. Der Bursche kam näher und näher. — Er erreichte mich. Es war nicht James, sondern John. Und John sagte in feinem Englisch: „In my country is every old time man big stone."

Ich wandte mich verblüfft um. Ich fragte, was der Bursche damit meine und wolle. Der Jüngling wiederholte mir, daß in seinem Lande jedermann aus alter Zeit ein großer Stein sei. Ich fragte später, weshalb er mir diesen Unsinn sage, und er setzte mir auseinander, er habe nun verstanden, was ich eigentlich wolle. Ich hätte ihm viel gegeben, und nun wolle er mir auch aus seinem Lande etwas erzählen. Danach sagte er mir einige Städtenamen, die ich mir höflichkeitshalber aufschrieb. Ich gab ihm auch einen six-pence, also fünfzig Pfennig, und dann war es fertig. — Welch wichtige Dokumente ich so in die Hände bekam, davon hatte ich an jenem Tage noch keine Ahnung. Erst ein Jahr später, als ich wieder im Hamburger Hafen Studien trieb, dämmerte mir eine Ahnung davon, daß mir John sowohl den ersten Einblick

in ein Negergehirn (das sehr wohl Dankbarkeit und Verpflichtung kennt!), als auch die erste Aussage über Skulpturen im alten atlantischen Kulturgebiet gegeben hatte. Es war, wie häufig bei der Jagd: Der Neuling hatte den besten Anlauf, aber er verpaßte den Schuß. Die großen, steinernen Töpfe, die ich jüngst heimbrachte, stammen aus den Ruinen einer Stadt, deren Namen mir damals John genannt hat.

Das ist mir eins der merkwürdigsten Erfahrungsbeispiele von Theorie und Praxis im ethnologischen Studium geworden. Der Theorie nach lehnte ich a priori die Geschichtslosigkeit der Afrikaner ab; das erste Auftauchen eines alten Kulturmonumentes in meinem Gesichtskreis übersah ich aber! Wahrlich, das Sehenlernen ist im afrikanischen Tiefenstudium der schwierigste Teil der Arbeit!

„In meinem Lande ist jeder Mann aus alter Zeit ein großer Stein" sagte der nach Hamburg verschleppte Negerbursche und roch dabei nach Fusel. Hier stand ein großes Problem der Wissenschaft lebendig vor mir, das Problem der Kulturmischung, die hier erstens in den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vorgeschichtlichen Steindenkmalen Innerafrikas, zweitens in der englischen Sprache des Jünglings und drittens in dem Geruch des deutschen Schnapses geboten war. Das Objekt stellte also den Stoff für mindestens drei Doktordissertationen dar, für eine über vorgeschichtliche Funde in Westafrika, für eine über Uebertragung und Umbildung der englischen Sprache auf den Negermund und drittens über eine betreffend die Beeinflussung des Negergehirns durch deutsche Alkoholpolitik. Während aber hier ein jeder Laie mit Leichtigkeit jedes dieser Motive in die Geschichte der Weltkultur wenigstens epochen- oder doch regionsweise eingliedern kann, ist das in der Mehrzahl der anderen Fälle nicht so leicht.

Nach dem Ueberwinden des banalen Aeußeren, mit dem der Neger uns entgegentritt, liegt die zweite Schwierigkeit des Forschens in der Tatsache, daß niedere und höhere Instinkte und Kulturformen in Afrika so innig miteinander verbunden sind, daß es außerordentlich schwer ist, zu sagen, was älter und primitiver und was höher und jünger ist. Man ist geneigt, alle niederen und tieferen Aeußerungen der Mensch-

heitsgeschichte einer älteren, alle höheren einer jüngeren und höheren Kulturschicht zuzuschreiben. Nackte Menschen gelten a priori als Repräsentanten älterer, primitiver Geschichtsperioden; reicher gekleidete als Vertreter höherer und jüngerer Kulturentwicklung. Die sogenannten „Fetischanbeter" sind dem Laien immer primitiv erschienen, und so erscheinen ihm auch stets die Völker mit schwach entwickeltem Staatswesen, mit ungeordneter Familiengliederung und einfacherer Bewaffnung. Dagegen pflegt man hohe und höher stehende Bildungen, verfeinerte Familiengruppen, kunstgewerbliche Glanzstücke gern als Anzeichen höherer und jüngerer Kultur einzuschätzen.

Wie unsicher solche Kritik ist, soll mit einem Beispiel belegt werden, das den Kontrast so recht in seiner Tiefe, die Schwierigkeit dieses Problems in seinem ganzen Umfange kennzeichnet. Aus einem Werke der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gebe ich ein Zitat: „Die Menschenfresserei kann doch nur von einem Volke geübt werden, das auf der niedrigsten Stufe menschlicher Gesittung steht und noch keinerlei seelische Verfeinerung und Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tiefung erfahren hat." — Dagegen nun meine Erfahrung:

In der Reiseperiode 1904—1906 zählte ich zu den besten Leuten der Expedition einige Bassonge, also Angehörige eines Volkes, das am oberen Sankuru und Lomami, etwa um den 24° ö. L. und dem 5° s. Br. wohnt. Es waren dies kluge und intelligente Menschen, die aber mit den Batetela vom oberen Lomami und den Tomma in Liberia zusammen um den Preis ringen können, die raffiniertesten Menschenfresser zu sein, die ich überhaupt persönlich kennen gelernt habe. Ueber ihre kannibalischen Sitten habe ich in unseren Akten folgende Studienergebnisse verzeichnet:

Die südlichen Bakete und die Kauanda sind auch Kannibalen; aber sie verzehren nur zeitweise Menschen, die gelegentlich im Kriege getötet worden sind. Die Bassonge essen nicht nur diese gelegentliche Kriegsbeute, sondern sie veranstalten Menschenjagden und mästen Sklaven, die nur noch dem Zweck dienen sollen, gegessen zu werden. Von Zeit zu Zeit machte sich in älteren Zeiten eine Männergruppe aus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

irgend einer Bassongestadt auf den Weg und hielt sich möglichst auf den Wildpfaden. Irgend ein kleines Dorf, mit dem keine Familienbeziehungen vorhanden waren, wurde aufgesucht und zu einer Tagesstunde, da der größte Teil der Männer auf dem Felde beschäftigt war, angegriffen. Den Dörflern erklang plötzlich zum Zischen der Pfeile das bekannte „Häääääähhhh! Häääh!" Dann floh der Rest der anwesenden Dörfler durch die Bananenstauden von dannen und suchte sich im Grase oder in Hüttenwinkeln, so gut es ging, zu verbergen. Meist glückte solch ein Angriff, denn die Späher hatten schon tagelang auf der Lauer gelegen, hatten alle Einzelheiten signalisiert und kannten die günstigen Momente. Die glücklich dem Dorfe und dem Ueberfall entschlüpften Einwohner liefen natürlich zu denen, die im Felde arbeiteten und diese sandten dann Boten aus, um aus befreundeten Orten Hilfskräfte heranzuziehen, überall im Lande die Verwandten aufzubieten und womöglich noch rechtzeitig den plötzlich hereingebrochenen, menschenmordenden, menschenfleischheischenden Männertrupp vor seinem Abzuge abzufangen.

Daß die Bewohner des Landes sie, wenn nur irgend möglich, einzufangen und zu töten versuchen würden, das wußten die Menschenjäger aber recht wohl. Es war für sie sicher, daß eine große Zahl von Kriegstruppen bald in der Umgebung auftauchen würde. So war ihnen denn Eile geboten. Meist hatten diese Jäger einige Kinder aufgegriffen, oder es war durch Speerstiche, die durch die Hüttenwand in das Innere der Häuser drangen, auch wohl ein verkrochener Sklave oder eine alte Frau niedergestreckt. In großer Eile ward nun ein mächtiges Feuer angefacht. Und während die vor dem Dorfe aufgestellten Wachen ausspähten, wurden die erlegten Kinder wie die Ratten auf lange Stöcke gesteckt und an diesem naturwüchsigen Bratspieß geröstet. Erwachsene Leute wurden, wenn der Rückzug nicht allzu gefährdet war, gefesselt und mitgenommen. Glaubten die Menschenjäger indes, mit solchem widerstrebendem Ballast Schwierigkeiten und allzu große Behinderung zu finden, so ward das Opfer dieser Feinschmeckerei durch Messerstiche ins Herz getötet. Der Leib ward dann von oben bis unten aufgetrennt, ein längerer Pfahl ward darüber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gebunden und das edle Wild so über die Flammen gebracht. Schnell waren hier und da einige Garkosthappen abgetrennt, und dann ward das Stück zerlegt und in einzelnen Teilen mitgenommen. Eiligst brach die Jägerschar auf; einer hatte einen Arm, einer den Kopf und der Anführer vor allen Dingen das Herz im Beutel. War Gefahr im Anzuge, so ging es eiligst heim, war die Gelegenheit dagegen günstig und noch nicht jeder Schnappsack gefüllt, so ward auch wohl noch ein anderer Weiler aufgepürscht, dann hieß es aber eiligst: rückwärts! Nachher kamen die Dörfler zurück, sie fanden dann nur die verkohlten Reste eines mächtigen Feuers und angesengte Pfähle, und durch die Luft zitterte noch der Geruch von Blut und verbrannten Haaren. Die zurückkehrenden Männer klagten nicht; das ist hier Sache der Weiber. Sie gruben eine Grube wie ein Grab und warfen den Rest des Mahles hinein. In den nächsten Tagen ward dann eine Versammlung der verwandten Dörfler abgehalten. Oft wußte die Bevölkerung überhaupt nicht, woher der Feind gekommen war, und dann konnte auch kein Rachezug unternommen werden. Aber auch

wenn man den Feind zu fassen vermochte, kam es selten dazu; denn das war ja die Regel: die Stärkeren überfielen die Schwächeren, und die hatten nicht genug Staatserziehung und staatenbildenden Geist, um etwa durch Vereinigung mehrerer kleiner Weiler einen großen Staat zu bilden. Es fehlte eben das Häuptlingstum in diesem Teile des Sankuru- und Lomamibeckens. Das war der Fluch!

Wenn eine hochstehende Regierung auch noch so tapfer und klug und geregelt ist, so ist der „Bürgermeister" hier doch nie der Herrscher, und das ist der große soziale Unterschied zwischen den Völkern des zentralen Kongobeckens und denen des Südens. Jedes monarchische oder despotische Volk, das in das Innere des Beckens geschleudert ward, verfällt wieder in die alte Städtebildung; Kunst und Geistesleben mögen da wohl blühen, Staatsgewalt nie. Doch beachten wir nun die andere Form der Menschenfresserei.

Wenn bei den zentralen Bena-Ki anscheinend mehr die Menschenjagd Sitte war, so war wohl bei den schwächeren Grenzstämmen des Bassongegebietes mehr die Mästung üblich. Jedenfalls

waren sie im Menschenessen alle gleich. Sklaven im Balubalande eingefangen oder eingekauft, wurden zunächst gezüchtet, gehörten sie der Gemeinde, so war der „Bürgermeister" der Fürsorger; dann war er es, der zu entscheiden hatte, wann der Mann seinem Schicksal verfiel. Bis dahin erledigte er Gemeindearbeiten. Der Mastsklave oder die Mastsklavin lebten übrigens nicht im Zölibat. Aber es wird ein großer Unterschied gemacht, der für die Auffassung der patriarchalischen Stämme eine wertvolle, grundlegende Aufklärung bietet: ein Kind, das ein freies Bassongeweib zur Mutter und einen Sklaven zum Vater hat, ist unfrei und späterer Küchenverwendung preisgegeben. Das Kind, das einen freien Bassongemann zum Vater und eine Sklavin zur Mutter hat, ist ein freies Stammesglied; denn der Mann ist nach patriarchalischer Auffassung der Maßgebende.

Im übrigen gingen die Menschenzüchter in bezug auf ihre Opfer von klaren Ueberlegungen aus. Mir sagte ein Bassonge, daß ein Mann nur dann dick und fett würde, wenn er verheiratet sei und wenn er keinerlei Sorgen habe. Deshalb müsse man also auf jeden Fall einem Zucht-

sklaven eine Frau geben, sonst werde es mit dem Fett nichts Rechtes. Außerdem dürfe der Mann nicht beständig in der Angst schweben, daß er demnächst gegessen würde, denn dann magere er eher noch ab, als daß er zunehme. Am besten wäre es jedenfalls, wenn es dazu käme, daß der Mann während der Mastzeit Vater würde; denn dann fühle er sich im allgemeinen sehr wohl und nehme beträchtlich zu. Man sieht daraus nicht nur, wie raffiniert diese Gesellschaft ist und ihre Maßnahmen ergreift, sondern mit welcher großen Ueberlegung diese Stämme bis zu logischen Schlußfolgerungen gelangen. Alle diese Dinge hier sind für den, der unter den Baluba und Bassonge längere Zeit geweilt hat und mit ihnen auch geistig verkehrt hat, nichts Ungewöhnliches. Sie charakterisieren eine Denkweise, wie wir sie unter den dunklen Waldvölkern nicht finden würden.

Wenn das sorgsam gezüchtete Stück schlachtreif ist, so wird ein günstiger Tag bestimmt. Irgend ein heiliger Mann der Stadt gibt nun gewöhnlich den Ausschlag, indem der Orakelgeist dieses heiligen Mannes sich für einen bestimmten Tag äußert. So machen sich denn an

dem betreffenden Morgen einige handfeste Burschen mit langen Knütteln und dem Schlachtsklaven auf den Weg in die Savanne unter dem Vorwand, irgendwo zu Markte zu gehen oder eine Wildspur aufzusuchen oder ähnliches. Nun wird es dann so eingerichtet, daß an einem geeigneten Platze, d. h. wo das hohe Gras gute Verstecke bietet, der Schlachtsklave vorangeht. Dann holt einer der anderen, die hinterher wandern, plötzlich mit einem Keulenknüppel aus und schlägt dem Opfer unversehens in den Nacken. Die Leute haben ihren eigenen Griff und Schlag. Und so fällt der Mann dann sogleich als Toter in die harten, hohen Gräser. Jetzt schneiden die Burschen eiligst einen kahlen Platz in das Gras, legen den Getöteten in die Mitte und häufen die Gräser über ihm zusammen. Bis zum Mittag ist das Gras getrocknet, und dann wird es angezündet. In diesem Strohfeuer brennt die schwarze Decke der äußeren Haut sehr bald ab, und das weiße Fleisch kommt zum Vorscheine, das „weiße, schöne Fleisch". Damit ist für heute die Arbeit getan. Erst am anderen Tage wird der Mann aufgebrochen. Dann ist die ganze Speisegesellschaft, gereifte Burschen und

Männer, zugegen. Frauen dürfen das „Kudia-Muntu“ nicht sehen, auch von dem Festschmause nichts erfahren. Sie sind strengstens davon ausgeschlossen. Die Teilung erfolgt familienweise. Alles wird aufgegessen mit Ausnahme eines Gliedes, das daheim im Rauchfange über Feuer geräuchert und als Zauberbestandteil den wichtigeren Buanga (Zaubermitteln) beigefügt wird. Im übrigen wird das Fleisch mit Bananen und Maniok zusammen gekocht und soll so einen sehr angenehmen, dem Schweinefleisch ähnlichen Geschmack erhalten. Kann die Genossenschaft nicht alles verzehren, so röstet man den Rest im Feuer.

Daß solchem Mahle ein kräftiger Umtrunk in Palmwein folgt, versteht sich von selbst. Aber daß solche Festtage dann in gründliche Schlägerei ausarten, soll nicht vorkommen. Es scheint vielmehr eine ganz eigenartige Stimmung über solchem Festmahle in hohem Grase zu lagern. Die Speisegesellschaft wird mit einem Bande umschlungen, das eine gewisse mystisch-religiöse Kraft zu besitzen scheint. Aber eigentliche Kultushandlungen sollen nicht dabei vorkommen. Bei den Ki waren noch monatliche Festbraten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

an der Tagesordnung, aber trotz „der guten Gewohnheit“ hatte auch bei ihnen das Gewohnte nie den Anstrich des „Gewöhnlichen“, des „Alltäglichen“ erhalten.

Nach allen meinen Erfahrungen und nach all den vielen Mitteilungen dieser Art, die mir abends beim Feuer und bei kreisender Tabakspfeife zuteil wurden, gewann ich doch stets den Eindruck, daß alle innerafrikanischen Kannibalen eine ganz ausgeprägte Stimmung mit dem Menschenmahle verbinden, und ich muß es für mein Reisegebiet jedenfalls als eine Entstellung der Tatsachen ansehen, wenn ein Reisender von den Innerafrikanern schreibt, „sie essen Menschenfleisch mit demselben Gefühl, wie wir ein gutes Beefsteak“. — Das ist unwahr; denn wenn ein Neger auch wöchentlich mehrfach Menschenbraten auf seiner Tafel stehen hat, so wird der Genuß für ihn in diesen Ländern doch stets mit einem bestimmten Gefühle verbunden sein. —

So berichtet das Tagebuch von 1905.

Hier ist also die Barbarei so voll entwickelt wie nur denkbar. Ich meine, um damit zu unserem Problem zurückzukehren, hier zeigte sich eine so absolut brutale Sitte, daß wir an

die oben zitierten Worte denken müssen: „Die Menschenfresserei kann nur von einem Volke geübt werden, das auf der niedersten Stufe menschlicher Gesittung steht und keinerlei seelische Verfeinerung und Vertiefung erfahren hat."

Der Theorie nach sehr schön! Aber: diese kannibalischen Bassonge waren nach dem von uns vorgefundenen Typus eines jener seltenen innerafrikanischen Völker, welche zu den geschmackvollsten und geschicktesten, taktvollsten und intelligentesten gehören, die wir unter den sogenannten Naturvölkern überhaupt kennen. Sie wohnten vor der arabischen und europäischen Invasion nicht in „Dörfchen", sondern in Städten von 20 000 bis 30 000 Einwohnern, in Städten, deren Hauptstraßen von Alleen herrlicher, regelmäßig eingepflanzter, in gleichen Abständen kolonnadenartig gegliederter Palmbestände beschattet waren. Ihre Tonarbeiten könnten jedem europäischen Kunstgewerbler reiche Anregung bieten. (S. „Und Afrika sprach" I. S. 15.) Ihre eisernen Waffen waren so ausgestaltet, daß kein fremdes Kunstgewerbe sie vollendeter in ihrer Art erdenken kann. In die Eisenblätter

waren zierliche Ornamente in Kupfertauschierung eingelegt, und die Griffe waren geschmackvollst mit Kupfer plattiert. Dazu waren es die fleißigsten und geschicktesten Farmbauern, die in sorgfältiger Bestellung der Anlagen jedem europäischen Gärtner Konkurrenz machen könnten. Der Verkehr der Männer und Frauen, der Eltern und der Kinder war durch einen Takt und durch eine Feinfühligkeit charakterisiert, die weder in bäuerlicher Unbefangenheit, noch in städtischer Verfeinerung bei uns übertroffen werden könnte. Die Grundbildung ihres Staaten- und Städtewesens war ursprünglich eine parlamentarisch-republikanische Organisation. Es ist festzustellen, daß diese würdig geleiteten Städte zwar oftmals Krieg miteinander geführt haben, daß es aber trotzdem seit undenklichen Zeiten unbedingt Sitte war, auch mitten im Kriege die Handelsstraßen offen zu halten und eigene wie fremde Händler unbehelligt ziehen zu lassen. Und der Handel dieser Eingeborenen bewegte sich auf einer Straße, die uralt war, die von Itimbiri bis Batubenge, d. h. also auf einer Linie von annähernd tausend Kilometern verläuft. Diese Straße ist erst von den „kulturtragenden" Ara-

bern gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört worden. Noch zu meiner Zeit gab es aber Schmiede, die die Namen der Orte an dieser hervorragenden, den „undurchdringlichen Kongowald“ quer durchschneidenden Handelsstraße kannten. Denn auf ihr wurde alles Eisen ins Land gebracht.

Was will solchen Tatsachen gegenüber nun die Behauptung unseres Autors aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besagen? Ist es nicht augenscheinlich, daß die eine abgeschmackte Sitte der Menschenfresserei durchaus nicht als Symptom absoluten kulturellen Tiefstandes gelten kann? Und ist es nicht ganz klar, daß solche Kunstfertigkeit, solche bedeutende Entwicklung des Handels, solche Städteanlagen und Städtebildung das Produkt langer, kulturgeschichtlicher Entwicklung sind? Spottet hier nicht der ganze Tatbestand einer engbrüstigen Anschauung, die nur nach Prüfung abstruser, barocker Uebertreibungen, wie sie notwendig die Kultur jedes Volkes aufweist, den Wert und die Zugehörigkeit des Ganzen beurteilen will?

Aber doch muß ich zugeben, daß solche Nebenerscheinungen jede höhere Kulturerschei-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nung in Afrika so dicht umhüllen und unter schier undurchdringlicher Decke verkleiden wie der Urwald die Bäche und Flußläufe. Es ist schwer, sie beiseite zu räumen, sehr schwer! Oft verzagt der Forscher. Und der Schatzgräber findet nicht immer das, was er erhofft hat und was er auch erwarten konnte, eben weil dieses Schlinggewirr allzuhäufig in tropischer Ueberwucherung das eigentliche Wesen erstickt und abgetötet hat. Es ist wahr: Der Afrikaner hat wenig Talent dazu, einen Kulturschatz rein zu bewahren und sein Erbe heilig zu halten. Denn er kann nicht anders, als mit bald bizarrem, bald komischem, bald naivem, bald barockem, fast immer aber geschmacklosem Schnörkelwerk jede Urkunde aus alter Zeit so zu übermalen, daß das Auge sich erst nach langer, langer Mühe instand gesetzt sieht, den alten Text zu erkennen.

Was aber sind denn nun geschichtliche Urkunden in Afrika? Dürfen wir ein Material erhoffen, wie es der Historiker am meisten erstrebt: geschriebene Dokumente? Oder aber gäbe es eine Möglichkeit, eines Tages auf Monu-

mente zu stoßen, wie solche aus klassischem und mittelamerikanischem Altertum so reich erhalten sind? Oder aber gar gut datierte, wie die Aegyptens und Westasiens?

Es war früher bitter für uns, auf solche Fragen immer nur antworten zu können: „Was wir an Manuskripten aus Negerafrika kennen, das ist in arabischen Lettern geschrieben und atmet islamischen Geist. Und noch fand niemand ein Monument aus Stein oder gebrannter Erde oder Erz, das nicht in letzter Linie doch echte, geschichtslose Negerbanalität zeigt oder als geschliffenes Werkzeug aus der ebenso ungeschichtlichen Vorzeit stammt.“ Es war bitter und hart, so klar die Machtlosigkeit und Ergebnislosigkeit unseres Strebens zugestehen zu müssen. Wer aber hätte anders antworten können? Und wenn nur Urteile, wie die auf pagina 1 wiedergegebenen, ausgesprochen wurden, so war im Grunde genommen vom historischen Standpunkt aus nichts hiergegen zu sagen. Es gehörte wahrlich starker Mut und große Hoffnungsfähigkeit dazu, die Ueberzeugung aufrechtzuerhalten, daß doch noch eines Tages ein gutes Beweismaterial für kulturelle Tiefe und wirkliche Anknüpfungs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gelegenheit für geschichtliche Eingliederung in die Weltgeschichte gefunden werden könnte.

Die Standhaftigkeit ist aber im Laufe der Zeit belohnt worden. Im Bericht über die zweite Reiseperiode („Auf dem Wege nach Atlantis", S. 321) habe ich schon von einem Ritt erzählt, den ich eines Nachts unternahm, um heimlich ein altes Heiligtum des großen Mossivolkes aufzusuchen und einige Schätze, die es barg, für die deutschen Museen zu retten. Es war eine der lustigsten und erfreulichsten, wenn auch der anstrengendsten Unternehmungen, die mir überhaupt geglückt sind. Schon lange bevor ich in der Reichshauptstadt der Mossi anlangte, hatte ich von jenem Heiligtum im Voltagebiet gehört als Erfolg des immer bewährten Rezeptes, daß man vor dem Betreten eines Landes dessen abgetriebene und verschlagene Bürger gründlich abhören muß, weil diese durch Versklavung Abgetriebenen und Verschlagenen im Auslande immer leichter über die Geheimnisse der Heimat berichten als dessen ungetrübt glückliche, seßhafte Völker, die infolge des Lebens im sozialen Verband zu gleichmäßig betriebener Geheimniskrämerei neigen.

Diese dunklen Afrikaner wissen ihre Geheimnisse unter dem Druck des allbeherrschenden Sozialmilieus mit einer Zähigkeit und Verschwiegenheit zu bewahren, die für uns individuell entwickelte und persönlich erzogene Europäer unverständlich ist. Bei uns kann sich niemand eine Vorstellung machen von der Wucht des Druckes, den die gesamte Masse der Bevölkerung auf den einzelnen ausübt. In Wagadugu, der Reichshauptstadt der Mossi, war solche Verschwiegenheit aus guten Gründen fast noch tiefer eingewurzelt als sonst in Afrika. Am Kaiserhofe in Wagadugu gab es etwa fünfzig höhere Beamte und Fürsten, von denen jeder habgierig, herrschsüchtig, bereit zu Intrigen, in ununterbrochenem, stillem Kampfe mit der Gesamtzahl der anderen Fürsten lag, in einem Kampf, dessen Ziele für alle die gleichen waren: den größten Einfluß auf den Mogonaba — den Kaiser — zu gewinnen.

Ach, dieser arme Mogonaba! Er wurde umtänzelt und umgirrt, umflattert und umgarnt, wie nur je ein kleiner europäischer König von einer raffinierten Kamarilla. — Der Kaiser war ein sehr junger, sehr unerfahrener, von der

Natur mit wenig Gaben und noch weniger Energie begabter Mensch. Die Erzfürsten des Reiches wälzten sich alltäglich und unentwegt demütig vor ihm im Staube und stießen und rissen seinen Willen doch hin und her, je nach dem Ueberwiegen der persönlichen Macht im Reichsrat. Ich habe diesen armen Kaiser weinen sehen. Wahrhaftig, ein jämmerliches Bild und eine sehr eigenartige Erfahrung.

Armer Kaiser der Mossi!

Es war unter den komplizierten Verhältnissen dieser Kamarilla schwer, meinen Plan auszuführen. Ich fand keine Parteigliederung im Lande, die mir etwa eine Handhabe hätte geben können, sondern ich fand über fünfzig habgierige, kurzsichtige, herrschsüchtige kleine Fürsten, von denen keiner dem anderen über den Weg traute! Also blieb mir nichts anderes übrig: ich mußte mich an dem allgemeinen Ränkespiel beteiligen und versuchte, von dem Mogonaba das zu erlangen, was ich für meine Arbeiten benötigte. Erfreulicherweise war Seine Majestät, wie auch auf anderem Gebiete, so auch auf dem Boden der Finanzpolitik sowohl schwach besaitet als schwach im Widerstande. Majestät brauchte

immer Geld, viel Geld. Seitdem die Franzosen ins Land gekommen waren, durfte man nicht mehr Sklaven fangen; auch warf der Karawanenhandel, für die einheimischen Fürsten wenigstens, nichts mehr ab. Und doch wuchsen die Bedürfnisse. Der Kaiser mußte am Opferfeste Kleider verschenken, für die die Sklaven nicht mehr die Stoffe webten, sondern die nach modernem Geschmack von den fränkischen Faktoreien im Westen eingekauft werden mußten. So kam ich denn der kaiserlichen Schatulle mit dem Konto der Expedition gerade vor dem großen Opferfeste recht gelegen.

Wie manchen Abend haben wir gehandelt und geschachert! Und wie haben wir geschachert! Wie manchesmal habe ich stundenlang bei ihm gesessen! Zuletzt aber wurden die Erzfürsten eifersüchtig auf mich und böse auf den Kaiser, weil sie etwas ahnten. Der Giftbecher kreist aber in diesem Land auch am Kaiserhofe! Der Herrscher begann zu fürchten. Er verfiel der Furcht vor den Rechten der berühmten vier Erzherren auf der einen Seite und der Furcht andererseits, daß die anderen den Leckerbissen mit ihm etwa teilen wollten. So einigten wir

uns denn eines Tages schnell auf 1200 Francs, zahlbar nach Einheimsung der Materie, und da in der Nacht des Uebereinkunftstages noch ein großes Hoffest stattfinden sollte, bei dem alle Großen erscheinen mußten, ward beschlossen, die Sache in gleicher Nacht auszuführen.

Ich schickte meine Leute an diesem Tage früh zu Bett. Mein Mossidolmetscher trug meinen Sattel in einem Sack fort, ich legte mich pro forma zu Bett, und pünktlich zu verabredeter Stunde klopfte einer der kaiserlichen Pagen an den Holzverschlag, hinter dem mein Bett stand. Wie anscheinend immer in solchem Falle, wäre das Ganze noch im letzten Augenblick bei einem Haar ans Tageslicht gekommen. Denn gerade an diesem Tage mußte das Pflichtgefühl meinen sonst so faulen Pferdejungen so ungewöhnlich kitzeln, daß er beschloß, die Eisenteile meines Sattels zu putzen. Wie ich mit dem Pagen an dem Leutehause vorbeikam, sah ich, wie er dort wild umherschoß und nach dem Sattel schrie, der inzwischen schon draußen am Weichbilde der Stadt auf dem Rücken eines kaiserlichen Pferdes lag. Glücklicherweise hielt der Reinlichkeitstrieb nicht allzu lange vor. Der Jüngling be-

ruhigte sich. Als echter dunkelfarbiger Bewohner Afrikas beschloß er, die erschwerte Angelegenheit bis morgen zu verschieben.

Es war ein tolles Jagen, und es ging immer im schnellsten Negergalopp in Schlangenlinien auf dem meist steinigen Boden dahin. Ich war sehr froh, daß ich nicht meine eigenen Gäule zwischen den Beinen hatte. Zweimal wechselten wir die Pferde, dann waren wir angelangt.

Das Haus, vor dem wir anhielten, wurde schnell durch einige Fackeln erleuchtet, deren Material aus dem Hausdache gezogen war. Es hatte bis auf den Eingang, der später zu schildern sein wird, nichts Besonderes an sich. Es war eine sehr große Rundhütte. Die Kerzen wurden angezündet, ich ging hinein. Es war ein dunkler Raum, in dessen Mitte sich etwas Großes und Unkenntliches erhob; an den Wänden waren auf einem einfachen Gerüst eigenartige Gebilde aufgestellt, die erwähnten Heiligtümer, annähernd zwei Meter hohe Masken, Holzstäbe, Gewänder usw., einige gut erhalten, andere zu Staub zermodert und zerfressen, alles in allem für mich ein köstlicher ethnologischer Fund; aber wenn auch eigenartig und wunderlich, so

war er auch im Stil und Wesen das gleiche charakterschwache Schnitz- und Schnörkelwerk, das uns als typisch afrikanischer Tand so oft geistesarm und geschichtslos entgegenstarrt, wenn er auch noch so viele hundert Male stilisiert ist. Ich war sehr befriedigt — als Ethnologe. Eiligst wurden alle brauchbaren Dinge herausgesucht, und schon wollte ich mich auf den Rückweg machen, ehrlich gestanden nicht nur müde, sondern auch angewidert durch einen fauligen Geruch, der im Raume herrschte, durch das überall herumfliegende Holzmehl und durch eine gewisse klebrige Feuchtigkeit. Ich wollte mich mit meiner Beute aus dem Staube machen, da fiel mir wieder das merkwürdig große, dicke Ding auf, das in der Mitte des Raumes emporragte.

Ich beleuchtete es näher. Da zeigte sich, daß genau in der Mitte ein großer, konischer oder kuppelförmiger Lehmbau errichtet war, auf dessen Spitze ein Gefäß stand, das beim Anschlagen einen merkwürdig dumpfen Ton von sich gab. Mein Begleiter machte mich auf eine kleine, nicht ganz ein Meter hohe Oeffnung in der Kuppel aufmerksam, die von Westen her in

sie hineinführte. Ich hielt ein Licht hinein und sah nun, daß diese konische Kuppel über einem tiefen Schacht errichtet war, aus dem ein wenig lieblicher Duft emporstieg. Da quer in den runden Schacht Steiglatten eingelassen waren, versuchte ich ihre Tragfähigkeit und stieg hinab. Diese Kletterpartie über die fünf schlüpfrigen Latten und dann einen schrägen, vierstufigen Steigbaum hinab war um so beschwerlicher, als ich in der Hand immer das Licht tragen mußte. In 4½ Meter Tiefe war ich auf dem Boden angelangt und fand, daß hier nach den vier Himmelsrichtungen 5½ Meter lange, den Enden zu noch höher ausgeschachtete und erweiterte Stollen angelegt waren. Die ganze, fraglos in ihrer Art imposante Anlage war aus der harten, zähen Lateritmasse herausgeschlagen. Der Boden war bedeckt mit Knochen und Scherben. Die klebrige Masse an den Steighölzern war das Resultat massenhaft hinabgegossenen Opferblutes. Das Ganze war das Grab eines von Westen her ins Land hereingekommenen Fürsten, dessen Leiche ich aber unter den Knochen und Lumpen und herabgefallenen Lateritbrocken nicht aufgefunden habe. Ich muß zugeben, daß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ich trotz zugebundener Nase es nicht lange ausgehalten habe und daß ich diesem Ort so schnell wie möglich, d. h. sobald ich die wichtigen Maße genommen hatte, entfloh. Ob die Behauptung meiner Begleiter, daß außer dem Fürsten selbst hier noch die Reste von Menschen bestattet wären, die seinerzeit dem toten Herrscher geopfert wurden, auf Wahrheit beruhte, konnte ich nicht feststellen. Unwahrscheinlich ist die Angabe nicht.

Soviel aber ist sicher, in diesen Ländern sind noch sehr viele ähnliche Bauten dieser Art erhalten. Die Beschreibung, die mir die Mossi von der Bestattung ihrer Kaiser und Könige gemacht haben, stimmt in begrenzter Weise mit der hier entdeckten Grabanlage überein.

Als mein Assistent Martius 1912 nach meiner Abreise die Expeditionsleitung übernahm und von Borgu- und Bussaleuten Erkundigungen einzog, erhielt ich die Beschreibung von Gräbern, die ganz genau der Anlage der sogenannten Gurmafürsten im Voltatal entsprechen.

Ganz ähnliche Grabanlagen waren vordem im Nupeland üblich. Früher gab es dort mächtige Totenhöhlen. Sie sind verfallen, aber die Alten

der heutigen Zeit haben sie noch gesehen und waren noch darin, als sie jung waren. Im Kaba-Bunugebiete soll es heute noch einige geben, in die man hinabsteigen kann. Schon in Ibadan hörte ich davon, und später ward mir oft davon berichtet. Auch in Mokwa wissen sie von mehreren solcher Begräbnishöhlen. Eine lag da, wo früher der Fürstenpalast stand und heute die Schule errichtet ist. Wenige hundert Meter hinter ihr ist die geweihte Stelle. Die Höhle selbst ist vor ungefähr sechzig bis siebzig Jahren eingestürzt. Sie war unterirdisch. Man betrat sie durch ein großes, rundes Eingangsloch; von ihm zweigte sich nach zwei Seiten ein etwa mannshoher Stollen ab, der den Beschreibungen zufolge drei bis vier Meter breit war. In dem linken Stollen fanden die männlichen, in dem rechten die weiblichen Leichen angesehener Leute Aufnahme. Die Leichen wurden zu dieser Aufbewahrung sehr fest mit großen Mengen breiten Baumwollbandes umwickelt, so daß sie steif und fest waren wie Mumien. So wurden sie dann gegen die Wand gelehnt. Nur den allerangesehensten männlichen Leichen hängte man eine Nupe-Tobe um. Damit die Leichen nicht seitwärts umsinken

konnten, war für den Kopf einer jeden eine Höhlung in die Wand geschnitten, in der er ruhte. So standen die Leichen oft Monate, ja angeblich Jahre, aufrecht, bis sie zuletzt innerlich ganz zerfallen waren und nun trotz der festen Umwicklung als Knochenhaufen zusammenstürzten. Die Alten meinen, daß in jedem Stollen dieser Leichenhöhle wohl fünfzig Verstorbene aufgebahrt worden seien. Es hat nach Aussage der Leute, die sie noch gesehen haben, von solcher Art Grabbauten viele gegeben. Nur sehr angesehene und vornehme Leute fanden darin Aufnahme; gewöhnliche Sterbliche wurden dagegen im eigenen Gehöft bestattet. Die Sitte derartiger Bestattung in künstlichen Höhlen reicht bis auf die Zeit vor Egidi zurück. (Siehe das Kapitel über die Geschichte der Nupe!)

Ganz ähnliche Bauten errichteten fernerhin vordem die Boß-Sorokoi. Bei Mopti, am Niger oberhalb Timbuktus, vereinigte ich 1908 eine größere Anzahl alter Herren dieses Volkes und besprach mit diesen unter anderem auch die alten Bestattungssitten. Ueber die wunderlichen, archaischen Gebräuche, die auch heute noch in diesem Lande geübt werden, etwas zu erfahren,

war sehr schwer, da der Islam hier emsig bemüht ist, das Heidentum auszurotten. Zum Schluß gelang es aber doch, das Vertrauen der alten Herren zu gewinnen, ihre Scheu zu überwinden und sie zu bewegen, ihre Geheimnisse zu öffnen und mich in die Mysterien der alten, komplizierten Geheimbünde (vgl. „westafrikanische Kulturtypen", 1912) und Traditionen einzuweihen.

Und dann zeigten sie mir eines Tages so ein Grab, dessen Eingang die Opferstellen noch erkennen ließ, so daß ich einen Einblick gewinnen konnte. Der Bau verriet folgendes:

Ist in dem heidnischen Gebiete dieses alten königlichen Landes ein Fürst gestorben, so wird in einer Entfernung von zehn Meter von Osten und Westen her unter die Hütte, in der der Verstorbene aufgebahrt wird, ein Gang schräg nach unten geführt. Breite und Höhe dieses Stollens belaufen sich auf etwa zwei Meter, die Länge von dem Eingang bis zur Mitte auf etwa zwölf Meter; die Eingangsöffnung wird etwa vier Meter weit mit Borassuspfeilern und einem Borassuslager abgesteift, so daß die Enden des Ganges nicht einstürzen können. Vor allen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dingen wird aber genau unter der Hütte, in der der Fürst verstorben ist und aufgebahrt liegt, also da, wo die beiden Gänge von Osten und Westen aus zusammenstoßen, eine Kuppelhalle ausgeschachtet und ihre Wölbung in Form eines Weidenkorbes durch horizontale Ringe und Vertikalrippen gebildet, dazu mit Matten und Stroh gefüttert. Zum ganzen Bau werden etwa zweihundertfünfzig bis dreihundert Menschen verwandt, von denen etwa hundertfünfzig Holz schlagen, fünfzig flechten und binden und fünfzig weitere Erdarbeiten ausführen.

Die Leiche wird mittlerweile durch Hochziehen der Knie und Festbinden der Arme in eine möglichst raumsparende Form gebracht, wird mit vielem Stoff umhüllt und dann in eine Urne gesetzt, die etwa hundertfünfundsiebzig Zentimeter hoch und hundertfünfzig Zentimeter breit ist. In dieser Urne wird der Leichnam dann durch den Zugang in die unterirdische Höhle gebracht und in der Mitte so aufgebahrt, daß sein Antlitz nach Westen gerichtet ist. Um den Steintopf mit seinem vornehmen Inhalt werden vier Leuchter, je einer nach jeder Himmelsrichtung, aufgestellt und, sobald der Fürst ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bettet und alles hergerichtet ist, entzündet. Weiterhin werden aufgestellt: Duo, d. h. Getränke in kleinen und großen Gefäßen, allerhand Speisen und Korn in verschiedenen Behältern. War es ein kriegerisches Oberhaupt, das hier seine letzte Ruhestätte gefunden hat, so wurden Bogen und Pfeile sowie sein Fliegenwedel mit in die Grabkammer gelegt. Vor allen Dingen begleitete jeden Fürsten seine meistgeliebte Frau. Sie wurde lebendig mit in die Grabkammer gebracht und darin für immer eingeschlossen. Man brauchte niemals eine Frau hierzu zu zwingen, denn eine jede erfüllte das Gesetz herzlich gern und war froh, nicht von dem Geliebten getrennt zu werden.

In der Grabhütte, über der Kammer, in der der Tote zuerst aufgebahrt lag, stellte man eine kurze Tonröhre oder Tonsäule auf. Sie wurde genau da errichtet, wo unten der Kopf in der eigentlichen Leichenkammer lag. Ferner zog man von der Grabhütte nach Norden und Süden je einen Graben. Diese mündeten nicht in die Grabkammer, sondern dienten nur dem Zwecke, Reservelebensmittel in Krügen, Schalen, dazu auch sonstige Gebrauchsgegenstände, wie Tabaks-

pfeifen, Wasserkrüge, ja, auch sogar Brennholz aufzunehmen. Diese Sachen waren bestimmt, den Toten zu erfreuen und zu erfrischen, wenn das, was direkt in der Grabkammer war, verbraucht wäre. Und das Brennholz sollte in den kalten Zeiten die Möglichkeit bieten, erwärmendes Feuer zu entzünden. War das alles derart fertig zubereitet, so schloß man den Ost- und Westgang im Innern mit starken Lattenstücken und warf Erde darauf. Auch schüttete man den Nord- und Südgraben zu.

So also sind diese alten Bauwerke beschaffen, die noch jetzt die Eingeborenen des Nigerbogens für ihre verstorbenen Herrscher herrichten. Es sind wirklich bedeutende Bauten, klein und unscheinbar erscheinen sie aber im Vergleich zu jenen eminenten Grabanlagen, von denen ich im folgenden einen Rekonstruktionsversuch geben will, und deren Ausführung noch vor einem Jahrtausend gebräuchlich war.

In den Gebieten zwischen dem unteren Senegal und dem nördlichen Haussa, also auf dem dreizehnten bis achtzehnten Grad nördlicher Breite, sieht der Wanderer vielfach aus schwach gelbem

und sandigem Boden rote Hügel aufsteigen, die, wie mich deucht, auf jeden Beschauer den Eindruck des Fremdartigen, Künstlichen und Naturfremden machen müssen. Im Westen liegen wohl die äußersten Vorposten bei den Dörfern Padalali und Djinsa, also zwischen Matam und Bakel, in der Landschaft Toro, nahe dem Senegal. Am dichtesten gruppiert sind sie an den Uferlandschaften des mittleren Niger. Nach Osten zu kommen als äußerste bislang feststellbare Beispiele die im Sindergebiet erhaltenen in Betracht. Ich bin aber überzeugt, daß man Vertreter dieser Bauweise noch weiter nach Osten hin wird feststellen können. Die Größe dieser Rotköpfe schwankt bedeutend. Von 5,5 Meter Höhe und 22 Meter Basisdurchmesser steigt sie auf 23,25 Meter Höhe und 221,50 Meter Fußbreite; im Mittelmaße aber halten die meisten bei ca. 12 Meter Höhe 40 Meter Sohlenbreite.

Diese eigenartigen Rotköpfe sind, wie jeder ältere Eingeborene, wenn er erst zum Sprechen gebracht ist, versichert, alte Königsgräber. Und wenn wir das auch nicht von den Leuten selbst hören würden, wenn uns das auch nicht der erste Eindruck verraten würde, so brauchten wir nur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bei dem alten arabischen Reisenden El Bekri, der um 1050 diese Gegenden besucht hat, nachzuschlagen, um uns von der Tatsache zu überzeugen. Nach den Angaben dieses ausgezeichneten Forschers haben die Eingeborenen dieser Länder die verstorbenen Könige vordem in großen Kuppelbauten beigesetzt, die mit einer Erddecke eingehüllt und so unter einem großen Erdhügel verborgen wurden, aus dessen Innerm ein Gang nach außen führte; durch den Gang wurden Opfer, und zwar Menschenopfer und berauschende Getränke, dem Toten dargebracht. Dieses sind die Monumente, von denen wir jetzt sprechen wollen. Die Franzosen, die, zuerst auf sie aufmerksam gemacht, als erste einige Grabstiche in sie hineingestoßen haben, eröffneten der wissenschaftlichen Welt zwar den ersten Einblick in vorislamitische Tiefe; sie haben diese Forschung aber nicht so weit betrieben, daß wir heute nach Anlage und Wissen schon näher über sie unterrichtet wären. Fünf dieser Tumuli im französischen und englischen Gebiete sind bereits von Europäern aufgeschnitten worden, aber etwas Erschöpfendes ist bisher darüber nicht veröffentlicht worden. Abgesehen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von der Möglichkeit, die aufgeschnittenen Bauten an den Schnittflächen zu untersuchen, hat nun jedoch bei einigen auch die Natur ihre eingreifende Wirkung walten lassen, hat durch Wind, Hitze und Kälte die Oberfläche aufgerissen, das Innere gelockert und durch Regengüsse manchen Gang abgespült, so daß es heute schon möglich ist, eine Rekonstruktion zu wagen. Abgesehen von dem Tatsachenbestand, den der Forscher an Ort und Stelle findet, kann er sich fernerhin auch auf das Gedächtnis und die Aussagen der Eingeborenen stützen, die ihrerseits in Traditionen noch reichlich Nachrichten über die Bauwerke und ihre Herstellung bieten, da sie in ihren Gesängen die Erinnerung an ihre Errichtung gewahrt haben. Es geht aus allem ganz deutlich hervor, daß es einstens noch verschiedene Arten solcher Tumulusbauten gegeben hat:

1. eine kleine Art, deren Erdkopf über einer unter der Erde gelegenen Grabhütte errichtet war;

2. einen mittleren Typus, bei dem zwei Räume, ein unterer als Leichenkammer unter der gewachsenen Erde und ein oberer als Opferraum unter dem aufgeschütteten Tumulus, angelegt waren;

3. ganz besonders große Anlagen, die außer dem König noch viele angesehene Männer nach bestimmten Anordnungen in größeren Räumen aufnahmen.

Der wichtigste Typus scheint mir der mittlere zu sein, und ihn habe ich auch nach eingehenden Ausmessungen des von Desplagnes durchschnittenen Grabbaues von Ualedji, nach den abgeschlemmten Resten des Tumulus von Gjiggi, nach dem durch einen Nigerarm zerschnittenen kleinen Tumulus von Tendirma, nach den Gualla-resten und nach Erkundigungen bei Eingeborenen zu rekonstruieren versucht.

Da es sich hier darum handelt, zum ersten Male einen größeren Monumentalbau des vorgeschichtlichen Negerafrika wiederherzustellen, so wurde keine Mühe gescheut, die Aufgabe so sorgfältig wie nur möglich zu erledigen. Unklar ist mir im wesentlichen nur die Konstruktion der oberen Opferkuppel geblieben.

Ich will versuchen, die Herstellung eines solchen Werkes zu schildern: Von Osten und Westen wurden Gänge unter die Erde geführt und da, wo sie aufeinander stießen, die Galerie zu einem im Grundriß ovalen Kuppelbau er-

weitert. Die Kuppel wurde mit Borassuspalmholz ausgekleidet und versteift. Diese tiefgelegene untere Kuppel barg den Toten mitsamt allerlei Beigaben. Zumeist wurde außer dem Herrscher noch ein weiteres lebendiges Opfer hier untergebracht. Und zwar schwankt die Angabe zwischen einem und vier Menschen. Der Ostgang wurde anscheinend wieder verschüttet, der Westgang dagegen mit Bohlen zugedeckt und alljährlich geöffnet, um neue Opfer aufzunehmen. Genau über der eigentlichen Grabkuppel wurde dann auf ebener Erde eine zweite, sehr starke Kuppel errichtet, in die von Westen her ein gedeckter Gang führte. Diese Kuppel mitsamt dem Gange wurde aus schweren Borassusstämmen erbaut, mit Erde überdeckt und über ihr der Tumulus errichtet.

Es gibt unter den Songai-Fari Makas ein altes Lied, welches auf Begräbnisfesten gesungen wurde und uns schildert, wie die oberirdische Opferkuppel zum Tumulus ausgebaut wurde. Der Text lautet:

Der verstorbene König liegt unter der Erde.
Der Strom weint. — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Wir haben über der Erde dies Haus gebaut,
Wir haben das Haus mit Erde gedeckt,
Wir haben die Erde mit Füßen getreten, und die Frauen haben sie mit Holz geschlagen;
Wir haben Ochsen getötet und das Blut über die Erde gegossen;
Die Frauen haben die blutige Erde geschlagen;
Wir haben Stroh und Holz herbeigetragen;
Wir haben über der Erde ein Feuer gemacht.
Wir haben die Asche weggetragen.
Wir haben Erde herbeigetragen.
Wir haben die Erde mit Füßen getreten — —
usw. usw.

Also schichtweise wurde das Werk ausgeführt. Eine Decke ward über die andere gelegt, mit Rinderblut besprengt, festgeschlagen und mit Feuer gehärtet. In der Tat kann man an einzelnen Stellen die Rotköpfe „abblättern" sehen, wie einen in den Tropen sich schälenden Granitblock. Danach zog man noch einen Ringgraben um den ganzen Bau und legte eine ihn reinigende Entwässerung an, die anscheinend nach Osten geführt ward. Man deckte den Zugang nach der eigentlichen Grabstätte mit horizontal verlegten Bohlen, die nur einmal im

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jahre geöffnet wurden, damit das herbstliche Opfer hineingestoßen werden konnte. Im übrigen aber verkehrten die Priester mit dem Toten im oberen Gemache, in das man durch den geschützten Gang zu ebener Erde gelangen konnte.

In tiefer Ehrfurcht und nur ungern erzählen die Leute die Sagen, die das Volksgedächtnis um diese Bauten gesponnen hat.

Ich fragte vorhin, welche Art von Urkunden und ob überhaupt irgendwelche Monumente irgendwelcher Art in Negerafrika erhalten sein dürften. Dann habe ich die monumentalen Pyramiden der Songai geschildert, und der Leser wird meinen, ich würde jetzt ausrufen wollen: „Seht, das sind die Monumentalbauten!" — Doch nicht so! Gewiß sind dies Monumentalbauten. Ich habe aber nebenher noch ein anderes historisches Baumaterial geschildert und erwähnt, das als ein viel gewaltigeres Monument der Vergangenheit in die Jetztzeit hineinreicht denn Pyramiden und Erz und Stein und Schrift: das ist das Gedächtnis

der Menschen, die noch nicht die Schrift kennen, oder die noch nicht durch allzu intensive Ausnutzung des Schreibens diese Gedächtnisarchive zerstört haben"!

Auch an den Meeresgestaden Nordeuropas trifft der Wanderer hier und da kleine Hügel und landschaftliche Unebenheiten, von denen die naiven Bewohner des Landes ebenso mit Ehrfurcht sprechen wie die Bauern des Niger-stromes von den ihren. Die nordischen Bauern erzählen, es sei da und da ein König im Wagen unter die Erde gefahren. Die Städter, als sie in früheren Jahrzehnten das hörten, lachten darüber, aber die Bauern hielten in ihrer zähen Weise daran fest. Man brach hier und da solche erhabenen Stellen auf, erst wohl nur gelegentlich, wenn die Unebenheit einem Schienenstrange weichen mußte, später aber wohl auch planmäßig und absichtlich. Der Städter hatte über den märchenhaft glaubensstarken Eingeborenen erst gelacht. Dann aber war er doch ernst geworden: Der Glaube des Bauern war kein Aberglaube gewesen; das Grab eines Altherrlichen, Hochedlen war zutage gelegt, ein kleiner

Wagen daneben gefunden worden. Das Beispiel hat sich wiederholt. An zwei Jahrtausende lang hatte die Erinnerung sich im Kopfe des Bauern erhalten. Kriegsstürme und wilde Zeiten waren darüber hingebraust, und in langen Perioden lieblichen Friedens hatten die Hacken jahraus jahrein ihre Furchen darüber gezogen und schwere Kornähren darüber ihre Häupter gewiegt. Generationen über Generationen waren über sie hinweggegangen, die Kunst der Schrift war aufgekommen, und unendliche Mengen beschreibender Chroniken waren in den benachbarten Städten geschrieben, gedruckt, verkommen und verschollen. Mancher mit Schrift bemeißelte Grabstein war auch auf jüngerem Kirchhof inzwischen von Efeu zersprengt und vernichtet. Aber das Wissen im Kopfe der Menschheit war geblieben, fast zwei Jahrtausende lang.

So göttlich und gewaltig beschaffen ist das Gedächtnis jener Menschen, die noch jenseits der Schrift leben. Beispiele aus dem Norden kennt jeder Altertumsforscher. Niemand aber hätte dem tropischen, heißen, schnellebigen Negerafrika gleiche monumentale Gedächtnis-

kraft zugetraut. Fast die tausend Jahre lang ist keine Lateritpyramide mehr errichtet worden, aber alte Leute kennen noch das Lied, das beim Schichtbau, Lehmschlag und Schichtbrand von den hundert und aberhundert Werkleuten gesungen wurde. Leser, schlage nochmals die Blätter auf, mit denen ich dieses erste Kapitel eingeleitet und auf denen ich jene Zeilen wiederholt habe, die mir im Anfange meiner Arbeit vor zwei Jahrzehnten entgegenflatterten. Fast ein Jahrhundert gehörte dazu, die geographische Gestaltung dieses Erdteiles, die Gliederung seiner Flüsse, seiner Berge und Seen kennen zu lernen. Was Wunder, daß das Menschliche, das ein Goethe und ein Karl Ritter als das für den Menschen wesentlichste bezeichnet haben, hier noch lange rätselhaft bleiben mußte! Leser, dieses Buch soll die Mittel und Wege zeigen, mit denen und auf denen wir in dieser Zeit gingen und danach strebten, der Lösung der Rätsel dieses Erdteiles näher zu kommen. Gleich dem Indianer, der den Kriegspfad wandelt, haben wir uns immer wieder auf den Boden geworfen, haben unser Ohr gegen die harte Erde gedrückt und gelauscht, ob etwa

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in der Ferne die Tritte der Menschen der Vergangenheit verklingen. Wie die Schatzgräber haben wir unsere Hämmer überall gegen die harte, formlose Oberschicht geschlagen, um zu vernehmen, wo im tieferen Grunde etwa ein schatzbergender Hohlraum verborgen liege. Wir haben die Erde aufgebrochen, sind in die Tiefe gestiegen; alte Paläste, alte Erzminen, alte Werkstätten haben wir zutage gefördert. Jedem zugänglichen Trieb des Menschentums suchten wir nachzuspüren und vor allem die Grundzüge jenes gewaltigsten Monumentes der Menschheit aufzudecken, das im Gedächtnis dieser sogenannten Barbaren wie auf Felsen aufgebaut ist.

Auch wir haben nicht immer Glück gehabt. John und James spielen in dieser Entdeckungsgeschichte eine wichtige Rolle. Die brutal barbarischen Figuren dieser bald in kannibalischen, bald in phlegmatischen Lebenssitten sich wohlfühlenden Menschen versteckten und verheimlichten sorgsam die feineren Materien älterer Kulturperioden. Und die Vertreter der Anschauung Seite 1 und 2 („Und Afrika sprach." I.) haben uns die Arbeit oft auch nicht leichter gemacht; mancher grobe Holzklotz, von Europa

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus wohlgezielt, flog uns zwischen die Beine, um uns aufzuhalten. Wir sind oft enttäuscht gewesen, nie aber entmutigt worden, und sind unsere Wege nach Atlantis und Aethiopien und weiter, immer weiter gegangen.

Dieses erste Kapitel mag bunt und kraus erscheinen, vielleicht aber, daß doch mehr Sinn darin ist, als dem flüchtigen Leser scheint. Immerhin verspreche ich feierlich, daß ich die Zickzackzüge meines Gedankenganges hier nicht weiter aufdrängen will, sondern von nun an in der üblichen schildernden Schrittweise den Weg entlang führen und alle Ereignisse und Funde, soweit sie mir bedeutend genug und auch zeitgemäß erscheinen, vorführen will. Ich will die romantisch-pittoreske Eigenart unseres Lebens und unserer Funde, soweit wie möglich, sachlich und ohne Voreingenommenheit schildern. Wenn ich dabei aber weniger vom drohenden Tode und sterbenden Menschen als von toter und sterbender Kultur spreche, weniger auf unsere mannigfachen Abenteuer und poetische Naturschilderungen als auf schildernde Naturpoesie und große Vergangenheit der alten Bewohner jener durchzogenen Länder eingehe,

so geschieht das, weil wir eben nicht mehr die romanhafte Vortragsweise gewohnt sind, wie sie einst üblich war, als noch Herodot und andere über die Hyperboreer und Amazonen und Plato über Atlantis schrieben. Wenn wir von Amazonen und Atlantis sprechen, so geschieht das in völlig verschiedenem Sinne, wenn wir auch den Gedanken des Unterganges einer Welt beibehalten.

Denn das ist wahr: Ich spreche hier von einer untergegangenen Welt! Ich zeigte, wie die Songai heute noch im kleinen die Gräber der großen Zeit nachahmen. Die große Vergangenheit schlummert in Trümmern unter der Erde, verklärt aber in der Erinnerung der Menschen unter der Sonne. Das sei ein Beispiel. Die gewaltigsten Funde aber — — —

12. Brief aus dem Ostsudan.*)

(FÜNFTE REISE.)**)

(1912.)

VON WESTAFRIKA NACH KLEINAFRIKA. DAS LAND UND DIE KULTUR KASCH (KUSCH).

El Obeid, 5. März 1912. Also angelangt in Kordofan und — alles ist vorschriftsmäßig verlaufen. Die Sache ist eben so einfach wie schnell vonstatten gegangen. Auf den Kanarischen Inseln verließ ich den englischen Dampfer und fuhr mit einem französischen

*) An meinen Freund und Mitarbeiter Dr. M. Groll. — Die in dem Briefe erwähnten Sagen von Kasch (das Kusch des alten Testamentes) sind inzwischen veröffentlicht worden. Siehe Atlantisausgabe der von mir gesammelten Volksdichtungen. Bd. IV „Märchen aus Kordofan". Eugen Diederichs, Jena 1923. S. 7 ff.

**) Die fünfte Reise (1912) ging aus vom Roten Meer, kreuzte bei Khartum den Nil und begann ihre Unternehmungen mit der Untersuchung des alten Kulturweges, der nach den

Amerikafahrzeug nach Genua. Drei Tage brauchte ich, um in Tirol mein Mädelchen zu besuchen, um meine Frau und meinen Bruder einzuheimsen und gleich wieder nach Afrika, diesmal nach Osten abzufahren.

Suez, —

Port Sudan, —

Khartum, —

El Obeid. —

Ja, da sind wir und — schwimmen einmal wieder im Glück! „Wilde" Nuba im Süden, hammitische „Araber" rund herum und im Westen königliche Foraner. — Hier aber ein

---

heute verlorenen Kupferminen des Sudan führte. Die Bedeutung der Metallgewinnung des Altertums und der Großartigkeit damaliger Verhältnisse wurde eingehender untersucht, aber mit Absicht bis jetzt nicht veröffentlicht. Förderer dieser Expedition waren Ausländer, die in vornehmer Weise darauf verzichteten, mit den praktischen und kulturgeschichtlichen Resultaten des Unternehmens bekanntgemacht zu werden. Entdeckt wurden außerdem alte Märchen und Sagen, die der prähistorischen Zeit vor der Negerherrschaft angehören und sich als ein erythräischer Niederschlag des Sagenkreises von Tausend und eine Nacht herausstellten.

Anmerkg. d. Institutes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fest zu Ehren Kitcheners! Nun und da kommen sie alle zusammen und — unsereins scheffelt.

Scheffelt!

Und wie!

Sie wissen doch, daß und wie unser alter, herrlicher Richthofen mich wegsandte und sagte: „Gehen Sie, wandern Sie immer, ich weiß, Sie werden Erfolg und Glück haben!“ Aber so wie hier hätte ich das doch nicht, nie und nimmer gedacht. — Denn: nach einer genügend langen Fahrt durch Altatlantis (NB. die Terrakottenfunde werden mir einige Kollegen n i e vergeben!) und Zentralsudan drängt es mich in den Osten, zum Nil, nach Kordofan, nach dem Zentrum El Obeid, um da meine Pilger aus Adamaua zu erwarten, — und wie fern bin ich dem Gedanken an Kitchener, Sir Dar Reginald Wingate und Slatin Pascha! Wie fern! Und wie konnte ich denken, daß der große Foraner zu diesem Feste Boten und Gruß und sonstiges nach El Obeid schickt!

Sonstiges!

D. h. z. B. einen sehr alten Kamelversorger mit Namen Arach-ben-Hassul, einen Mann, der im Herzen die herrlichste Sage der Vergangen-

heit trägt. Die Sage von Kasch oder Napata. — Nicht wahr, da spitzen auch Sie, lieber Freund die Ohren! — Es ist zu toll! Auf einem Präsentierbrett, in nicht mehr als einer halben Stunde die ganze Weisheit, Jahrtausende umfassende Weisheit serviert! — Sie, mit dem ich alle diese Dinge so manches Mal besprach, wissen natürlich sogleich, was es für mich bedeutet, wenn dieser alte Mythenträger weiß, wie ein König ganz im Osten nach N. O. Afrika einen Sendboten an den Hof von Napata sendet, der herrliche Märchen erzählt und dann die Staatsform umbildet. Der König aus dem fernen Osten, jenseits des Meeres! — Das kann nur irgendwo am indischen Meer sein. Sollte man das indische Meer in Zukunft vielleicht besser das K a s c h i t i s c h e nennen?

Sehen Sie, lieber Freund, das ist der zweite große Fund im Laufe von zwei Jahren, der mich hinauszwingt aus dem, was Ihr so schön „Afrikanologie" nennt. — Man kann seinen Spezialraum als Ethnologe sehr schön im Kopf haben und kennen. Das „Wissen" von ihm wird man aber erst erreichen, wenn man ihn von außen und in seinem Werden als Teil des Ganzen ergriffen hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Danach können Sie ermessen, wie notwendig es ist, daß ich die Dinge so lange für unerledigt erachte, als nicht der Forschungsdrang aus dem Innern heraus bis in große Räume und Zeiten geführt hat, aus deren Gesamtheit heraus im Rückblick alles Einzelne erst lebenswahr erfaßt werden kann.

Einiges ist getan.

Das Wesentliche aber liegt noch vor mir!

Diese Zeilen nur zu Ihrer persönlichen Freude. Es geht niemand sonst etwas an.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

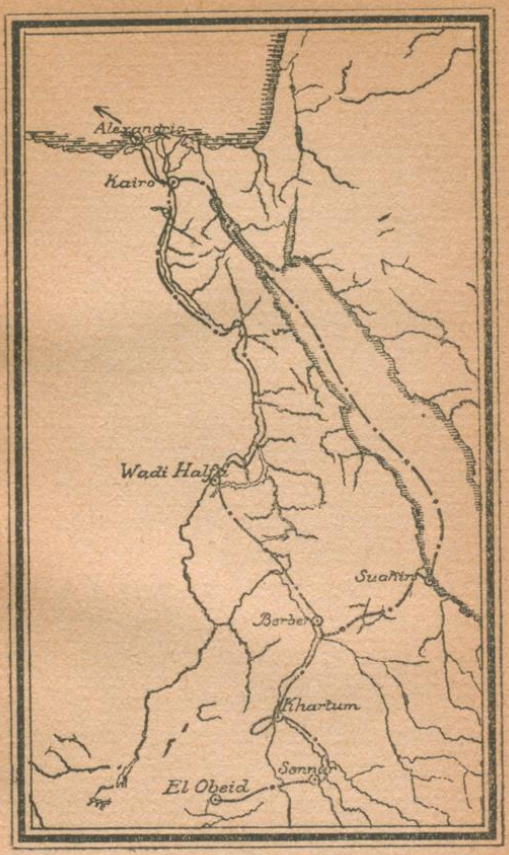


Abb. 5. Skizze zur fünften Reise.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

13. Der afrikanische Gott.*)

(1913.)

Kulturkritik; unsere Torheit und Unwissenheit. — Fetischismus! — Die äthiopische Religiosität. — Die atlantische Götterlehre. — Europas Pflicht.

Jede Erscheinungsform der Menschheit, jeden Kulturtypus kann man an seinen Göttern erkennen. Aber die Götter wirklich erkennen, ist eine Kunst. Und es ist deshalb eine Kunst, weil der Mensch nicht etwa seine Götter aus dem Nichts schuf, sondern aus dem Leben, welches das ihn umgebende Erdreich atmet.

Es ist für den Kulturhistoriker eine erquickende Arbeit, zu verfolgen, wie die verschiedenen Zeitalter gleiche Götterwelten beurteilt haben. Man denke allein nur daran, wie

*) Erschien in der Cottaschen Monatsschrift: „Der Greif", 1. Jahrgang, Heft 9, Juni 1914.

die griechische, die dem deutschen Volke nun einmal am besten bekannte Götterwelt in den verschiedenen Jahrhunderten eingeschätzt wurde. Bald als das eigentliche Bild der klassischen Größe, bald als ein heidnisches Gemengsel, bald als eine poetische Pracht, bald als ein phantastisches Gewirr. Heute, wo wir uns auf die Thesen der mythologischen Wissenschaft stützen, ist es schwierig zu rekonstruieren, wie bunt und verschiedenartig unsere nordeuropäischen Auffassungsformen hinsichtlich der griechischen Götterwelt gewesen sind. Es ist eben genau dasselbe wie die Beurteilung der Griechen, die wir Nordischen nicht immer als klassische Vorbilder der Menschheit erachtet haben. Es hat also Zeiten gegeben, in denen man eben hinsichtlich der Götterwelt nur das Griechische schätzte und verstand. Diese Zeiten sind nun gottlob vorüber; denn seit einigen Jahrzehnten drängt die nordische Götterwelt, die unserem Verständnis eigentlich am nächsten stehen sollte, sich mehr und mehr hervor, und das Auge gewöhnt sich daran, auch auf entfernteren Teilen der Erde Kulturtypen und Göttergestalten wahrzunehmen und zu verstehen. Allerdings ist dieses Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ständnis noch recht mangelhaft und wenig fruchtbar. Es gibt immer noch den wundervoll großen Papierkorb der Geistesarmut, an dem seit uralten Zeiten das schöne Wort „Heiden" steht. Und in diesen redaktionellen Papierkorb der lehrenden und belehrenden Geisteswissenschaften wandern immer noch die größten Massen der nach Europa einlaufenden Nachrichten über uns Fernerstehende. Zwar maßen wir Europäer uns an, derzeit die illustren Spitzen und Leiter der Erde zu sein; zwar maßen wir uns ohne Vorbehalt Urteilsfähigkeit nach jeder Richtung an, aber im Grunde genommen sind wir doch immer nur die armen Tröpfe von Menschen, die wir Menschen seit Urzeiten gewesen sind, und immer noch stellen wir uns als die Helden und Träger der derzeitigen Menschheitsgröße schroff den andern gegenüber, die für uns nur Barbaren sind und deren Produkte mehr oder weniger obligativ in den oben erwähnten Papierkorb wandern. Diese Anmaßung ist lächerlich! Denn wir wollen die Welt beherrschen, d. h. also alle anderen Völker unserer Kultur dienstbar machen; aber wir sind immer noch töricht genug zu glauben, diese Dienstbarkeit allein

durch brutale Anwendung der Macht unseres geistigen Uebergewichts erobern zu können.

Nun ist aber Dienstbarkeit ohne gegenseitiges Verständnis im Grunde genommen nichts weiter als Sklaverei — Sklaverei, zu der man nicht immer nur die Peitsche, sondern geradesogut auch sehr moralisch aussehende Gesetzes-Paragraphen und -Verordnungen verwenden kann. Sehr gut möglich, daß man mir diesen Satz verübeln möchte und daß man mir entgegenhält, daß die europäischen Großmächte doch alles tun, um die Brutalitäten und Sklavereigeschäfte der höher Kultivierten gegen die niederen, einfacheren Menschen zu verhindern. Und ich muß ohne weiteres zugeben, daß man darin außerordentlich weit geht. So hat z. B. eine europäische Großmacht vor einigen Jahren für eine ihrer afrikanischen Kolonien das Gesetz erlassen, die Eingeborenen dürften nicht mehr veranlaßt werden, ihre Lasten auf den Köpfen zu tragen; denn die Köpfe wären der edelste Teil des Menschen. Wenn ich nun aber diese Gesetzgeber fragen würde, was denn in diesen Köpfen an religiösen Vorstellungen lebt, so

würden diese Herren — und sie würden nicht nur, sondern sie haben es auch getan — mir antworten: „der Fetischismus!“ Und fragt man dann weiter, was denn Fetischismus sei, so würden sie sagen — und sie würden nicht nur sagen, sondern sie haben gesagt: „ein wirres Durcheinander unzusammenhängender Aeußerungen des Aberglaubens“. —

In der letzten Antwort liegt der Beweis für das, was ich am Anfang des vorigen Absatzes sagte. Die Dienstbarkeit, unter die andere Völker gezwungen werden, ist nichts weiter als eine, wenn auch abgeschwächte Form der Sklaverei; denn jede höhere Dienstbarkeit beruht auf gegenseitigem Verständnis, und wenn ich beim leitenden Menschen kein Verständnis für das Innenleben des ihm Dienenden vorfinde, so bleibt eben die Dienstbarkeit eine Form der geistigen Vergewaltigung; denn der Tieferstehende kann selbstverständlich den Höherstehenden gar nicht wirklich begreifen, wenn das Verständnis des Höherstehenden der Anforderung an das Begriffsvermögen des Niederen nicht vorangeht.

Es ist merkwürdig, wie sich die Menschheit auch heute noch über diesen Punkt im unklaren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist. Es ist geradezu ungeheuerlich, wie oberflächlich auch die modernen Kulturvölker diesen durchaus nicht nur theoretisch interessanten, sondern praktisch ungemein wertvollen Problemen gegenüberstehen. Für uns repräsentieren z. B. bei dem modernsten Kolonial-Erdteil Afrika die Menschen — schlechtweg Neger genannt — den wertvollsten Teil des Kolonialbesitzes. Man kann Diamanten und Gold finden — ach wie schnell sind diese Kapitalien immer abgebaut, und wie wenig Glück haben sie sowohl den alten Bewohnern wie den neuen Kolonisatoren gebracht! — und man wird arm bleiben, geistig arm!

Aber man kann Plantagen anlegen, Felder bauen, Farmen gründen und verwächst so mit der Erde; man kann derart von den Kapitalien, die diese Kulturanlagen darstellen, Zinsen nehmen, und diese Zinsen werden den Menschen das wahre Glück bringen; denn es sind die Zinsen der Erde, der Arbeit, die stets ein höheres Gut der Menschheit war als Spekulationen und Gold-Abbau. Und diese Arbeit, diese notwendigste Tätigkeit des Menschen, dieses Sichanklammern an die Mutter Erde, das ist in diesen Ländern

Afrikas nicht möglich ohne die Hilfskräfte, die die Eingeborenen, Ansässigen, Sonne und Regen vertragenden Menschen bieten. Man wird das Afrika zwischen den Wendekreisen nicht anders erobern und kolonisieren können als mit Hilfe dieser Neger — genau ebensowenig wie große Striche Amerikas, wohin man die wertvolle schwarze Menschenkraft einst erst eingeführt hat.

Und was haben wir noch bis vor einem Jahrzehnt in Afrika, in diesem neuesten und anscheinend aussichtsreichsten Kolonialgebiete unserer europäischen Kultur, getan? Alle möglichen Expeditionen wurden hingesandt für Kautschuk-Untersuchung, für Bergbau, für Baumwolle usw., für alle materiellen Kulturprodukte des Erdteils. Aber die Hilfskräfte untersuchen, die diese Schätze heben helfen mußten — die Negerseelen, die Arbeiterkraft, das wertvollste Instrument unseres Kolonialwillens, zu prüfen und zu erkennen, das wollte niemand unternehmen. Das galt als reine Wissenschaft, die keinen praktischen Nutzen hat. Schlägt man die Akten europäischen Wissens hinsichtlich der afrikanischen schwarzen Geisteskräfte vom Status des Jahres 1900 nach, so kann man erschrecken

über den armseligen Wert des Inhalts! Wahrhaftig, es war ein schweres Stück Arbeit, diese trostlose Gleichgültigkeit zu überwinden.

An ihren Göttern könnt ihr alle Kulturtypen der Menschheit erkennen, und jeden Kultur- und Naturtypus des Menschen, den wir uns in einem höheren Sinne dienstbar machen wollen, den müssen wir verstehen. Ein Verständnis für den Neger und für das, was er dachte, wollte, was ihm heilig war, was für ihn ein Gesetz nach höchsten Gesichtspunkten bedeutete, das hatten wir im Grunde genommen nicht. Es gab allerdings zwei Antworten, welche die Literatur in Hunderten und Aberhunderten von Beispielen auf die Frage nach dem Gottesbegriff der Neger bietet. Die eine Antwort war die, daß die Neger zwar einen Gottesbegriff hätten, daß dieser Gott aber viel zu hoch und zu gleichgültig und zu entfernt sei, um irgendwie eine Bedeutung zu haben, ein Opfer zu verdienen oder irgendwie diesseits beachtet zu werden. — Die andere Antwort lautet: „Die Religion des Negers ist der Fetischismus!“

Der „Fetischismus“ ist einer der schlimmsten

Artikel europäischen Exportes, eines der gemeinsten Geschenke und Tauschartikel europäischen Krämergeistes, gewidmet im speziellen den Produkten des afrikanischen Sklavenhandels. Der Begriff des Fetischismus ist eine der größten Blamagen, die die europäische Kolonialpolitik des Mittelalters sich geleistet hat. Mit diesem Sklavenhandel war bekanntlich eine der angenehmsten Einnahmen europäischer Kolonialpolitik älterer Zeit geboten. Selbstverständlich war es nicht gerade durchaus christlich, andere Menschen zu verhandeln, und das empfanden die alten Herren Großkaufleute ja auch. Wenn die Neger irgendwie angesehen worden wären als höher stehende Menschen, dann hätte das doch einige moralische Bedenken erweckt. Deshalb war es besser, diese Exportware, genannt Neger, von vornherein als minderwertiges Produkt hinzustellen, so daß man seine moralischen Gefühle nicht so haarscharf abzuzählen brauchte! Und das einfache Rezept zur Abschwächung des Produktenwertes in geistiger Hinsicht war die gemeine Herabminderung zu niederen Wesen. Dafür erfand man eben dann den Fetischismus. Man sagte damit, daß diese Menschen ja eigent-

lich gar nicht richtige Menschen seien, daß sie gar keine höhere Anschauung hätten, daß sie als ganz primitive und ganz niedrige Individuen ganz nahe den Tieren ständen, daß sie unfähig seien, etwas Höheres zu denken und zu verstehen, daß sie eben nur ganz gemein und in einem der damals regierenden Kirche sehr widrigen Aberglauben hinvegetierten. Man sagte deshalb, sie verehrten nur ganz materielle Dinge: Steine und Bäume; man sagte, sie übten die schrecklichsten Ordalien; die scheußlichsten Grausamkeiten würden von ihnen begangen; sie zerfleischten sich selbst wie die wilden Tiere. Man malte unter dem Begriff des Fetischismus eine Anschauungswelt, die im höchsten Grade betrübend und unbedingt tief erniedrigend war. Man scheute sich damals an höchster Stelle nicht, dieser doch recht gemeinen Herabminderung eines großen Teiles der Menschheit die Krone aufzusetzen, indem man diese schwarze Menschenware „veredelte". Es gab nämlich eine Verfügung des Papstes, derzufolge keine Heiden aus Afrika nach Amerika exportiert werden durften. Diese Klippe umging man im alten Kongogebiet in der Weise, daß man das mit

Sklaven gefüllte Schiff am Ufer unter einem Felsen halten ließ, wobei dann der Bischof mit Weihwasser herantrat und die Fracht durch den alleinseligmachenden Segen zu Christen erhob. — So tief hat das europäische ethische Barometer einmal gestanden!

Also der Fetischismus stammt aus der Zeit des Sklavenhandels und aus der Periode, in der wir Europäer diese Menschen lediglich als diensttuende Barbaren behandelten. Der Sklavenhandel ist inzwischen längst aufgehoben worden. Der Begriff des Fetischismus ist bestehen geblieben. Und der Begriff des Fetischismus hat sich in Afrika nicht nur bei den kritisierenden und abschätzenden Europäern, sondern an den Küsten auch bei den Eingeborenen festgesetzt. Wenn der Meister seine Zöglinge immer nur andonnert und ihnen jahraus jahrein klar macht: „Ihr seid ganz gemeine Patrone!“ — so werden die Zöglinge das nach einigen Jahren glauben. Man hat den Negern an der Küste so vieles über den Fetischismus gesagt, daß sie selbst heute schon zerfallen in „Christen“, das sind solche, die getauft sind, und in Fetischisten, das sind solche, die sich im Grunde genommen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

doch recht klein und primitiv gegenüber ihren veredelten Stammesgenossen fühlen. Man hat mit dieser ewigen Lehre des Fetischismus den Menschen die Achtung vor sich selbst und vor allen Dingen vor ihren Göttern, den Glauben an einen Zusammenhang einer Weltanschauung vollständig geraubt. — Das ist die Form des afrikanischen Gottes, die wir Europäer geschaffen haben.

Wie gesagt: bis vor wenig mehr als einem Jahrzehnt hat der Europäer mit ganz geringen Ausnahmen dem Afrikaner nichts anderes zugetraut als zusammenhanglosen Fetischismus, mehr oder weniger brutalen Manismus (Ahnenverehrung) und ganz vage, unklare Vorstellungen von einem viel zu fernen, viel zu fremden, viel zu gleichgültigen Gotte. Und wir Europäer, die wir jene Menschen erziehen und verwenden wollten, wir hatten zwar die afrikanischen Käfer und Vögel, die Pflanzen, Erdformen, Flüsse, Felsen usw. ganz hübsch so weit erforscht, daß man ganz großartig davon reden hörte, es wäre in Afrika nichts Wesentliches mehr zu entdecken; — aber von jenen Gütern, die in den schwarzen Menschen lebten, von jenen Geistern, die als

höhere, eingeborene Wesen die afrikanische Kultur regierten, davon wußte man nichts. Die ureingeborenen afrikanischen Götter harrten noch ihrer Entdeckung.

Die Erkenntnis, die allmähliche Aufdeckung afrikanischer Göttersysteme, von denen nun mehrere schon recht klar und durchsichtig unserem Verständnis zugänglich sind, weichen von einander sehr stark ab. An sich ist das selbstverständlich. Früher hat man den Afrikanern überhaupt jede Kulturgeschichte und jede größere Variabilität der Kulturentfaltung abgesprochen. Ich habe im Laufe der Jahre nachweisen können, daß dies ein schwerer Irrtum ist und daß die afrikanischen Kulturformen nach mancher Richtung sogar historisch feststellbare große Verschiedenheiten und genetische Differenzen zeigen. Diesen verschiedenen Kulturströmungen und Fundamenten müssen selbstverständlich auch verschiedene Göttersysteme entsprechen.

Ich habe diesen Darstellungen die Anschauung zugrunde gelegt, daß die Götter- oder Gottwelt eines Volkes dem allgemeinen Kulturzustande, in dem es lebt, entsprechen müsse. Und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ich möchte von diesem Kulturzustande ganz kurz zwei verschiedene Typen schildern und so aus der größeren Reihe von Systemen, die wir inzwischen aufgedeckt haben, zwei wesentliche Beispiele herausgreifen. Ich stelle dabei zwei stark von einander abweichende Kultur- und Göttersysteme einander gegenüber und werde an der Hand des einen dann zeigen, welche große Bedeutung derartige Aufschlüsse und Erkenntnisse für uns nicht nur im theoretischen, sondern auch im praktischen Sinne haben. Die beiden Völker- und Kulturtypen, um die es sich hier handeln soll, sind die denkbar verschiedensten unter den ausgereift typischen der afrikanischen äquatorialen Erde. Der eine Typus, von dem ich spreche, ist der atlantische, der an der Westküste heimisch ist, der andere der äthiopische, der das Inland besiedelt. Und da der letztere der einfachere, der schlichtere, der organisch verständlichere ist, so beginne ich mit dessen Skizzierung.

Quer durch den Sudan, jenes südlich von der Sahara von Abessinien bis zum Senegal sich erstreckende Land — ein Land, das sich durch die außerordentlich ebenmäßige Verteilung von Hoch-

ebene und Hügelländern auszeichnet —, zieht sich eine doppelte Bevölkerungsschicht, die nach geographischen Gesetzen getrennt lebt. Auf den Ebenen, an den natürlichen Straßen, in großen Flächen wohnen staatenbildende Völker, welche Reiche schufen und bedeutende Machteinheiten repräsentieren. Dagegen hausen auf den Hügeln, in abgelegenen Bergländern, in unzugänglichen Morastgebieten, auf schwer erreichbaren Inseln usw. allerhand kleine Völkchen, die die europäischen Forschungsreisenden zu allen Zeiten durch einige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten interessierten. Diese Völker sind fast durchgehend nackt. Sie wohnen fast überall durchaus zersplittert in kleinen Gemeinden, die untereinander die häufigsten Kriege führten. Sie wurden überall deswegen von den staatenbildenden Völkern unentwegt mit Krieg überzogen und lieferten so den größten Teil der nach Europa und dem Orient exportierten Sklavenware. Die Forschungsreisenden merkten an ihnen nur ein Auffallendes, daß sie nämlich recht gute Farmbauern waren. Die staatenbildenden Völker entwarfen von diesen Menschen und ihrem Sittenleben oft recht traurige Bilder, und man hat

sie deswegen lange Zeit zu den primitivsten unter den primitiven Afrikanern gerechnet. Ich habe nun diese Völker in Senegambien, in Togo, im Nigergebiet, in Nigerien, in Nordkamerun und am Nil näher kennen gelernt und habe gefunden, daß sie die feinfühligsten und sittlichsten, religiösesten und keuschesten Menschen sind, die ich überhaupt kenne — und ich bin mir bei diesem Urteile durchaus bewußt, daß ich mit dieser höchsten Anerkennung sehr leicht gewisser europäischer Sentimentalität Tor und Tür öffne. Trotzdem muß ich bei diesem Urteil bleiben.

Das Innenleben dieser Menschen ist ein sehr erstaunliches. Sie sind über alle Maßen naiv und sittsam. Sie sind in einer Weise gläubig und überzeugt von der Tiefe und Folgerichtigkeit ihrer Anschauungen, daß man als skeptischer Europäer verblüfft vor einer derartigen Tatsache steht.

Das Fundament des Lebens dieser Menschen beruht im Farmbau. Und zwar ehren sie ganz besonders das Sorghumkorn, welches für Bier und Brei das Mehl liefert. Sie gliedern dementsprechend ihr Jahr nach den Perioden der Saat und nach den Perioden der Ernte. Sie verehren die Erde, der sie das Saatkorn anvertrauen und

der sie die Ernte verdanken, auf das höchste. Die Verehrung des Erdbodens geht um so weiter, als sie in gewissem Sinne die großen Züge des Menschenlebens mit diesem Farmbau in Verbindung bringen und indem sie sich bewußt sind, daß sie den abgestorbenen menschlichen Leib derselben heiligen Mutter Erde anvertrauen wie ihr Saatkorn. Sie gehen in der Konservierung dieser Anschauung so weit, daß sie das Menschenschicksal mit dem des Kornes sympathisch verbinden. Sie betrachten den Menschen als einen ebenso Wiederkehrenden, wie für sie das Saatkorn etwas Wiederkehrendes ist. Und wie die Erde das Saatkorn hundertfältig in der Staude wieder hervorbringt, so glauben sie auch den Menschen in der Wiedergeburt aus dem Mutterschoße wieder entstehend.

Diese Anschauungsgrundlage regelt ihre religiösen Feste. Das Schneiden des Kornes im Herbste ist ein großes Fest, welches der Priester einleitet und welches auch außerordentlich bedeutsam wird für die Gemeinde als solche, indem die Menschen selbst in der Beschneidung ein Opfer der Mutter Erde darbringen. Das größte Opfer aber, welches sie dem Dasein spenden

können, das ist ein von den Menschen selbst geheiligtes Gesetz. Sie erwählen zu diesem Zwecke aus einer angesehenen Familie ein hervorragendes Mitglied, welches sie, der Periode ihrer heiligen Feste entsprechend, an einigen Orten nach je sieben, an anderen nach je zwölf Jahren usw. als Opfer darbringen. Solche Opfergliederung zieht sich durch den Kultus dieser sämtlichen Völker mehr oder weniger ausgesprochen und guterhalten hin.

Wenn wir die Religion, die aus diesen Fundamenten mit unendlich feinen und zierlichen Gliederungen emporwächst, mit irgend einer Religion der Erde in Zusammenhang und Vergleich bringen wollen, so können wir von allen Beispielen lediglich den dionysischen Kultus heranziehen. Dies entspricht auch durchaus den Nachrichten, die die alten Schriftsteller wie Herodot und Diodor uns hinterlassen haben. An den Stellen nämlich, an denen sie von den am oberen Nil wohnenden Äthiopen sprechen, erklären sie, daß diese einen unbekannten und namenlosen Gott hätten, welcher identisch sei mit dem ägyptischen Osiris und mit dem kleinasiatischen Dionysos, welche beide ja auch den jähr-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichen Untergang und die Wiederauferstehung der Vegetation repräsentierten. Während nun aber der thrakisch-phrygische Dionysosdienst mehr und mehr in Bacchanalien ausartete, blieb die äthiopische Religion der innerafrikanischen Sudanbewohner von diesem Auswuchse frei. Die Fundamente blieben schlicht, ja sie sind an vielen Stellen sogar unter dem Einflusse der gewalthabenden Staatenbildner verkümmert. Daß nach dem Grundgesetze dieser Religion das Familienleben und die Familienvermehrung einen bedeutsamen Teil der Weltanschauung ausmachten, ist selbstverständlich, und für die Reinheit des religiösen Lebens spricht das im Sudan fast sprichwörtliche sittliche und keusche Familienleben der Äthiopen. Die Gottheit selbst schlummert mehr oder weniger bewußt in der Erde. In einer Grube in der Erde werden die heiligen Opfer dargebracht, genau wie ja auch das Saatkorn in die Erde gelegt und der Leib des abgestorbenen Menschen dem Erdboden anvertraut wird. Man kann sagen, daß diese Gottheit mehr die Vorstellung einer Kraft und demnach heute noch, genau wie zu Zeiten des alten Herodot, eine namenlose und unbekannte ist.

Dies ist eine ganz kurze Skizze der Tatsache, für die ich im dritten Bande meiner afrikanischen Dokumentensammlung*) so viele Beispiele erbracht habe, daß der Mehrinteressierte sich an den dort gegebenen Daten weiter orientieren kann. Das, was nun aber an dieser Religion und an diesem echt afrikanischen Gotte am meisten auffällt, ist bei aller Einheitlichkeit der ausgesprochene Mangel an Personifikation — eine Tatsache, die mir weniger primitiv als außerordentlich hoch erhaben erscheint. Das zweite, was mir so sehr bedeutungsvoll ist, beruht in der strengen und absolut klaren Organisation des Innenlebens, das durchaus materialistisch und ein Spiegelbild des Außen- und Tageslebens ist.

Der Bauer, der emsig sein Korn baut, pflegt diese Verehrung der Gotteskraft, die ihm das Korn gibt. Seine Tätigkeit spiegelt sich aber auch in seinem Familienleben wie in seinem religiösen Systeme, und ich stelle fest, daß alle diese Menschen, soweit sie unberührt sind, mit Ausnahme ihrer Geräuschinstrumente, mit

*) „Und Afrika sprach." Berlin 1913.

denen sie den Kultus üben, mit Ausnahme weniger der Vorstellung der Form entsprechender Gegenstände nicht ein einziges Amulett und in ihrer einfachsten Form nicht eine einzige Darstellung ihres Gottes besitzen! — Sie haben kein Amulett, sie haben kein Gottesbild, sie haben eine organische, mit dem Alltagsleben klar verbundene Religion, sie haben eine tiefgründige Ueberzeugung von einer gewaltigen Gotteskraft — wahrhaftig, es sind in dieser Einfachheit geradezu großartige Menschen. Und wie erhaben über manchen von uns so hoch erhobenen Gottesbegriff und manches Göttersystem steht dieser afrikanische Gott da!

Wunderbar, daß diese Entdeckung erst vor wenigen Jahren gelang. Wieviel wesentlicher und bedeutsamer ist diese Erscheinung für uns Kolonisatoren, die wir jene Menschen brauchen und verstehen müssen, um sie verwenden zu können, als die Entdeckung großenteils unverwendbarer Flußläufe, Tiere und Pflanzen.

Nun aber die anderen, die gewissermaßen entgegengesetzten, die bis zum Aeußersten in ihrer Art verfeinerten, entwickelten Atlanten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

An der Westküste Afrikas, wenig südlich von Senegambien beginnend und im südlichen Angola endigend, ist eine Kette alter Ansiedlungen ohne Schwierigkeit nachweisbar. Der Farmbauer stößt hier von Zeit zu Zeit auf alte Gräber, in denen er eigentümliche Perlen, Terrakotten, Bronzen, Steine und archaische Schmuckgegenstände findet, alles Dinge, die aus einer uralten Kulturperiode stammen müssen. Allein diese Funde schon legen den Gedanken nahe, daß hier einmal Kolonisationen stattgefunden haben, die etwa denjenigen des europäischen ausklingenden Mittelalters entsprechen, Kolonisationen, wie sie die Holländer, Portugiesen, Dänen und Preußen hie und da zu Handelszwecken unternahmen. Dem geographischen Bilde dieser Funde entsprechen die heute noch erhaltenen und lebendigen Kultursymptome der dort ansässigen Menschen. Besonders im Jorubalande, dem Gebiete westlich der Nigermündung, können wir solche archäologischen Fundstätten und ethnologisch eigenartigen Menschheitsgruppen nachweisen. Als alte Kolonisatoren der Küste des Atlantischen Ozeans habe ich diese Kulturgruppen auf den Namen „atlantische“ getauft.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wer den äthiopischen Typus kennt, wer es gesehen hat, wie zersplittert diese kleinen Stämmchen in einfachen Häusern gemeindeweise in anscheinend großer Armut ohne allen Kulturluxus leben, der kann sich kaum einen größeren Gegensatz auf afrikanischem Boden vorstellen als den, den diesen Äthiopen gegenüber die Atlanten in ihrem äußeren Kulturreichtum darstellen. Weit ausgedehnte Bauerngehöfte, mächtig aufragende Gebäude, große Städte, die bis 200 000 Einwohner zählen, Straßennetze, politisch differenzierte Organisationen, die Menschen gekleidet in lange, wallende Gewänder, die Männer einherschreitend in der Tunika, dazu in ihrem Gebaren nichts von dem scheuen, bescheidenen, stillen Wesen der Bergbewohner des Inlandes, sondern energisch, bewußt, klug, raffiniert auftretend, in den Städten blühendes Handwerk, allenthalben emsiges Markttreiben — mit einem Worte das Bild einer alten, reichen, feingegliederten, üppigen Kultur.

Und es wundert uns nicht, in diesem Zusammenhang hie und da an großen Marktplätzen, vor allen Dingen aber in jedem großen Gehöfte einen heiligen Raum zu finden, in dem ein Altar

steht, und auf dem Altare allerhand Bilder aus Holz geschnitzt, allerhand Gefäße, eigentümlich geformtes Gerät, darüber gedeckt vielleicht Tempelvorhänge, Blasinstrumente, augenscheinlich dem Kultus bestimmt, Opferschalen, Masken, kurz gesagt, ein mehr oder weniger wirres Durcheinander aller derjenigen Dinge, die in vielen Katalogen europäischer, auch zum Teil wissenschaftlicher Museen als „Fetische" bezeichnet werden.

Wenn irgendwo nach dem Zeugnis der Missionare, die es eigentlich am besten wissen sollten, der sogenannte „Fetischismus" blüht, dann ist dies in dem Jorubalande der Fall. Indem ich nun im nachfolgenden kurz die Religion dieser Leute skizziere, ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß ich nicht der erste bin, welcher erkannte, daß es sich in diesem jorubischen Tempel-, Altar- und Bilderwesen nicht um eine stumpfsinnige Sache handle. Vielmehr hat der Engländer A. W. Ellis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hier die ersten wesentlichen Wahrnehmungen gemacht, welche schon jeden Völkerkundigen hätten ahnen lassen müssen, daß bei diesem Volke das Grund-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gerippe eines alten Systems höherer Bedeutung aufgedeckt werden kann. Was wir dann fanden, übertraf nun allerdings alle unsere Hoffnungen. Denn ich stehe keinen Augenblick an zu behaupten, daß unter allen polytheistischen Religionssystemen der Welt das jorubische das am klarsten erhaltene, organisch bestkonservierte ist, welches wir kennen. Da, wo im Altertume polytheistische Religionen geographisch nebeneinander in der Ausbreitungstendenz vorwärtsstrebten, war es nämlich selbstverständlich, daß im friedlichen oder kriegerischen Verkehr das eine Volk vom anderen diesen oder jenen Gott übernahm. So hatten z. B. zuletzt im Scheitelpunkte der polytheistischen vorchristlichen Entwicklung in Rom Götter von jeder größeren Völkergruppe des Mittelmeerrandes Aufnahme gefunden. Dadurch entstand eine große Verwirrung. Ursprünglich genetisch gleiche Götter zerfielen in Varianten. Die divergierenden Gotteserscheinungen wurden verschmolzen. Von solcher Verwirrung ist das Gottessystem der Joruba so gut wie ganz frei geblieben. Und zwar dies augenscheinlich infolge der Abgelegenheit und Unerreichbarkeit des jorubischen Gebietes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die polytheistische Götterwelt dieser Atlanten ist klar gegliedert. In den sechzehn Himmelsrichtungen wohnten vordem die sechzehn Hauptgötter. In ihrer Abzweigung entstand eine Reihe unwesentlicherer Kleingliederungen. Jeder Hauptgott hat seine Farbe, entsprechend der Farbe der Himmelsgegend, in der er heimisch ist. Jeder Gott hat seinen speziellen Beruf im Naturaufbau der Welt. Es ist da ein Himmelsgott, eine Erdgöttin, ein Mondgott, ein Sonnengott, Gewittergott usw. Jeder Gott hat sein Speiseverbot, d. h. gewisse Dinge, die ihm widrig sind.

Das Wesentliche im Gesetz beruht nun darin, daß jeder Gott auf der Erde seine Nachkommenschaft hat und daß jeder Mensch aus einer derartigen Götterfamilie hervorgegangen ist, weshalb er als Schutzpatron jenen Gott verehrt, der sein Ahnherr ist, dessen Speiseverbote er einhält, dem er auf dem Altar seines Hauses die Opfer darbringt, den er im Bilde verehrt und dessen Symbole bei den Umzügen und festlichen Veranstaltungen eine dem Sinn und Wesen des Gottes entsprechende Rolle spielen. Diese göttliche Abstammung der Menschen gliedert das Atlantenvolk; außer dem im Hause den

Dienst verrichtenden Familienmitgliede hat der Gott noch seine Priester. Und an diese Priester wendet sich derjenige, der von einem anderen Gotte eine Sache benötigt, die in dessen Machtbereich gehört. Wenn z. B. ein Mann aus dem Geschlechte des Sonnengottes mit einem Gewitterschaden zu rechnen hat, so wendet er sich an den Priester des Gewittergottes. Auf diese Weise hat jeder einzelne seinen angestammten Gott, das ganze Volk aber sein Göttersystem.

Das Ganze ist von einer erstaunlichen Klarheit. Die Organisation ist durchsichtig und konsequent. Es ist nichts Fremdes zugetan, und es ist auch wenig Altes verloren gegangen. Wir stehen hier vor einer Tatsache, die uns die Vollentwicklung der alten, klassischen Göttersysteme in einem lebenden Beispiel erhalten zeigt.

Zwei Beispiele habe ich aus dem Bereich der afrikanischen Göttersysteme herausgegriffen. Und nun zum Schlusse stelle ich mir die Frage: Wie sieht der afrikanische Gott aus?

Ich habe bei den nicht von Europäern verdorbenen Völkern nichts finden können, was auch nur im entferntesten einem stumpfsinnigen Fetischismus gleichkäme. Der afrikanische Gott

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist ein klarer, reiner, an Ort und Stelle in das materielle Leben exakt eingefügter, den Bedürfnissen des materiellen Lebens durchaus entsprechender Gott. Der afrikanische Gott ist ein das Seelenleben seiner Kinder durchaus ausfüllender und befriedigender. Der afrikanische Gott ist ein uralter, ein mit dem Boden verwachsener, ein dem Boden entsprechender, ein dem unbeirrten Volke genügender.

An ihren Göttern könnt ihr die Menschen erkennen. Diese zwischen den Wendekreisen lebenden Menschen des äquatorialen Afrika waren vor der europäischen und vor der arabischen Invasion in sich berechtigte, in sich genügende, ihren Verhältnissen entsprechend durchaus würdige Menschen. Europa hat kein Recht dazu, diese Menschen als minderwertige, als — immer ihren Verhältnissen entsprechend — minder begabte hinzustellen. Die Menschen, die solche Götter hatten, waren in ihrer Weise geschlossener, einheitlicher und in dieser Einheitlichkeit wesentlichere Typen als jene kulturellen Mischprodukte, zu denen wir europäischen Kolonisatoren sie zunächst machten. Diese Erkenntnis ist aber für uns von großem Werte. Wir gewinnen mit ihr

einen Maßstab. Wir erhalten durch diesen Maßstab die Möglichkeit, das Unrecht, das wir diesen Leuten in früheren Jahrhunderten angetan haben, an den Enkeln wieder gut zu machen.

Die modernen Bestrebungen besonders unserer deutschen Regierung, diese Menschen ebenso würdig und ernsthaft zu untersuchen wie Kautschuk und Baumwolle, dürfen infolgedessen als sehr glücklich, als sehr bedeutsam und als sicherlich ergebnisreich bezeichnet werden. Wir haben jetzt einen Fehler erkannt, den wir Europäer früher an diesen Menschen begingen, und diese Erkenntnis führt uns auch auf dem Wege der Menschheitserziehung sicherlich zu einem würdigeren Resultat als die Brutalisierung der Fetischisten früherer Zeiten. Der afrikanische Gott hat nun aber noch eine Eigentümlichkeit, die von allergrößter Bedeutung ist. Der afrikanische Gott ist der konservativste unter allen mir bekannt gewordenen Göttern der Erde. Wie das System der Aethiopen und Atlanten aus einer uralten Zeit herüberragt und rein erhalten ist, so ist auch diese Menschheit in ihrem Wesen und ihrer Kultur nicht ein kümmerlicher Rest stehengebliebener atrophierter Altertümlichkeit,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sondern ein unter dem Wesenszuge Afrikas stehendes edles Monument. Was auch nach Afrika hineingeschleudert oder gedrängt wurde an Kultur, blieb ohne ausgesprochenen Wandel bestehen. Während in Asien und Europa die Kulturformen sich übereinander zogen, aneinander drängten, aneinander abschliffen und sich so modifizierten und vermischten, während der kulturelle Wirrwarr des Nordens in seinem Vorwärtsdrängen zu einem Zusammenfließen vieler Kräfte unter Verwischung ursprünglicher Formen auswuchs, blieben alle Erscheinungen in Afrika konservativ bis ins Mark.

Und dieses Gesetz, das wir gerade dem afrikanischen Gotte so gut ablauschen können, dies Gesetz kann uns für unsere Kolonisation der afrikanischen Aequatorialgegenden ein Leitstern sein. Erobere diese Kraft, und sie kann bestehen bleiben. Vergewaltige sie nicht, sondern erziehe sie, und du wirst eine Menschheit gewinnen, einen neuen, großen, starken Typus, der niemals produktiv im eigenen Formwandel sein wird, aber zäh und haltbar, organisch klar wie der afrikanische Gott.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

14. Brief aus der Sahara.*)

(SECHSTE REISE.)**)

(1914.)

Felsbilder der Steinzeit. — Ermüdung. — Rückkehr zur Heimarbeit.

Taghit, den 3. März 1914. — Gestern habe ich mit allen meinen Herren einen prachtvollen Ausflug in den Teil des nördlichen Tales unternommen, den die so „fürsorgliche" französische Regierung zu betreten uns verboten hat. — Weil die umherstreifenden Berber so sehr gefährlich sind! „Gütige" Vorsicht!

---

*) An meinen Vater, den Oberstleutnant Frobenius.

**) Die sechste Reise (1913—1914) hat in weit ausgedehnten Zügen das Gebiet zwischen Algier und Marokko, zwischen der marokkanischen Sahara und Oran, zwischen Tunis und dem Ziban sowie die Provinz Konstantine untersucht. Hauptaufgabe war das Auffinden der ältesten nachweisbaren Kulturen und derjenigen Reste, die noch aus jener uralten Periode stammen, in der das nordwestliche Afrika mit Spanien und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

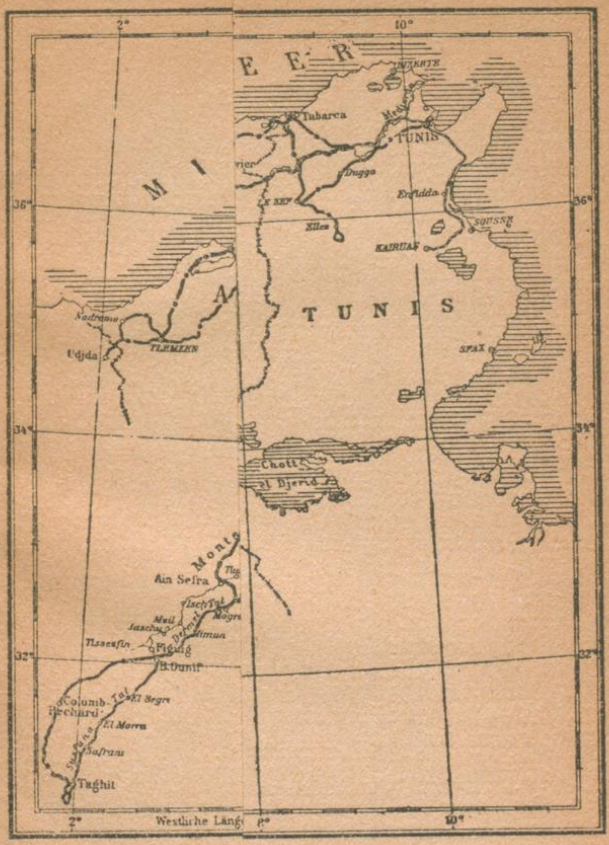
Es war eine der herrlichsten unter meinen doch nun nachgerade nach Hunderten zählenden Wanderungen. Der Himmel herb getönt; über Steine und Sanddünen der Sahara im scharfen Wind; oft war es mehr ein Stampfen als ein Schreiten. Aber eine starke Luft, eine gemütserhebende Frühlingssonne, eine harte, seelenlose, eine tote, aber in ihrem Tode monumental gewaltige Natur. — Und am Ende der Wanderung ein alle Theorien bestätigendes großes Ergebnis: genau im vorgeschriebenen Felsgebucht ein Meer von Trümmern mit steinzeitlichen Felsbildern. Die Fundstelle „Taghitania Süd" wird auf dieser Fahrt entscheidend an Bedeutung bleiben; denn sie bedeutet alles, da ich daneben die Konstruktion der alten Gräber, auf

---

Frankreich zu einem Erdteil verbunden war. Es gelang, in Hunderten von Grabungen und auf vielen Einzelzügen die ältesten Formen des Grabbaues und der Kunst des Zeichnens in Felsen resp. der Reliefdarstellung festzulegen. Die Untersuchungen wurden ausgedehnt auf die historischen Zeiten und endeten mit der Entdeckung heute noch geübter uralter Architekturformen. Der Förderer dieser Expedition war der deutsche Kaiser, der die Kosten aus seiner Privatschatulle deckte.

Anmerkung des Institutes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



2°
10°
E E R
Tabarca
TUNIS
Dugga
Enfidda
SOUSSE
KAIRUAN
36°
M I
A
T U N I S
Nadrama
Udjda
TLEMZEN
SFAX
34°
Chott
el Djerid
Monte
Ain Sefra
Tlig
Isch Tal
Mogri
Mail
Jaschu
Mimun
Tissesfin
Figuig
B. Dunif
32°
Colomb
Bechard
El Segri
El Morra
Safrani
Taghit
2°
Westliche Läng
8°
10°

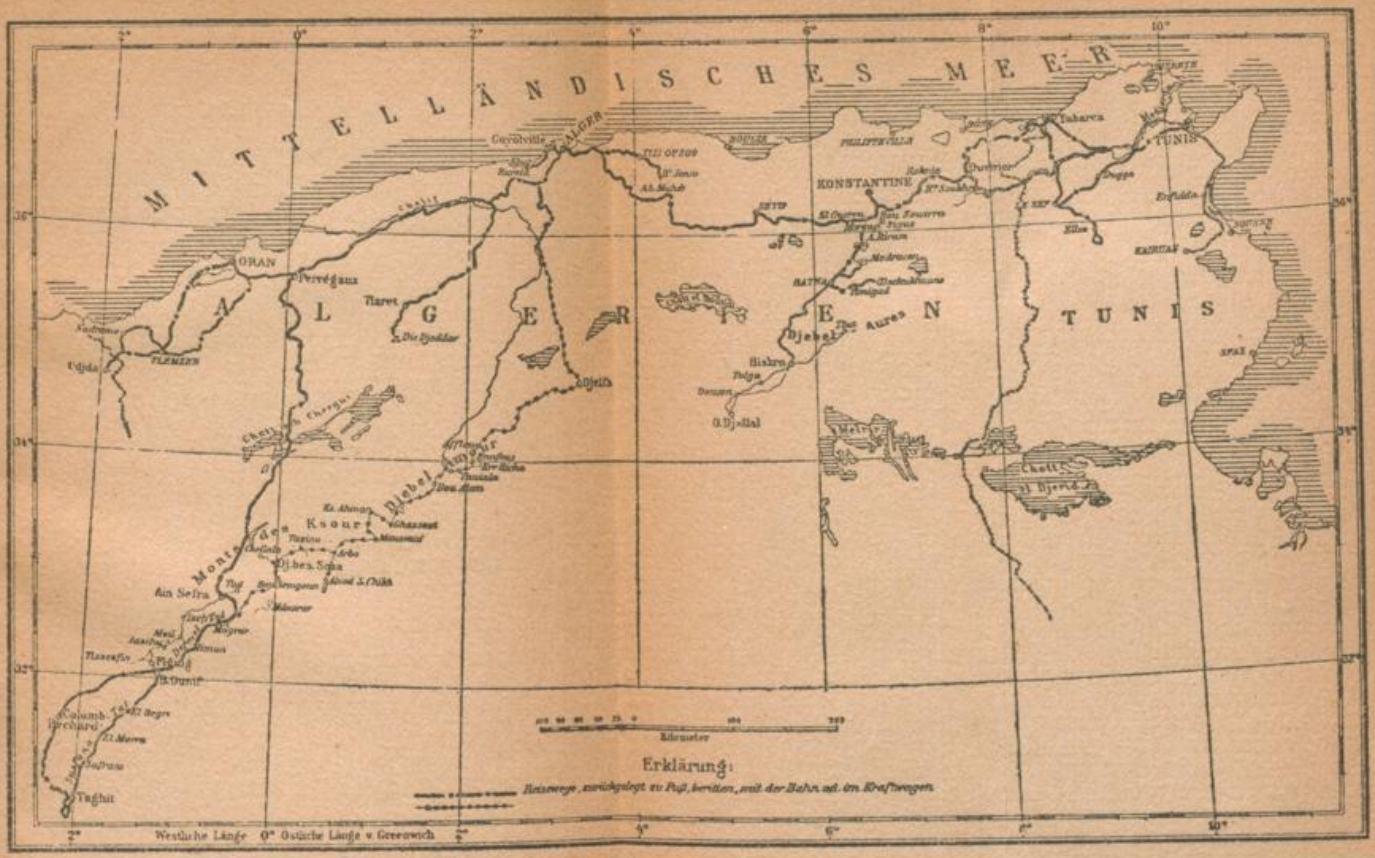


Abb. 6. Skizze zur sechsten Reise.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem Plateau die Steinwerkzeuge, endlich aber auch die Grundrisse der alten Profanbauten: Ovalwände mit Brennpunktstützen fand. Also alles beieinander, so daß ich das Recht habe, zufrieden zu sein.

Aber einmal muß ich es Dir beichten, daß ich nicht zufrieden bin. Warum nicht? Ich weiß es nicht genau. Nur bin ich mir bewußt, daß ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen dem unbezähmbaren Jubel, mit dem ich vor nun fast zehn Jahren meine ersten kleinen Funde buchte, und einer mir unangenehmen Gelassenheit, mit der ich heute das wirklich wesentliche Neuland ansehe. Dabei habe ich nicht das Gefühl, als ob ich ermüdet, überlastet, gleichgültig geworden sei. So ist es nicht. Ganz im Gegenteil! Ich brenne vor lodernder Sehnsucht; alles scheint mir hier zu fade gegenüber anderen Notwendigkeiten oder Möglichkeiten. Es liegt das weder an der Eigenart der hiesigen Arbeit noch an der Landschaft. Denn größer und herrlicher als Urwald und Steppe scheint mir der Sinn und das Wesen dieser Leben und Tod vereinigenden, ewigen Sahara. Nein, aus diesem im speziellen steigt die quälende Unruhe nicht empor!

Vielmehr sind es wohl Beobachtungen der letzten Wochen, die ihre Aufklärungen fordern und diese — nur d a h e i m finden können. Schon am Rande der Wüste und anno 1910 dämmerten mir neue Begriffe auf. Schon damals erschien es mir so, als ob mit „asiatisch" im Sinne meiner Kulturlehre und der Nordafrikaner nichts Rechtes anzufangen sei. Anno 1912 wurde mir das in den Wüsten seitwärts Aegyptens schon deutlicher. Nun aber wird es mir ganz bewußt, daß „hamitisch" gegenüber „äthiopisch" etwas Gegensätzliches nicht nur nach Zeit und Rasse, sondern auch nach Raum und Seele sein muß — etwas, was tiefer liegt als Geschichte und historische Bedeutung, etwas, was in höherem Sinne Raumgebundenheit gegenüber dem Periodenwechsel ist; — vor allem etwas, was genau ebenso auch in Europa grundlegend und entscheidend, geschichtsbedingend und zeitlos überragend ist.

Hier oben in der Wüste, in Augenblicken, die mich als Einsamen auf der steinigen Hammada im Stampfen über die Sanddünen angetroffen haben, — in der unendlichen Einöde und Verschwiegenheit, — hier wurde es mir mehr und

mehr klar, daß die Zeit des Sammelns und Erlebens nun bald einmal ein Ende nehmen muß und daß alle diese Reisejahre ein herrliches Durchgangsstadium bedeuteten, dem der Weg in schwere Verantwortung folgen m u ß.

Der Abschluß hier und der Beginn dort drängen!

Sicherlich will ich den Pflichten des Augenblicks mich nicht entziehen! Sicher habe ich hier und noch weiter im Süden viel zu tun und zu lernen. Und Du weißt, daß ich mich keinem Anspruch, der zu Recht besteht, entziehen werde.

Aber im ganzen genommen, fühle ich doch, daß das, was mich von jung an herauszwang und herausdrängte, erfüllt ist, daß neuer Lebenswille und auch Fähigkeit zu Neuem mich treiben und daß etwas Zwingendes neue Ansprüche an mich stellen wird.

Im übrigen fühle ich mich körperlich wohler, bin aber doch wohl nicht ganz gesund. Irgend etwas steckt mir im Gedärme, das sich noch nicht zeigt. — Eure Post erwarten wir nun in zwei oder drei Wochen.

Ueber die speziellen Expeditionsereignisse wird Dir usw. gez. Leo.

15. Die Umkehr.*)

(SIEBENTE REISE.)**)

(1915.)

Bewegung und Ruhe der Lebenspole. — Die Umkehr. — Das Erlebnis. — Die neue Lebensaufgabe. — Der Sinn der Katastrophe. — Der natürliche Wille zum Stilbewußtsein.

Asmara, italienisches Abessinien,

22. März 1915

Wieder einer dieser herrlichen Ausflüge, durch Steppe mit Felsschluchten zur Seite, unter einem unendlich weit ausgespannten Himmel,

*) Aus dem Tagebuch der Afrikafahrt im Kriege. Vierte Reiseperiode, Notizheft XV, S. 59 bis 74.

**) Die siebente Reise (Dezember 1914 bis Mai 1915) führte durch die Türkei über das Rote Meer nach dem nördlichen Abessinien. Sie wurde ausgeführt im Auftrage des Generalstabes und der obersten Heeresleitung. An wissenschaftlichen Ergebnissen erbrachte sie weitere Grundlagen zur Bestimmung der Kulturbeziehungen zwischen Nordostafrika und dem südlichen Arabien sowie Aufschlüsse über die Bedeutung und die Lage der verloren gegangenen Erzbergwerke. Anmerkung des Institutes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

— in einer Luft, die sogar unsere Pferde zu lebhaftem Frohsinn erregt. Dann durch die Ortschaften in ihrer verträumten Ruhe mit ihren höflichen, gütigen Bewohnern. Wieder habe ich allerhand gehört über schlichte Kindererziehung, über das heidnisch naive Christentum und über die politische Organisation. Ach, wie tief rührend und für uns beschämend ist doch diese gedanklich leichte, gedanklich selbstverständliche, gedanklich naturnotwendige Seele Afrikas, meines Afrika. Mein Afrika, — ja es sind jetzt zehn Jahre her, daß ich wieder und immer wieder mich mit ihm vermähle, seine Hand suchend und packend. Und immer war es dieselbe freundliche schwesterlich-mütterliche Hand, die einmal berührt und ergriffen, in der meinen liegen blieb, verbindend zugetan; und immer war ich es, der sie entgleiten ließ, wenn ich nach Europa zurückkehrte — zehn Jahre hindurch.

Nun bin ich meinem Erdteil wieder verbunden, aber diesmal kam ich nicht mit ganzem Herzen. Weshalb nicht, das will ich einmal in Worten zusammenzufassen versuchen, um dem bangen Gefühl derart Gestalt und mir Herrschaft über diese Gestaltung zu geben.

Wenn ich sonst Europa verließ, blieben liebe und innig verehrte Menschen, Daseinsformen und Dinge hinter mir. Daß ich auf viele Monate den Verkehr mit ihnen aufgab, war mir jedesmal bewußt und doch von geringer Bedeutung. Das Heimische war ja das Ruhende, Sichere, ich in der Bewegung. Und wenn ich mir auch des Geschickes meiner Bewegung doch wohl nie ganz sicher war, so doch umsomehr dessen des Zurückgelassenen, das in ruhigem Behagen, raumbestimmt, schicksalsgesichert und zeitlos geruhsam nach althergebrachtem Gependel sein Dasein verbrachte.

— So regelmäßig im Gependel, daß ich es gern floh! — daß es mir hierin schier unbegreiflich, erschreckend, unheimlich erschien. Denn es ist ja eine Unwahrheit, m u ß eine solche sein, wenn schon ein einziges Leben, Sinnen, Fühlen (wie das kleine meine) so machtvoll zwischen zwei Polen schwankt, in Flammen die Sorge und Not hier glüht und im Jubel die Seelenspannung zuckt — wenn es in einem einzelnen, der doch ein Teil des Ganzen ist, so aussieht —, ja, dann muß es eine Lüge, eine Unwahrheit, ein Selbstbetrug sein, wenn das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ganze, ein ganzer Erdteil, die die Erde „beherrschende“ Menschheit seine Tage im Schlafrock verbringt, durch die Zeit in Pantoffeln trottelt, morgens Schreibärmel anlegt, mittags stöhnt und abends bierbankert. — Immer wieder wurde mir Europa unheimlich aus seiner selbstbetrügerischen Langeweile heraus.

Und ich floh es und zog hinaus in den Erdteil der Bewegung, in das Land, in dem Leben und Tod brüderlich nebeneinander herschreiten, in dem alle Wahrheit, aller Stil, alles gewachsen ist: Erde und Pflanze, Tier und Mensch, Zeit und Raum.

So wie ich das Menschliche und seine Möglichkeiten, seine Natur und seine Begrenzung — ich glaube von Kindheit an — empfunden, gefühlt und — geliebt habe. So, wie ich es zu erfassen mir als Lebensaufgabe gestellt habe, in seiner Gebundenheit an den Raum und an die Zeit, im Banne der großen herrlichen Erscheinung, die ein Ausdruck dessen sein muß, was der kleine Mensch stammelnd Gott nennt. — In Afrika traf ich das. Das, was ich als Jüngling daheim ersonnen, hatte sich draußen bewahrheitet — bewahrheitet sich immer mehr

als Zwang, zuletzt aus dem seichten Strande in das Tiefe, in jene Region, die man nicht mehr schwimmend, sondern nur noch tauchend erreichen kann; bis dahin, wo durch die von unseren menschlich kümmerlichen Wahrnehmungs- und Denkorganen erreichbaren Tatsachen hindurch Wirklichkeiten erkannt wurden. Das wurde meine Welt, mein Lebensinhalt. — Und Europa hatte hiermit gar nichts zu tun, denn es lebte — ohne Natur.

So war es.

Und diesmal?

Gewiß, ich bin nicht hinausgefahren, um meinem Drängen, meinen Gedanken zu folgen. Diesmal ist das Ziel, dem ich nachstrebe, nicht meiner Sache wegen aufgestellt. Aber das ist nur ein rein Aeußerliches. Das, was mich bis in das Innerste bewegt und ja bewegen muß, das ist die große Umkehr der Dinge! Europa und Deutschland verließ ich als ein Brandmeer, eine Flammenflut, als einen riesenhaften Vulkan, und hier in Afrika, das mir immer so natur- und lebensstark erschienen, hier herrscht Ruhe, Friede, Gleichmut. Es ist die Harmonie

der Natur, natürliches Sein und Werden. — Europa aber eine Ekstase, die furchtbare Explosion eines Dampfkessels, dessen Ventile sich verstopften. Hier sitze ich in meiner behaglichen Ruhe und in ungestörten Furchen und hinter mir der Weltbrand. Durch Lohe und Flammen hindurch jagte ich hierher, und als ich die letzte Not auf dem Roten Meer, die letzte Not weit aus dem europäischen Brandkessel bis in diesen entlegenen Winkel hinleckender Flammen überwunden hatte, — da umfing mich der Frieden der Natur Gottes und seiner Geschöpfe.

Dies die Umkehr!

An dem Tag, an dem ich mit meinen treuen Kameraden unten im Kiel der Sambuk lag, das Gehör angespannt gerichtet auf das Gehabe und Gespräch der französischen Offiziere, die Hand am Todesstrang, das Auge gerichtet auf das winzig kleine Loch zu unseren Köpfen, — als da in einer Stunde mein Sein wie ein schnelles Wunder an mir vorbeizog, da fühlte ich, daß nun die Entscheidungsstunde meines Lebens gekommen war, — nicht in Dingen Leben oder Tod, denn das ist mir natürlich

eine recht übliche Sache geworden, — nein, in der großen Frage nach der Fülle eines das ganze Leben umbildenden Ereignisses. Da wußte ich, daß mit dieser Stunde des Heraustritts aus der europäischen, jetzt plötzlich explodierenden Welt mein Leben ein neues Ziel gewinnen mußte, zwangsmäßig, ohne Willen, als innerer Beruf.

Und ich erschrak.

Den Willen zur Hilfe des Heimatlandes haben zur Zeit wir alle, und das ist keinem etwas Neues. Aber daß dies als Notwendigkeit und Aufleuchten im Lebensgefühl, als noch Unklares und doch Schicksalsentscheidendes, als Unverständliches und doch Selbstverständliches im Leben auftritt, das bedeutet eine Lebensintuition, die in den Jünglingsjahren natürlich, in späterem Alter aber nicht selbstverständlich ist.

Aber hier in den ruhigen Tagen in Asmara, inmitten der natürlichen Welt Afrikas, da kam mir das alles allmählich zum Wissen, zum Verstehen.

Auch Europa ist zurückerwacht zur Natur, zur Erkennbarkeit, zum natürlichen Dasein. Die Organität seiner Kultur ist aufgeflammt und

sie, die große und herrliche, sproßt und treibt und dehnt sich und lebt, lebend Wahres enthüllend, Unwahres begrabend.

Für mich die Umkehr!

Für mein Lebenswerk Aufgabenfestsetzung bis in mir noch undenkbare, unvorstellbare Dimensionen.

Umkehr!

Jetzt gilt es nicht mehr, in der Welt, draußen, in der Weite, der natürlichen, der gewachsenen und wachsenden, dem Wesen der Dinge nachzugehen, eine Theorie der Anschauung über das Werden und Sein der Außenwelt zu gewinnen, — das alles, das muß nun der Vergangenheit gehören.

In Zukunft heißt es das Werk am heimischen Kontinent, am Heimatland fortsetzen; jetzt gilt es, Europa und Deutschland zu verstehen. Und da wird es sich nun zeigen müssen, ob das, was in den zehn Lehrjahren hier draußen in Afrika gewonnen wurde als Form und Sinn, als Handwerkzeug und Handhabe, sich bewährt. Wenn dem so ist — und ich bange jetzt täglich und stündlich um die Frage —, wenn dem so ist,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

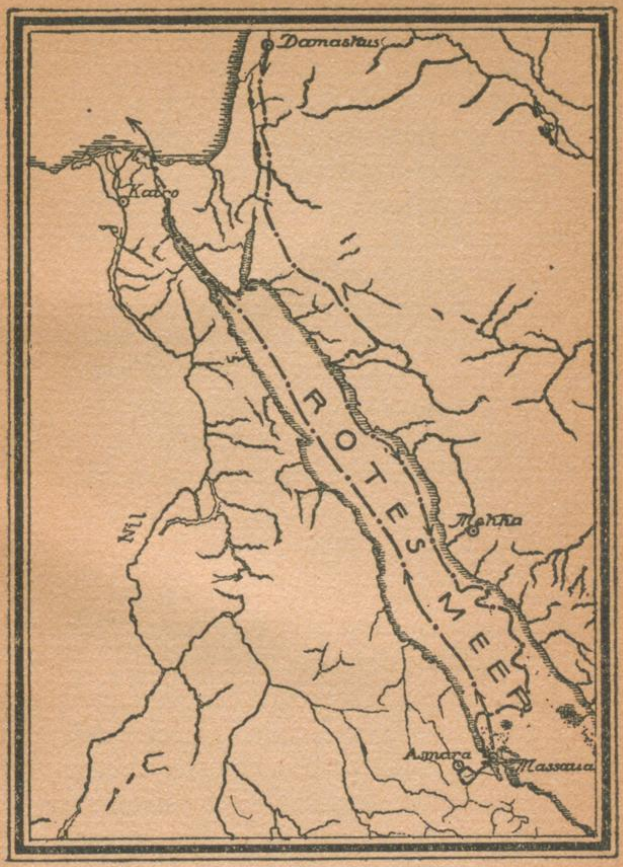


Abb. 7. Skizze zur siebenten Reise.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dann werden wir in den europäischen Kulturen die gleichen Züge unbeugsamer Naturwüchsigkeit sich enthüllen sehen, wie dies die Außenwelt bot. Eine riesenhafte Wesens-, Sinnen- und Formkunde der Kulturen des „herrschenden" Erdteiles muß sich ergeben. Aus dem Chaos von heute, aus dem Erwachen, der auflodernden Lebenskraft muß wieder Stilkenntlichkeit, Naturwahrheit, Arteneinheit erstehen. Die Kulturen Europas werden deutlich, und damit muß es unserem Forschen (so wir genügend vorbereitet sind) gelingen, Kultur ebenso bewußtseinsmäßig zu durchdringen wie die toten und lebenden Wesen der den Menschen umgebenden Welt.

Und daß der Mensch sich der Wesenheit seiner Kultur nach Sinn, Raum und Zeit bewußt werde, das halte ich für den Ausgangspunkt einer neuen Weltanschauung, da damit die schrecklichen Analysen und der Materialismus ihr Ende nehmen müssen.

Denn daß die Kultur, wie ich früher schon sagte, ein drittes Reich (neben organischer und anorganischer Welt) ist, das ist mir in diesen Jahren der Wanderung immer mehr zur Erkenntnis geworden. Aber dieses Reich wird

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unserem Bewußtsein nicht gewonnen werden mit den Hilfsmitteln der Naturwissenschaft, wie ich früher glaubte, sondern durch pietätvolle Anerkennung einer auf wissenschaftlichem Wege erreichbaren Metaphysik.

Das heißt auch durch eine endgültige Umstellung in unserer heute unglaublich überheblichen Ansicht über die Grenzenlosigkeit und Möglichkeiten des menschlichen Willens.

Was das heißt?

Menschliche Kultur ist Steigerung, und zwar eine solche, die Bewegung zeigt in vorhistorischer (nicht aber ebenso sicher in urgeschichtlicher) und geschichtlicher Zeit — eine Bewegung im Sinne eines Sichverschiebens von Osten nach Westen. Auf dieser Bahn ist sie aus dem Seelischen durch das Mythologische (wie ich es im „Zeitalter des Sonnengottes" und — in der Darstellung der „Aethiopen" angedeutet habe), Religiöse und Philosophische in das Finale des Zweckes gelangt, der am Ende der Bahn nämlich in Europa die Menschen ebenso beherrscht wie vordem Mythos, Religion und Philosophie. Diesen selben

Wandel bringen die höchsten Willenssteigerungen des Menschen zum Ausdruck. Die Schweine werden auf Fett und kurze Schnauze, Kartoffeln auf Stärkegehalt, Kinder auf Mediokrität und Staatsviehzucht und Staatsbürger auf Polizeidisziplin, Parlamente auf Utilitarismus und Fürsten auf beamtliche Verwendbarkeit gezüchtet. Wenn im Beginne der Steigerung die Menschheit bereit war, das Leben für die Seligkeit zu zahlen und den Tausch als billig erachtete, so wird an dem Ende, bei dem wir angelangt sind, das Seelische und Metaphysische einerseits vertan und andererseits durch das wissenschaftliche Dogma mit dem Bann belegt. Und damit „schafft" der Mensch sich Lebensgarantien, die ihm alles sind: Sozialversorgung und Bequemlichkeit. Aber sein Wille kann alles — bis der Dampfkessel platzt.

Und er ist geplatzt.

Die „Willenskraft" der europäischen Kultur hat uns alle, Engländer wie Russen, Deutsche wie Franzosen, zu Kieseln gemacht, die rund sind wie in einem Gebirgsbach oder am Meeresstrande. Eine kulturphilosophische Delikatesse war es, diese Produkte des „menschlichen"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Willens in ihrer schönen Glätte nebeneinander liegen zu sehen.

Aber jetzt sind sie in die Mühle Gottes geraten. Das künstliche Oberflächenpolieren ist zu Ende. Sie tanzen und springen zwischen den harten Rastern und den erbarmungslosen Trommeln des Schicksals. Und nun?

Der eine erweist sich als Granit, der andere als Sandstein, der dritte als Kalk und der vierte als Porphyr. Bruch und Farbe werden wieder erkennbar.

Das ist der Sinn dessen, was da droben in Europa geschieht, während wir hier in friedlichen Negerdörfern naturgewachsene Kultur, Unverzehrtes, Nichtverschliffenes erleben.

Das Wesen des Stils der Kulturen Europas zu erfassen, das wird meine endgültige Aufgabe sein. Denn das hat diese tolle Fahrt und die plötzliche Umkehr hier draußen gelehrt. Nicht im Ausgang des Krieges liegt das Schicksal der Kulturen Europas, sondern in ihrer Schälung, ihrer Rückkehr zur „Natur", zum S t i l !

Ich denke da jetzt häufig an meine Freunde am Niger und an ihren Streit um das Weltbild:

Weitengefühl hier, Höhlengefühl dort! Ist es in Europa anders? Und welches sind die Sinnwerte der sich mir immer wieder aufdrängenden Gedanken über eine Verschiebung des Orients und eine Einengung des Okzidents?

Bange frage ich mich, ob Kraft und Werkzeug genügen werden, dem Sinne der Umkehr zu folgen und das von außen her zu erleben, was ich von innen her nur zu sehen gewohnt war. Ich weiß es, wie schwer die Last sein wird, die ich damit auf meine Schultern nehme. Aber einer muß sie tragen. Welches Schicksal aber auch diese meine Kriegsfahrt nehmen wird: der Stunde im Kiel der Sambuk und der erregenden Nächte im friedlichen Asmara werde ich stets gedenken.

Frobenius.

NACHTRAG:

Des Leo Frobenius Veröffentlichungen aus den Reisejahren.

IM SCHATTEN DES KONGOSTAATES. Bericht über den Verlauf der ersten Reise der D. I. A. F. E. von 1904—1906, über deren Forschungen und Beobachtungen auf geographischem und kolonialwirtschaftlichem Gebiet. Mit 8 Kartenblättern, 33 Tafeln und ca. 318 Illustrationen und Geländedarstellungen im Text, hrsg. und bearb. XIV, 468 S., Berlin, G. Reimer, 1907.

KULTURTYPEN AUS DEM WESTSUDAN. (Auszüge aus den Ergebnissen der Zweiten Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition nebst einem Anhang über Kulturzonen und Kulturforschung in Afrika.) 125 S. 1 Karte und 7 Figuren im Text. Erg.-Heft Nr. 166 zu „Petermanns Mitteilungen". Gotha, J. Perthes, 1910.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DER SCHWARZE DEKAMERON. (Belege und Aktenstücke über Liebe, Witz und Heldentum in Innerafrika.) 389 S. Berlin-Charlottenburg, Vita, 1910.

AUF DEM WEGE NACH ATLANTIS. Bericht über den Verlauf der 2. Reiseperiode der D. I. A. F. E. in den Jahren 1908—1910. Hrsg. von Hermann Frobenius. XV, 411 S. Mit 27 Abb., 49 zum Teil farbigen Taf. u. 2 farb. Karten. Berlin-Charlottenburg, Vita, 1911.

UND AFRIKA SPRACH..... (Wissenschaftl. erweiterte Ausgabe des Berichts über den Verlauf der 3. Reiseperiode der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition in den Jahren 1910 bis 1912.) — Erster Band: Auf den Trümmern der klassischen Atlantis. XXV, 402 S., 250 Illustr., 26 Tafelbilder, 2 mehrfarb. Taf., 3 Kupferdrucke, 4 Heliogravüren u. 4 Pläne. — Zweiter Band: An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz. IX, 391 S., 51 Illustr. u. Tafelbilder, 1 mehrfarb. Tafel, 2 Kupferdrucke u. 4 Pläne. — Dritter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Band: Unter den unsträflichen Aethiopen. XXIV, 508 S., 56 Illustr. u. Tafelbilder, 1 mehrfarb. Tafel, 1 Kupferdruck u. 2 Karten. — Vierter Band: Die ewigen Wege. (Noch nicht erschienen.) Berlin-Charlottenburg, Vita, 1912—1913.

UND AFRIKA SPRACH..... Bericht über den Verlauf der 3. Reiseperiode der D. I. A. F. E. in den Jahren 1910—1912. Mit Unterstützung des Hamburger Museums für Völkerkunde herausgegeben. Mit 68 ganzseit. Bildern, über 200 Textillustrationen, 1 buntem Bild, 4 Pl. und Tafeln. Volkstüml. Ausgabe. VIII. S. S. A.-H. II und 669 S. Berlin-Charlottenburg, Vita, 1912.

THE VOICE OF AFRIKA. (Being an account of the travels of the German Inner African Exploration Expedition in the years 1910—1912.) Translated by Rudolf Blind. Two vols. XXIII, 682 p. 70 plates, 2 coloured frontispieces, 200 Illustrations in the text. London, Hutchinson & Co., Paternoster Row, 1913.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

SCHWARZE SEELEN. (Afrikanisches Tag- und Nachtleben.) Neue Erzählungen. 503 S., Berlin-Charlottenburg, Vita, 1913.

DER KLEINAFRIKANISCHE GRABBAU. (Einzelbericht aus dem Arbeitsergebnis der 4. Reiseperiode der D. I. A. F. E.) 84 S., 23 Tafeln. Sonderabdruck aus der „Praehistorischen Zeitschrift" 1916.

Nachträglich.

ATLANTIS .... (Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas in 15 Bänden.) München, Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie. Hrsg. von Leo Frobenius. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Bisher erschienen: Band I. Volksmärchen der Kabylen. Weisheit. IV, 292 S. 1921. Mit 8 Abb.

Band II. Volksmärchen der Kabylen. Das Ungeheuerliche. 294 S. 1922. Mit 3 Abb.

Band III. Volksmärchen der Kabylen. Das Fabelhafte. 356 S. 1921. Mit 4 Abb.

Band IV. Märchen aus Kordofan. 309 S. 1923. Mit 1 Karte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Band VI. Spielmannsgeschichten der Sahel. 351 S. 1921. Mit 1 Tafel, 2 Karten.

Band VII. Dämonen des Sudans. Allerhand religiöse Verdichtungen. 373 S. 1924.

Band VIII. Erzählungen aus dem Westsudan. 292 S. 1922. Mit 3 Tafeln.

Band IX. Volkserzählungen und Volksdichtungen aus dem Zentral-Sudan. 426 S. 1924. Mit 2 Karten.

Band XI. Volksdichtungen aus Oberguinea I. Band. Fabuleien dreier Völker. 356 S. 1924. Mit 4 Abb.

DAS STERBENDE AFRIKA. Erster Band XI, 86 S. mit 30 zum Teil farbigen Lithographien und 57 Tafeln. O. C. Recht Verlag, München, 1923. Veröffentlichung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie. Hrsg. v. Leo Frobenius. Zweiter Band im Druck.

DER KOPF ALS SCHICKSAL. 186 S., 13 Bildtafeln, 1924. Verlag Kurt Wolff, München.

HADSCHRA MAKTUBA. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas von Leo Frobenius und Hugo Obermaier. Veröffentlichung des Forschungs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

instituts für Kulturmorphologie. Verlag Kurt Wolff, München. In 2 Lieferungen.
Erste Lieferung mit 31 Tafeln. 1924.
Zweite Lieferung mit 129 Tafeln. 1925.

H. KOEHN,
Archivar des Afrika-Archives.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

S. 17 v. 7027

T 51 913 078

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

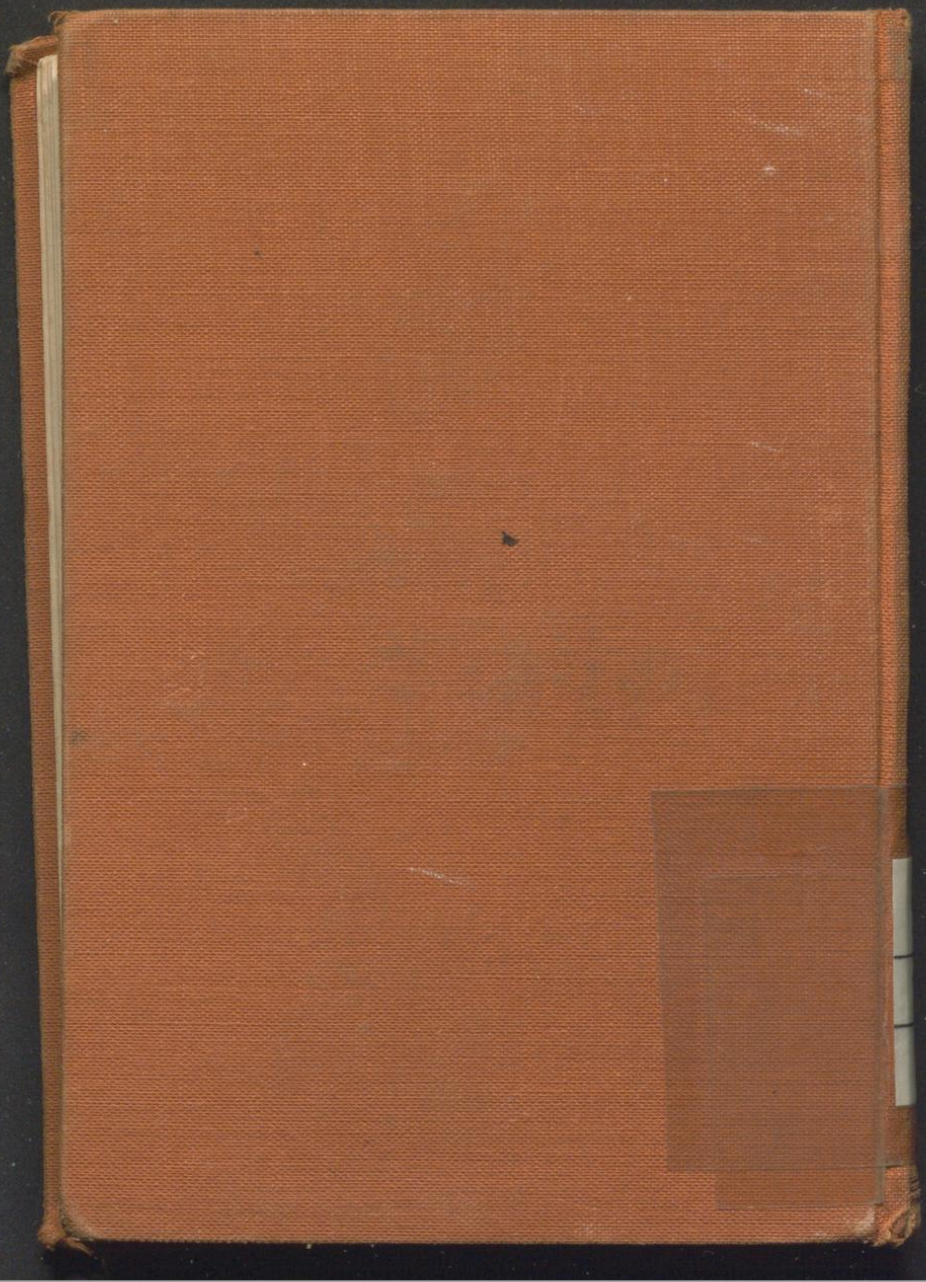
14. Sep. 1979
Z 14. 9. 79

11. April 1985

29. Dez. 1988

Z 04. JAN 1989

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main